Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Anne Ward Radcliffe

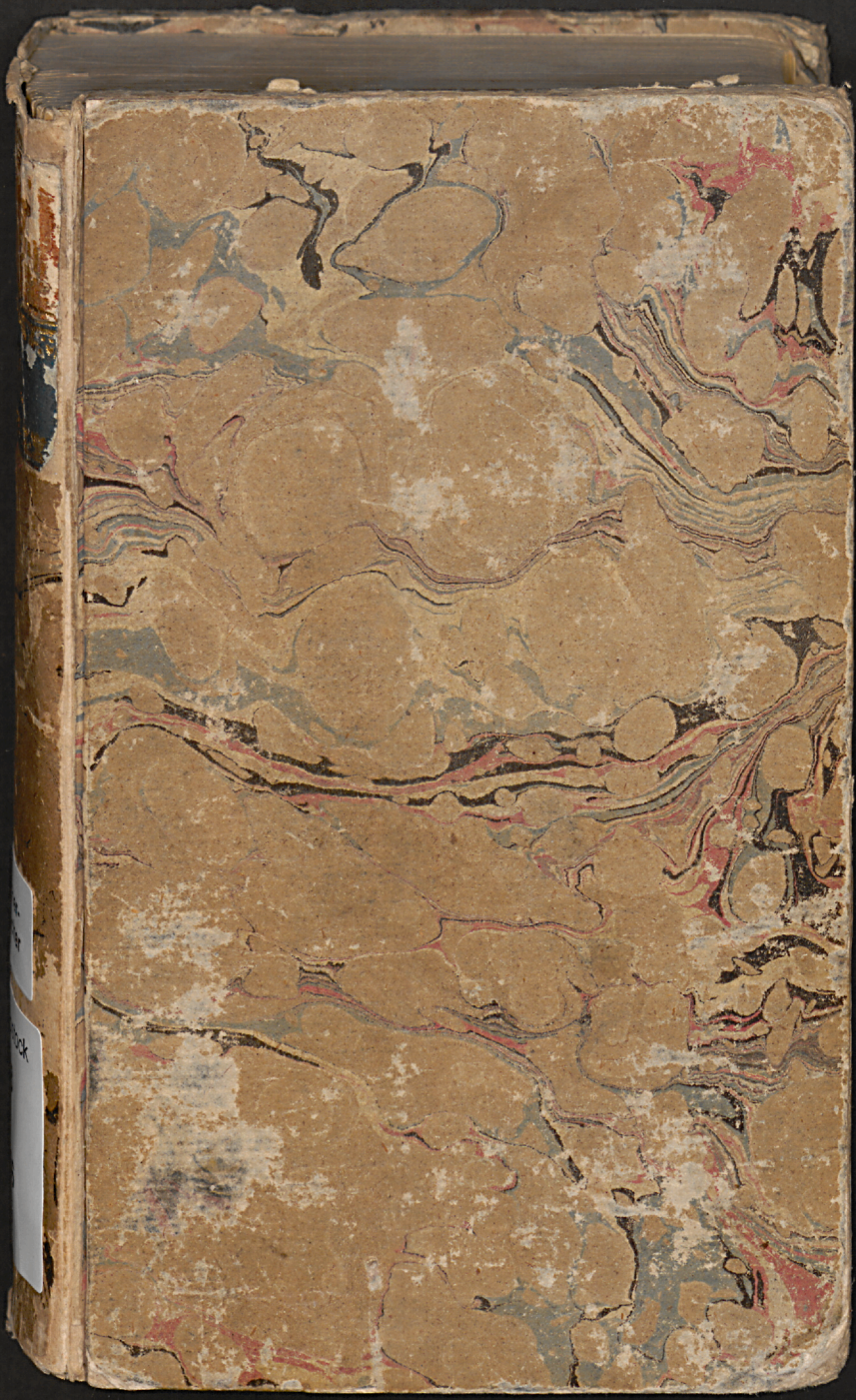
Udolphos Geheimnße

Theil 1/2 : Erster und zweyter Theil

Wien: Prag: Haas, 1798

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X

Band (Druck) Freier Zugang



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0001
DFG

N 2024a
N 560/1a

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0003
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0006
DFG

~~N2024a~~
N560/1a

Adolphos Geheimniße.

Aus den Englischen
Von d.
Verfaßer: der Adeline.
Erster und zweyter
Theil.



Wien und Prag
bey Franz Haas 1798.

Englisches Seminar
4457
Universität Rostock
BIBLIOTHEK
Nº
ELČOVIC

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn72745692X/phys_0007
DFG

HK 2794 U21.798 -1

Universitäts-
bibliothek
Rostock

2003.18034

MAG 2003 A 10336 (1/2)

Universitäts Bibliothek Rostock

http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn72745692X/phys_0008

DFG

Udolphos Geheimnisse.

Erstes Kapitel.

Im Jahr 1584 stand in der Provinz Gasconien an den reizenden Ufern der Garonne das Schloß des Herrn St. Aubert.

Er war der jüngere Abkömmling einer vornehmen Familie, nach deren Wunsche eine reiche Heirath, oder eine glänzende Bedienung den Mangel väterlichen Vermögens bey ihm ersetzen sollte. Allein St. Aubert besaß ein zu zartes Ehrgefühl, um das erste zu suchen, und zu wenig Ehrgeitz, um das, was er Glückseeligkeit nannte, dem Streben nach Glanz und Reichthum aufzuopfern. Nach seines Vaters Tode heirathete er ein sehr liebens-

würdiges Weib, die ihm an Geburt gleich, und nicht reicher als er war. Der Verstorbene hatte durch seine Freygebigkeit oder vielmehr Verschwendung, seine Angelegenheit in solche Verwirrung gebracht, daß sein Sohn es nothwendig fand, einen Theil der Familiengüter zu verkaufen. Wirklich veräusserte er auch wenig Jahre nach seiner Heirath den größten Theil davon an den Bruder seiner Frau, Herrn Quesnel, und begab sich auf ein kleines Gut in Gasconien, wo er seine Zeit zwischen dem Genusse ehelicher Glückseeligkeit, der Ausübung väterlicher Pflichten und der Beschäftigung mit den Schätzen der Gelehrsamkeit und des Genies theilte.

Er hatte von Kindheit auf an diesem Plätzchen gehangen. Oft machte er als Knabe kleine Reisen dahin, und nichts hatte die frühen Eindrücke vertilgen können, welche die Gutmüthigkeit des freundlichen, grauköpfigen Pachters auf ihn machte, der nie unterließ, seinen jungen Gast mit Sahne und Früchten, und allem, was seine kleine Hütte vermochte, zu bewirthen. Nie dachte er ohne wehmüthige Schwärmerey zurück an die grünen Wiesen, auf welchen er so oft im Wohlgefühl der Gesundheit und jugendlicher Freyheit umhersprang; an die Wälder, unter deren erfrischenden Schatten er zuerst der sinnenden Melancholie Raum gab, die späterhin einen Hauptzug seines Charakters ausmachte — an die wilden Spaziergänge auf den Bergen; an den Fluß, auf dessen Wellen er sich wogte, an die fernen Fluren, die sich eben so grenzenlos ausdehnten, als seine frühen Hoffnungen. Es war ihm unbeschreiblich wohl, als er sich endlich von der Welt losmachen und sich hieher zurück-

ziehen konnte, um die Wünsche so mancher Jahre in Erfüllung zu bringen.

Das Gebäude bestand damahls nur aus einer Sommerhütte, die bloß durch reinliche Einfachheit und angenehme Lage dem Fremden gefiel, und sehr erweitert werden mußte, um einer Familie bequemen Raum zu geben. St. Aubert fühlte eine gewisse Anhänglichkeit für jeden Theil des Gebäudes an welchem irgend eine Erinnerung aus seiner Jugend klebte, und konnte sich nicht entschließen, einen Stein aus seiner Stelle zu rücken. Der neue Anbau wurde folglich nur dem alten angepaßt und machte mit ihm zusammen nur eine einfache und elegante Wohnung aus. Der Geschmack der Frau von St. Aubert hatte sich an der innern Einrichtung gezeigt. Dieselbe reine Einfalt, welche die Sitten der Einwohner bezeichnete, blickte auch aus dem Amöblement und wenigem Zierrath der Zimmer hervor.

Die Bibliothek, die mit einer Sammlung der besten Schriften aus den alten und neuen Sprachen bereichert war, nahm die westliche Seite des Schlosses ein. Dieses Zimmer stieß an ein Wäldchen an der Spitze eines kleinen Berges, der sich zum Flusse hinabsenkte. Die schlanken Bäume gaben ihm einen melancholischen, angenehmen Schatten, während das Auge aus dem Fenster die reiche, lachende Landschaft erblickte, die sich nach Westen hinzog und zur Linken von den kühnen Spitzen der Pyrenäen beschattet wurde. An die Bibliothek stieß ein mit schönen und seltnen Pflanzen angefülltes Gewächshaus, den die Botanik war ein Lieblingsstudium des Herrn von St. Aubert. Oft brachte er den Tag zwischen den benachbarten Gebürgen hin, die dem Naturforscher eine reiche Ernte für seinen Ge-

schmack darbothen. Zuweilen begleitete ihn seine Gemahlinn auf diesen kleinen Wanderungen, öfterer aber seine Tochter. Mit einem kleinen Körbchen zum Einsammlen der Pflanzen an einem, und einem andern Körbchen voll kalter Küche, die man in der Hütte des Schäfers nicht fand, am andern Arm, durchstrich sie an seiner Seite die romantischen, prächtigen Gegenden, ohne sich durch die Reize der demüthigen Kinder der Natur von der Beschauung ihrer ungeheuern Werke abziehn zu lassen. Waren sie es müde, auf Klippen umher zu klettern, die nur den Fußtritten des Schwärmers zugänglich schienen, und wo nur die Spur der wilden Gemse auf dem Grase das Daseyn eines lebendigen Geschöpfes verrieth, so suchten sie sich eine der grünen Höhlen, die so schön den Busen dieser Berge schmücken, und verzehrten unter dem Schatten der Fichte oder Ceder ihr einfaches Mahl, versüßt durch das Wasser des klaren Stroms und durch den Duft der wilden Blumen und aromatischen Pflanzen, welche die Felsen einfaßten und aus dem Grase hervorschimmerten.

An die östliche Seite des Gewächshauses stieß ein Zimmer, welches Emilie das ihrige nannte, und worin sie ihre Bücher, Zeichnungen und musikalischen Instrumente nebst einigen Lieblingsvögeln, um sich versammlet hatte. Hier beschäftigte sie sich gewöhnlich mit den schönen Künsten, die sie bloß aus Neigung trieb, und in welchen ihr Genie, durch die Anweisung ihrer Ältern unterstützt, sie früh Fortschritte machen lehrte. Die Fenster dieses Zimmers, die bis zur Erde herabgingen, hatten eine vorzüglich angenehme Aussicht auf einen kleinen Grasplatz, der rings das Haus umgab. Hier wurde das Auge zwischen Lustwäldchen von

Mandeln, Palmen, Ellern und Myrthen hin auf die ferne Landschaft geleitet, wo die Garonne sich ergoß.

Oft sah man die ländlichen Bewohner dieses glücklichen Himmelsstrichs Abends nach vollendeter Arbeit am Rande des Flusses tanzen. Ihre fröhlichen Melodien, ihr leichter Schritt, die lebhafte Fantasie, die aus der oft bacocken Figur ihrer Tänze hervorleuchtete, mit dem geschmackvollen, schalkhaften Anzug der Mädchen zusammengenommen, gaben der Scene ein durchaus französisches Ansehn.

Die Vorderseite des Schlosses, dessen südliche Aussicht auf die erhabnen Berge stieß, enthielt unten an der Erde einen ländlichen Saal und zwey niedliche Wohnzimmer. Der erste Stock (einen zweyten hatte die Hütte nicht) war zu Schlafzimmern eingerichtet, ein einziges Zimmer, das auf einen Balcon stieß, und wo gewöhnlich gefrühstückt wurde, ausgenommen.

Auf dem umliegenden Grunde hatte St. Aubert sehr geschmackvolle Verbesserungen angebracht. Doch hing er so sehr an den Eindrücken seiner Knabenjahre, daß er oft den Geschmack der Empfindung aufopferte. So hatte er von zwey alten Buchen, die das Gebäude beschatteten und die Aussicht hinderten, oft gesagt, daß er schwach genug seyn würde, über ihren Fall zu weinen, und statt sie abzuhauen, pflanzte er lieber noch ein kleines Wäldchen von Fichten und Ellern dazu an. Von einer, durch das schwellende Ufer des Flusses gebildeten hohen Terrasse erhub sich ein Wäldchen von Orangen, Limonien und Palmbäumen, deren Früchte in der Abendkühle balsamischen Wohlgeruch aushauchten. In einzelne Gruppen verstreut, standen noch hie und da Bäume andrer Art. Hier,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0013
DFG

unter dem dicken Schatten eines Ahornbaumes, der seinen majestätischen Wipfel nach dem Flusse hinstreckte, mochte gern in den schönen Sommerabenden St. Aubert mit seiner Frau und Kindern sitzen, und unter dem Laubwerk hervor die untergehende Sonne, den milden Glanz ihres von der Landschaft hinweg schwindenden Lichtes betrachten, bis der Schatten der Dämmerung die mannigfaltigen Formen in ein blaßes Grau zusammenschmolz. Auf diesem Plätzchen las er gerne, sprach mit seiner Frau, oder spielte mit seinen Kindern, und gab sich ganz dem Eindruck der süßen Gefühle hin, die aus Natur und Einfalt quellen. Oft sagte er mit Thränen der Freude in seinen Augen, daß diese Augenblicke unendlich süßer wären, als irgend welche in dem glänzenden Geräusch, wonach die Welt strebt, zugebracht. Sein Herz war ausgefüllt; es kannte keinen Wunsch nach höherer Glückseligkeit als es empfand. Das Bewußtseyn, recht zu handeln, verbreitete eine Heiterkeit über sein Wesen, welche nur dieß Bewußtseyn bey einem Manne von so feinem moralischen Gefühl hervorbringen konnte, und die den Genuß jeder ihm umgebenden Freude erhöhte.

Der tiefste Schatten der Dämmerung konnte ihn nicht von seinem Lieblingsbaume vertreiben. Er liebte die süße Stunde, wo die letzten Farben des Lichts erstarben, wo die dicht gesäeten Sterne durch den Äther zittern, und aus der dunkeln Fläche des Wassers wiederstrahlen; die Stunde, welche vor allen andern die Seele in wehmüthig süßes Nachdenken versteckt, und sie erst zu erhabnen Betrachtungen emporhebt. Oft verweilte er noch hier, wenn schon der Mond seine sanften Strahlen durch das Laub hingoß, und oft wurde sein

ländliches Mahl von Milch und Früchten unter seinem Schatten ausgebreitet, bis durch die Stille der Nacht der harmonische Gesang der Nachtigall drang, und die Seele in schwermüthig süße Gefühle einwiegte.

Der Tod seiner Söhne war die erste Unterbrechung des Glücks, das er in seiner ländlichen Einsamkeit genoß. Er verlor sie in dem Alter, wo die kindische Unbefangenheit so sehr fesseln kann, und wenn er gleich um seiner Gattinn willen, den Ausdruck seines Schmerzes zu unterdrücken, und alle Philosophie aufzubiethen suchte, so fühlte er doch nur zu gut, daß es keine Philosophie gibt, die bey einem solchen Verluste beruhigen kann. Eine Tochter war nunmehr sein einziges Kind, und während er mit sorgsamer Zärtlichkeit die Entfaltung ihrer jungen Geisteskräfte beobachtete, bemühte er sich mit unabläßiger Sorgfalt den Zügen in ihrem Charakter entgegen zu arbeiten, die in der Folge ihre Glückseligkeit stören konnten. Sie verrieth in ihrem frühsten Alter ungewöhnliche Zartheit des Gefühls, und äusserste Güte; nur war mit diesen Eigenschaften ein für ihre künftige Ruhe zu feiner Grad von Zärtlichkeit verbunden. So wie sie an Jahren zunahm, gab diese Fühlbarkeit ihrem Geist einen Hang zum Nachdenken und ihrem Wesen eine Sanftheit, die den Reiz ihrer Schönheit erhöhte, und sie unendlich liebenswürdig machte. Allein St. Aubert besaß zu viel gesunde Vernunft, um einen Schmuck einer Tugend vorzuziehn, und war scharfsinnig genug einzusehn, daß dieser Schmuck zu gefährlich für die Besitzerinn war, um ein Glück genannt zu werden. Er gab sich alle Mühe, ihrer Seele zu stärken, und sie an Herrschaft über sich selbst zu gewöhnen; er lehrte

sie dem ersten Antriebe ihrer Gefühle zu widerstehn, und mit kaltem Blute die Vereitlung ihrer Wünsche zu betrachten, die er selbst ihr oft in den Weg zu legen wußte. Indem er sie unterrichtete, dem ersten Eindrucke zu wiederstehn, und sich die standhafte Seelenwürde zu erwerben, die allein den Leidenschaften das Gegengewicht zu halten, und uns über die Gewalt der Umstände empor zu heben vermag, gab er sich selbst eine Lehre der Stärke; denn oft mußte er mit anscheinender Gleichgültigkeit die Thränen und Kämpfe ansehn, welche seine Sorgfalt ihr kostete.

Emile glich von Person ihrer Mutter; sie hatte ihr feines Ebenmaaß der Gestalt, ihre Feinheit der Züge und ihre blauen Augen, voll süßer Zärtlichkeit. Allein so liebenswürdig auch ihre Person war, bestand doch ihr Hauptreiz in dem Ausdrucke ihres Gesichts, das mit zarter Bewegbarkeit alle Gefühle ihrer Seele verrieth, sobald Gespräch und Unterhaltung sie belebten.

St. Aubert bebaute ihren Verstand mit der ängstlichsten Sorgfalt: er brachte ihr eine allgemeine Übersicht von den Wissenschaften, und eine genaue Bekanntschaft mit allen Theilen der schönen Litteratur bey. Sie zeigte von Kindheit an besondern Geschmack für Werke des Genies, und es war St. Auberts Grundsatz, sowohl als es seiner Neigung gemäß war, jede unschuldige Mittel der Glückseligkeit bey ihr zu befördern. Ein wohl angebauter Geist, sagte er oft, ist die beste Sicherheit gegen die Pest der Thorheit und des Lasters. Die leere Seele hascht immer nach Zeitvertreib, und stürzt sich lieber in Verirrungen, um nur der Langeweile zu entgehn.

Spatziergänge in der schönen Natur gehörten

unter Emiliens frühste Vergnügungen, mehr aber noch als die sanfte und glühende Landschaft liebte sie die wilden Spaziergänge in den Wäldern, die das Gebürge einfaßten; vorzüglich aber die ungeheuern Klüfte und Berghöhlen, wo die Stille und Größe der Einsamkeit dem Ganzen eine schauerliche Ehrfurcht einflößte, und ihre Gedanken zu dem Gotte des Himmels und der Erde emporhub. Oft wandelte sie hier einsam umher, in melancholischen Zauber gewiegt, bis der letzte Schimmer des Tages von Westen verschwand; bis nichts mehr, als der einsame Laut einer Schäferglocke, oder das ferne Bellen eines Haushundes die Abendstille unterbrach! dann weckte die Dunkelheit der Wälder, das Zittern des Laubs in dem Lüftchen, die Fledermaus, die durch die Dämmerung schwirrte, das einzelne, bald verschwindende, bald wiederkehrende Licht in den Hütten, die Kräfte ihrer Seele zur Begeistrung und Poesie.

Ihr liebster Gang war zu einer kleinen Fischerhütte, die St. Aubert in einer Waldhöhle am Rande eines Flüßchens angelegt hatte, das von den Pyrenäen herab strömte, und nachdem es schäumend die Klippen herabgestürzt war, seinen stillen Lauf unter den Schatten hinwand, die sich in seinen klaren Fluthen spiegelten. Über den Wäldern, die diese Höhle einzäunten, erhoben sich die hohen Gipfel der Pyrenäen, welche oft kühn durch die dunkeln Schatten ins Auge sprangen. Oft sah man nur das zertrümmerte Haupt eines Felsen, mit wildem Gesträuch gekrönt, oder eine Schäferhütte, die von dunkeln Cypressen, oder wallenden Ellern beschattet, an einer Klippe hing.

Dieß war auch St. Auberts Lieblingsaufenthalt, wohin er sich oft von der Hitze des Mittags

mit seiner Frau, seiner Tochter und seinen Büchern zurückzog; oft kam er in der süßen Abendstunde, um die schweigende Dämmerung zu begrüßen, oder die Musik der Nachtigallen zu belauschen. Oft auch brachte er sich selbst Musik mit, und weckte das schlafende Echo durch den sanften Laut seiner Hoboe, wofern nicht Emiliens Töne neue Süßigkeit aus den Wellen zogen, über welchen sie bebten.

Einst bemerkte sie auf einem Spaziergange nach diesem Orte einige Zeilen von unbekannter Hand mit einer Bleyfeder an die Wand geschrieben. Voll Verwunderung trat sie näher herzu und fand ein niedliches Sonnet, das an die unbekannte Göttinn dieser Schatten gerichtet war. Emilie besaß nicht Eitelkeit genug, diese Zeilen auf sich zu deuten, eben so wenig aber konnte sie, wenn sie den kleinen Zirkel ihrer Bekannten durchlief, einen andern Gegenstand finden, an den sie gerichtet seyn könnten. Sie blieb also in Ungewißheit, die einem weniger beschäftigten Geist peinlicher gewesen seyn würde, als sie es ihr war. Sie hatte nicht Muße, diesen zuerst unbedeutenden Umstand, durch öfteres Erinnern wichtiger für sie werden zu lassen. Die kleine Eitelkeit die vielleicht dadurch erregt worden war — denn dieselbe Ungewißheit welche ihr verboth, sich für den Gegenstand zu halten, der den unbekannten Dichter zu diesem Sonnet könnte begeistert haben, verboth ihr auch, bestimmt das Gegentheil zu glauben — ging wieder vorüber und unter ihren Studien, Büchern und der Ausübung geselliger Tugenden verschwand bald die ganze Sache aus ihren Gedanken.

Bald nachher erweckte eine Unpäßlichkeit ihres Vaters, der von einem Fieber befallen wurde, ängstliche Besorgnisse in ihrem Herzen. Wiewohl

seine Krankheit nicht eigentlich gefährlich war, erlitt doch seine Gesundheit dadurch einen harten Stoß. Frau von St. Aubert und Emilie pflegten ihn mit unermüdeter Sorgfalt, allein seine Genesung ging langsam, und so wie seine Kräfte wiederkehrten, schienen seiner Gattinn Kräfte abzunehmen.

Seine liebe Fischerhütte war das erste Plätzchen, das er besuchte sobald er sich wieder stark genug fühlte, der freyen Luft zu genießen. Ein Körbchen mit Eßwaaren, mit Büchern und Emiliens Laute wurde vorausgeschickt; Fischergeräth bedurfte er nicht, denn er konnte nie Freude daran finden zu quälen oder zu zerstören.

Nachdem er sich wohl eine Stunde mit Botanisiren beschäftigt hatte, wurde die Mittagsmahlzeit aufgetragen. Es war ein Mahl, durch das Dankgefühl, diesen Ort wieder besuchen zu können, gewürzt, und noch einmahl lächelte reines Familienglück unter diesen Schatten. Herr von St. Aubert sprach mit ungewöhnlicher Heiterkeit; jeder Gegenstand labte seine Sinnen. Die erquickende Freude, welche der erste Anblick der Natur nach dem Schmerz der Krankheit und der Verhaftung im Krankenzimmer gewährt, übersteigt alle Beschreibung, so wie die Begriffe des Gesunden. Die grünen Wälder und Weiden, der blumichte Rasen, das blaue Gewölke des Himmels; die balsamische Luft; das Murmeln des hellen Stroms und selbst das Gesumse jedes kleinen Insekts der Gebüsche schienen die Seele zu beleben und schon das bloße Daseyn zum Seegen zu machen.

Frau von St. Aubert, neu belebt durch die Heiterkeit und Wiedergenesung ihres Gatten, fühlte die Krankheit nicht mehr, die vor kurzem sie nie-

hergebeugt hatte; sie wandelte an der Hand ihres Mannes und ihrer Tochter durch die romantischen Gänge dieses schönen Waldes, und oft wenn sie mit ihnen sprach, und sie abwechselnd ansah, bemächtigte sich ihrer eine wehmüthige Zärtlichkeit, die ihre Augen mit Thränen füllte. St. Aubert bemerkte dieß mehr als einmahl und machte ihr einen sanften Vorwurf darüber; allein sie konnte nur lächeln, seine und Emiliens Hand ergreifen und noch stärker weinen. Er selbst fühlte sich bis zum Schmerzhaften von gleich zärtlicher Wehmuth durchdrungen, und konnte sich nicht enthalten, insgeheim zu seufzen. „Vielleicht werde ich einst auf diese Augenblicke als auf dem Gipfel meines Glücks mit hofnungsloser Trauer zurückblicken. Aber ich will sie nicht durch voreiliges Grämen trüben: ich will hoffen, das ich nicht erleben werde, den Verlust derer zu beweinen, die mir theurer sind, als das Leben selbst."

Um seinen Tiefsinn zu zerstreuen, oder vielleicht ihm ungestört nachzuhängen, bath er Emilien, ihre Laute zu hohlen, die sie mit so süßem Ausdruck zu spielen wußte. Als sie sich der Fischerhütte näherte, erstaunte sie, die Töne des Instruments zu hören, das von der Hand des Geschmacks berührt, eine klagende Melodie hören ließ, die ihre ganze Aufmerksamkeit anzog. Sie hörte in tiefer Stille zu, und fürchtete, sich von der Stelle zu wagen, damit nicht der Schall ihrer Tritte sie um eine Note der Musik brächte, oder den Musikus störte. Ausserhalb des Gebäudes war alles still und niemand ließ sich sehen. Sie horchte weiter bis Überraschung und Freude durch Furchtsamkeit verdrängt wurden. Diese Furchtsamkeit stieg höher, wenn

sie an die Zeilen an der Wand zurückdachte, und sie besann sich, ob sie weiter gehn oder umkehren sollte.

Indem hörte die Musik auf, und nach einem kurzen Besinnen faßte sie Muth, auf die Fischerhütte los zu gehn, die sie mit schwankenden Schritten betrat und — leer fand. Ihre Laute lag auf dem Tisch, alles schien ruhig, und fast glaubte sie schon, ein andres Instrument gehört zu haben, bis sie sich erinnerte, daß ihre Laute auf der Fensterbank liegen geblieben war, als sie mit ihren Ältern in den Wald ging. Sie fühlte sich beunruhigt, ohne zu wissen warum; die melancholische Dunkelheit des Abends, die tiefe Stille des Orts, nur durch das leise Zittern des Laubes unterbrochen, erhöhte ihre fantastische Ängstlichkeit, und sie wünschte die Hütte zu verlassen, als eine Schwäche sie anwandelte und sie nöthigte, sich niederzusetzen. Indem sie sich wieder aufzuraffen suchte, fielen ihr die an die Wand geschriebenen Zeilen ins Auge; sie fuhr zusammen als hätte sie einen Fremden gesehn; doch überwand sie endlich ihre Angst und ging ans Fenster hin; sie sah, daß zu den bereits geschriebnen Zeilen noch andre hinzugesetzt waren, in welchen ihr Nahme stand.

Sie konnte nun nicht länger mehr zweifeln, daß sie damit gemeint sey, doch blieb es ihr noch eben so unerklärlich, als zuvor, wer der Verfasser seyn könne. Während sie darüber nachsann, glaubte sie einen Fußtritt ausserhalb des Gebäudes zu hören, und aufs neue erschreckt ergrif sie schnell ihre Laute und eilte davon. Ihre Ältern fand sie auf einem kleinen Fußpfade, der sich längs der Hütte hinzog.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0021
DFG

Sie setzten sich auf einen grünen von Palmbäumen beschatteten Hügel. Emilie spielte und sang einige ihrer Lieblingsarien mit der Delicatesse des Ausdrucks, worinn sie so ganz Meisterinn war.

Musik und Gespräche hielten sie auf diesem bezauberten Plätzchen fest, bis der Sonne letzter Strahl auf die Fluren sank; bis die weissen Seegel, die unter den Bergen auf der Garonne hinglieten, sich verdunkelten, und die Abenddämmrung sich über die Landschaft schlich. Es war eine melancholische aber nicht unangenehme Dämmrung. St. Aubert und seine Familie standen auf und verließen mit Leidwesen den Ort — ach Frau von St. Aubert wußte nicht, daß sie ihn auf immer verließ.

Als sie die Fischerhütte erreichten, vermißte ihre Mutter ihr Armband und besann sich, daß sie es nach der Mahlzeit vom Arm genommen und auf dem Tisch hatte liegen lassen. Nach langem Suchen, wobey Emilie sehr thätig war, mußte sie sich endlich in den Verlust ergeben. Dieß Armband hatte doppelten Werth für sie, weil ein Miniaturgemählde ihrer Tochter, das erst vor einigen Monathen gemahlt und ihr sehr ähnlich war, sich daran befand. Emilie erröthete, und wurde nachdenkend; ihre Laute und die neugeschriebenen Zeilen hatten sie bereits überzeugt, daß in ihrer Abwesenheit ein Fremder in der Hütte gewesen seyn mußte und der Inhalt dieser Zeilen machte es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, der Spieler und der Dieb eine Person waren. Allein ohngeachtet diese Umstände so ziemlich ein Ganzes ausmachten, hielt doch ein gewisses Gefühl sie unwiderstehlich zurück, etwas davon zu erwähnen, nur nahm sie

sich insgeheim vor, nie wieder ohne Begleitung ihrer Ältern die Hütte zu besuchen.

Schweigend kehrten sie nach dem Schlosse zurück: Emilie dachte nach über den sonderbaren Vorfall: St. Aubert dachte in stiller Dankbarkeit an das Glück, welches er genoß, und Frau von St. Aubert dachte mit Unruhe und Verlegenheit an den Verlust des Gemähldes. Als sie dem Hause nahe kamen; bemerkten sie ein ungewöhnliches Geräusch; sie hörten deutlich Stimmen; sahen Bedienten und Pferde zwischen den Bäumen und endlich auch einen Wagen, der schnell nach dem Schlosse hinrollte. Wie sie näher kamen, erkannte St. Aubert die Livree seines Schwagers und fand Herrn und Madame Quesnel bereits im Besuchzimmer. Sie hatten einige Tage zuvor Paris verlassen, und waren auf dem Wege nach ihrem Gute, das nur zehn Meilen von La Valle lag, und das Herr Quesnel einige Jahre zuvor von St. Aubert gekauft hatte. Es war Frau von St. Auberts einziger Bruder: allein da Übereinstimmung des Charakters die Bande der Verwandtschaft nie bey ihnen verstärkt hatte, pflegten sie nicht viel zusammen zu kommen. Herr Quesnel hatte immer in der großen Welt gelebt: Glanz und Schimmer war sein Wunsch und seine Gewandtheit und Menschenkenntniß hatte ihm den Besitz beynahe von allem was er suchte verschafft. Es war wohl nicht zu verwundern, daß ein Mann von solchem Charakter St. Auberts Tugenden nicht würdigen konnte, und seinen reinen Geschmack, seine Einfachheit und gemäßigten Wünsche für Zeichen eines schwachen Geistes und eingeschränkten Kopfes hielt. Seiner Schwester Heirath mit St. Aubert war für seinen Stolz kränkend gewesen, denn er hatte immer

gehofft eine Verbindung für sie zu knüpfen, die ihm zu der Wichtigkeit helfen könnte, die sein höchster Wunsch war, und wirklich hatte sie auch Anträge von Personen gehabt, deren Rang und Vermögen seinen Hoffnungen schmeichelte. Allein seine Schwester glaubte bey der Bewerbung des Herrn St. Auberts zu finden, daß Glanz und Glückseeligkeit verschiedne Dinge wären, und besann sich nicht, die letztere dem ersten vorzuziehn. Herr Quesnel, wenn er auch die Wahrheit dieser Bemerkung nicht läugnen konnte, würde dennoch gern seiner Schwester Glück der Befriedigung seines Ehrgeitzes aufgeopfert haben, und äusserte bey ihrer Heirath mit St. Aubert insgeheim seine Verachtung über ihre einfältige Wahl. Frau von St. Aubert war zwar klug genug, diese Beleidigung vor ihrem Manne zu verbergen, doch fühlte sie eine geheime Erbitterung in ihrem Herzen aufsteigen, und wenn gleich Achtung für ihre eigene Würde und Rücksichten der Klugheit sie verhinderten, ihren Unwillen merken zu lassen, so behielt sie doch stets eine gewisse Zurückhaltung gegen ihren Bruder bey, deren Ursache er sehr wohl verstand.

Er selbst folgte bey seiner Heirath dem Beyspiele seiner Schwester nicht. Seine Frau war eine Italienerinn, von Geburt eine reiche Erbinn, durch Natur und Erziehung aber eine eitle Närrinn.

Sie beschlossen, die Nacht bey St. Aubert hinzubringen, und weil das Schloß nicht groß genug war, ihre Bedienten zu beherbergen, wurden diese in das benachbarte Dorf geschickt. Nachdem man sich gehörig begrüßt, und die Einrichtungen für die Nacht getroffen hatte, fing Herr Quesnel an, seinen Verstand und Wichtigkeit auszukramen, während St. Aubert, der lange genug in der Einsam-

samkeit gelebt hatte, um diese Gegenstände wenigstens neu zu finden, ihm mit einer Geduld und Aufmerksamkeit zuhörte, die sein Gast fälschlich für demüthige Verwunderung nahm. Er beschrieb die wenigen Festivitäten, welche die Unruhe der Zeit damahls am Hofe Heinrich des Dritten zuließ, mit einer Genauigkeit, welche die Zuhörer einigermaßen für seine Pralerey entschädigte; als er aber auf den Charakter des Herzogs von Zogeuse, auf einen geheimen Traktat, der, wie er wissen wollte, mit der Pforte im Werke sey, und auf die Art, wie man Heinrich von Navarra empfangen hatte, zu sprechen kam, erinnerte sich Herr von St. Aubert seiner vormahligen Erfahrung genug, um zu merken, daß sein Gast nur zu einer untergeordneten Classe von Politikern gehörte, und daß er unmöglich die Wichtigkeit, die er vorgab, wirklich besitzen konnte, da er so viel Werth auf kleine Gegenstände legte.

Madame Quesnel äusserte indessen der Madame St. Aubert ihre Verwunderung, daß sie es aushalten könnte, ihr Leben in diesem entlegenen Winkel der Welt hinzubringen, und beschrieb, wahrscheinlich um Neid zu erregen, den Glanz der Bälle, Banquette und Prozessionen, die eben zur Hochzeitfeyer des Herzogs von Zogeuse mit Margarethen von Lothringen, der Königinn Schwester, waren veranstaltet worden. Sie beschrieb mit gleicher Umständlichkeit sowohl die Pracht, die sie mit angesehen hatte, als die, von welcher sie ausgeschlossen blieb; indeß Emiliens lebhafte Fantasie, während sie mit der heissen Neugier der Jugend zuhorchte, sich die Scenen erhöhte, die sie beschrieben hörte. Frau von St. Aubert aber dachte, indem sie mit einer Thräne im Auge ihre Familie an-

sah, daß wenn auch Glanz die Glückseligkeit schmücke, doch Tugend allein sie geben kann.

Es werden nun zwölf Jahre seyn, St. Aubert, sagte Herr Quesnel, daß ich ihr Familiengut kaufte. — Beynahe — erwiederte St. Aubert indem er einen Seufzer unterdrückte. — Ich bin nun seit fünf Jahren nicht da gewesen, fuhr Herr Quesnel fort: Paris und seine Nachbarschaft ist doch in der That der einzige Ort, wo man leben kann, und ich bin nun einmahl so tief in politische Angelegenheiten verwickelt, und habe alle Hände so voll zu thun, daß es mir schwer wird, mich nur auf ein oder ein paar Monathe fortzustehlen.

St. Aubert schwieg und Herr Quesnel fuhr fort — ich habe mich oft gewundert, wie ein Mann, der in der Hauptstadt gelebt hat, und an Gesellschaft gewöhnt gewesen ist, wie Sie, auf dem Lande ausdauern kann — besonders in einem so entlegnen Winkel wie hier, wo Sie nichts sehen und hören, und sich kaum bewußt seyn können, daß sie leben.

Ich lebe für meine Familie und für mich selbst, und bin zufrieden, jetzt nur das Glück zu kennen; vormahls kannte ich das Leben.

„Ich bin Willens, ein dreyßig oder vierzig tausend Livres auf Verbesserungen zu wenden, sagte Herr Quesnel, ohne daß er St. Auberts Worte zu bemerken schien, denn ich habe mir vorgenommen, zukünftigen Sommer meine Freunde, den Herzog von Durefort und den Marquis Ramont auf ein oder ein paar Monathe mit mir hieher zu bringen."

Auf St. Auberts Frage, worinn diese beabsichteten Veränderungen bestehn sollten, antwortete er, daß er den alten östlichen Flügel des Gebäu-

des niederreissen und statt dessen eine Reihe von Ställen hinsetzen wolle. „Dann, sagte er, werde ich einen Eßsaal, einen Gesellschaftssaal, einen Vorsaal und eine Reihe von Bedientenzimmern anlegen: denn gegenwärtig kann ich kaum den dritten Theil meiner Leute lassen.“

Für unsers Vaters Haushalt war das Gebäude groß genug, sagte St. Aubert, dem es weh that, daß das alte Haus so verändert werden sollte — und der war doch wahrlich nicht klein.

„Unsere Begriffe haben sich seitdem erweitert, sagte Herr Quesnel, was damahls auf anständigen Fuß leben hieß, wäre jetzt nicht zum Aushalten.“

— Sogar dem ruhigen St. Aubert stieg bey diesen Worten das Blut ins Gesicht, doch machte sein Unwillen bald der Verachtung Raum.

„Der Platz um das Schloß ist mit Bäumen überladen; ich denke einige davon umzuhauen.“

Auch die Bäume umhauen! sagte St. Aubert.

„Allerdings. Und warum nicht, da sie die Aussicht hindern. Da steht ein Wallnusbaum, der seine Zweige vor der ganzen Südseite des Schlosses ausbreitet, und so alt ist, daß der hohle Stamm, wie ich höre, ein ganzes Dutzend Menschen in sich fassen kann. Bey aller Ihrer Schwärmerey, werden Sie mir doch nicht streitig machen, daß ein so saftloser alter Baum wie dieser, weder zum Nutzen noch zur Schönheit gerrichen kann.

„Gotteswillen! rief St. Aubert. Sie werden doch den edlen Nußbaum nicht zerstören, der schon seit Jahrhunderten der Stolz der Gegend gewesen ist! Er stand schon in seiner Reife, als das jetzige Gebäude errichtet wurde. Wie oft kletterte ich in meiner Jugend auf seinen breiten Zweigen

umher, und saß, wie in einer Laube unter einer Welt von Blättern, wenn es dick über mir regnete, und doch kein Tropfen bis zu mir drang! Wie oft habe ich mit meinem Buche in der Hand da gesessen, bald gelesen, bald zwischen den Zweigen hinauf die weite Landschaft und die untergehende Sonne gesehn, bis die Dämmerung einfiel und die Vögel zu ihren kleinen Nestern zwischen dem Laube nach Haus trieb. Wie oft — aber verzeihen Sie, setzte er hinzu, indem er sich schnell besann, daß er mit einem Manne sprach, der seine Gefühle weder fassen, noch ihnen Nachsicht einräumen konnte; ich spreche von Zeiten und Empfindungen, die eben so altmodisch sind, als der Geschmack, der diesen ehrwürdigen Baum verschonen wollte."

„Er wird zuverlässig abgehauen werden, sagte Herr Quesnel, ich werde vermuthlich einige Pappelweiden zwischen die dicken Wallnusbäume setzen, die ich vor dem Schlosse stehen lassen will. Meine Frau hat eine besondere Vorliebe für die Pappelweiden und hat mir oft gesagt, wie sehr ein Lustschloß ihres Onkels, nicht weit von Venedig, dadurch verschönert wird."

„An den Ufern des Brenta, wo die pyramidalische Form der Pappelweide durch Fichten und Cypressen gehoben wird, und wo ihre Zweige über lichte Portico's und Säulen wehn, verziert sie unstreitig die Gegend; allein unter den Riesen des Waldes und neben einem schwerfälligen, gothischen Gebäude —

„Gut, gut, unterbrach ihn Herr Quesnel — ich will nicht mit ihnen streiten, Sie müßten wieder nach Paris gehn, wenn wir in unsern Ideen überein kommen wollten. Aber — weil wir doch einmahl von Venedig sprechen, ich bin Willens,

nächsten Sommer dahin zu gehn. Vielleicht werden sich die Umstände so fügen, daß ich von dieser Villa Besitz nehme, die über alle Beschreibung schön seyn soll. In dem Falle werde ich mich eine Zeitlang in Italien aufhalten, und die Verbesserungen, wovon wir sprachen, einem andern überlassen."

Emilie wunderte sich, ihn von einem Aufenthalt in Italien reden zu hören, da er kurz zuvor geäussert hatte, daß seine Gegenwart in Paris so nothwendig wäre, daß es ihm schwer würde, sich nur ein paar Monathe von da wegzustehlen: allein St. Aubert durchschaute die Selbstwichtigkeit des Mannes zu gut um sich über so etwas zu wundern; und die Möglichkeit, daß die Verbesserungen, woran er so ungern dachte, verschoben werden könnten, ließ ihn hoffen, daß sie vielleicht ganz unterbleiben würden.

Ehe sie einander gute Nacht sagten, wünschte Herr Quesnel mit St. Aubert alleine zu sprechen, und sie verfügten sich in ein Nebenzimmer, wo sie lange Zeit verweilten. Der Inhalt dieses Gesprächs blieb verschwiegen, allein es war merklich, daß St. Aubert, als sie zum Abendessen zurückkamen, ganz ausser Fassung war, und daß ein Unmuth, den er nicht unterdrücken konnte, seine Züge beschattete. Seine Frau wurde unruhig, und gerieth in Versuchung, ihn zu befragen, sobald sie allein waren, aber eine gewisse Delikatesse hielt sie zurück, da sie bedachte, daß St. Aubert nicht auf ihr Fragen warten würde, wenn er sie mit dem Gegenstand seiner Bekümmerniß bekannt zu machen wünschte.

Den andern Tag hatte Herr Quesnel vor

seiner Abreise noch eine zweyte lange Conferenz mit St. Aubert.

Nachdem die Gäste Mittag im Schlosse gehalten hatten, machten sie sich in der Abendkühle auf den Weg nach Epourville, wohin sie Herrn und Frau von St. Aubert dringend einluden, wahrscheinlich mehr aus Eitelkeit, um ihre Herrlichkeit vor ihnen auszukramen, als aus dem Wunsche, ihren Freunden Vergnügen zu machen.

Emilie kehrte mit großer Freude wieder zu der Freyheit, die dieser Gäste Gegenwart eingeschränkt hatte, zu ihren Büchern, Spaziergängen und zu der verständigen Unterhaltung ihrer Altern zurück, die sich nicht minder zu freuen schienen, von den Fesseln befreyt zu seyn, welche Hochmuth und Frivolität ihnen aufgelegt hatten.

Frau von St. Aubert klagte, daß sie sich nicht wohl genug befände, an dem gewöhnlichen Abendspaziergang Theil zu nehmen, und St. Aubert ging mit Emilien allein.

Sie wählten einen Spaziergang nach den Gebürgen, um einige arme Alte zu besuchen, die St. Aubert von seinem sehr geringen Einkommen zu unterstützen Mittel fand, welches allem Vermuthen nach Herr Quesnel von seinem sehr großen Vermögen nicht würde gethan haben.

Nachdem er seinen Armen ihr kleines Wochengeld ausgezahlt, geduldig die Klagen von einigen angehört, den Beschwerden andrer abgeholfen und das Leiden aller durch den Blick des zärtlichen Mitleids und das Lächeln des Wohlwollens gemildert hatte, kehrte er mit Emilien durch die Abenddämmerung schweigend zurück, eingewiegt in die süße Ruhe, die aus dem Bewußtseyn guter Hand-

lungen entsteht, und uns geneigt macht, aus jedem Gegenstande um uns her Freude zu schöpfen.

Frau von St. Aubert hatte sich bereits in ihr Schlafzimmer begeben; die Ermattung und Schwermuth, welche sie zeither niedergedrückt hatte, war nach der Anstrengung, womit sie sich vor ihren Gästen zu verbergen suchte, jetzt mit dolpeter Gewalt wieder zurückgekehrt. Den Tag darauf ließen sich Zeichen von Fieber sehn, und St. Aubert hörte von dem Arzt; den er rufen ließ, daß sie dasselbe Fieber hätte, wovon er erst kürzlich genesen war. Wahrscheinlich hatte er sie angesteckt, während sie ihn in seiner Krankheit verpflegte und das Gift war in ihrem schwachen Körper umher geschlichen, bis es endlich zum Ausbruch kam. St. Aubert, dessen ängstliche Besorgniß für seine Gattinn keinen andern Gedanken zuließ, behielt den Arzt im Hause. Er erinnerte sich an die Gefühle und Betrachtungen, die ihn für einen Augenblick niederdrückten, als er das letztemahl in Begleitung seiner Frau und Tochter die Fischerhütte besuchte, und konnte einem bangen Vorgefühl nicht widerstehn, daß diese Krankheit von gefährlichen Folgen seyn würde. Doch gab er sich alle Mühe diese Gedanken vor ihr selbst und vor seiner Tochter zu verbergen, die er mit der Hoffnung, daß die angewandte Sorgfalt nicht vergebens seyn würde, aufzurichten suchte. Der Arzt antwortete auf St. Auberts Frage, was er von der Kranheit hielte, daß der Ausgang von Umständen abhinge, die er nicht voraus bestimmen könnte. Frau von St. Aubert schien besser zu wissen, wie sie daran war, allein sie gab es nur durch Blicke zu verstehn. Sie sah oft ihre bekümmerten Freunde mit einem Ausdruck von Mitleid und Zärtlichkeit an, als ahndete sie den Kummer vorher,

der ihrer wartete, und das wollte sie sagen, daß sie nur um ihrentwillen das Leben ungern verließe. Am siebenten Tage hatte die Krankheit den entscheidenden Punct erreicht. Der Arzt nahm eine ernsthafte Miene an; sie bemerkte es, und sagte ihm heimlich, sie fühlte, daß ihr Tod nahe wäre. Geben Sie sich nicht die Mühe, mich zu hintergehen, sagte sie, ich fühle, daß ich nicht länger leben kann. Ich bin auf diesen Ausgang gefaßt, und war schon lange darauf vorbereitet. Da ich nicht lange mehr zu leben habe, so lassen sie sich durch kein falsches Mitleiden verleiten, meiner Familie mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln; ihr Schmerz würde am Ende nur noch heftiger seyn; ich will mich bemühen, sie durch mein Beyspiel Ergebung zu lehren.

Der Arzt versprach voll Rührung ihr zu folgen, und sagte ihrem Manne mit wenigen Worten, daß keine Hoffnung mehr übrig sey. Dieser war nicht Philosoph genug, um seine Empfindungen bey einer solchen Nachricht zu unterdrücken, allein die Betrachtung, wie sehr der Anblick seines Schmerzes seiner Frau Leiden vermehren müßte, setzte ihn bald in Stand, sich in ihrer Gegenwart Gewalt anzuthun. Emilie wurde anfangs von der Nachricht überwältigt, bald aber belebten ihre heissen Wünsche die Hoffnung in ihrem Herzen, daß ihre Mutter doch noch genesen würde, und an dieser Hoffnung hing sie hartnäckig beynahe bis auf die letzte Stunde.

Bey Frau von St. Aubert zeigte sich der Fortschritt der Krankheit durch geduldiges Ausharren und unterdrückte Wünsche. Die Fassung, womit sie ihrem Tode entgegen sah, konnte nur aus dem Rückblick auf ein Leben enstehn, das, so weit die

menschliche Schwäche es zuläßt, durch das Bewußtseyn stets in der Gegenwart Gottes zu seyn, und durch Hoffnung auf eine bessere Welt geleitet wurde. Aber ganz konnte ihre Frömmigkeit nicht den Schmerz besiegen, sich von denen zu trennen, die sie so zärtlich liebte. Ihre Ergebung, ihre feste Hoffnung, in einer zukünftigen Welt die Freunde wieder zu treffen, die sie in dieser verlassen mußte, und die sichtliche Anstrengung, womit sie ihren Schmerz über die bevorstehende kurze Trennung zu unterdrücken suchte, rührten ihren Mann oft so sehr, daß er das Zimmer verlassen mußte. Wenn er eine Zeitlang seinen Thränen Luft gemacht hatte, trocknete er sie, und kehrte mit einem Gesicht, dem er gewaltsam eine Fassung zu geben suchte, die nur seinen Schmerz vermehrte, in das Krankenzimmer zurück.

Nie hatte Emilie so tief als in diesen Augenblicken die Wichtigkeit der Lehre empfunden, ihre Fühlbarkeit zu unterdrücken, und nie hatte sie mit so vollständigem Siege sie ausgeübt. Als aber der letzte Augenblick vorüber war, sank sie mit eins unter der Last ihres Schmerzes zu Boden, und fühlte dann, daß sie ihre bisherige Fassung mehr der Hoffnung, die sie noch immer insgeheim genährt hatte, als ihrer Seelenstärke verdankte. St. Aubert war für eine Zeitlang selbst zu trostlos, um seiner Tochter Trost mittheilen zu können.

Zweytes Kapitel.

Frau von St. Aubert wurde in der benachbarten Dorfkirche begraben; ihr Mann und ihre Tochter begleiteten sie zum Grabe, wohin ein langer Zug von Bauern ihnen folgte, die aufrichtig diese vortrefliche Frau beklagten.

St. Aubert verschloß sich nach seiner Zurückkunft von dem Leichenbegängniß in seinem Zimmer. Als er wieder hervor kam war sein Gesicht heiter, obgleich blaß von Kummer. Er ließ sein ganzes Hausgesinde zusammenrufen. Emilie hatte, überwältigt von der eben angesehenen Scene sich in ihr Kabinet zurückgezogen, um ungestört zu weinen. St. Aubert folgte ihr dahin; er ergriff stillschweigend ihre Hand während sie fortfuhr zu weinen, und es verstrichen einige Augenblicke, ehe er Herr genug über seine Stimme ward, um zu sprechen. Mit bebenden Lippen sagte er ihr: meine Emilie, ich gehe, um mit meinen Leuten zu beten. Wir müssen Hülfe von oben herab flehen, wo sollen wir sonst sie suchen, wo anders sie finden?

Emilie hielt ihre Thränen zurück und folgte ihrem Vater in den Saal, wo die Bedienten bereits versammlet waren. St. Aubert las mit leiser feyerlicher Stimme die Abendandacht und fügte ein Gebet für die Seele der Abgeschiednen hinzu. Oft bebte seine Stimme, Thränen fielen auf das Buch und endlich hielt er inne. Allmählig aber erhoben die seligen Gefühle reiner Andacht seine Seele über diese Welt und brachten endlich Trost in sein Herz.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0034
DFG

Nachdem er den Gottesdienst geendigt und die Bedienten fortgeschickt hatte, küßte er zärtlich Emilien und sagte: ich habe von deiner frühsten Jugend an mich bemüht, dir die Pflicht der Selbstbeherrschung zu lehren. Ich habe dich aufmerksam gemacht, wie wichtig sie uns durchs ganze Leben ist, da sie uns nicht nur bey den mancherley und gefährlichen Versuchungen, die uns von Rechtschaffenheit und Tugend ableiten, aufrecht erhält, sondern auch der weichen Nachsicht entgegen arbeitet, welche Tugend genannt wird, aber über eine gewisse Grenze hinausgetrieben, in Laster ausartet, und traurige Folgen nach sich zieht.

Nimm dieß nicht bloß als eine Alltagsbemerkung auf, sondern laß würklich deine Vernunft den Gram unterdrücken. Ich wünsche nicht, deine Gefühle zu tödten, mein Kind, sondern bloß dich sie beherrschen zu lehren: denn was für Übel auch aus einem zu empfänglichen Herzen entspringen mögen, so läßt sich doch von einem unempfindlichen nichts hoffen; ein solches ist ganz Laster; und zwar Laster, dessen Häßlichkeit durch keinen Schein oder Möglichkeit des Guten gemildert wird. Du kennst mein Leiden, und bist also gewiß überzeugt, daß dieß nicht leere Worte sind, die bey solchen Gelegenheiten so oft wiederhohlt werden, um selbst die Quellen eines rühmlichen Gefühls zu vernichten, oder, die oft bloß dazu dienen, die selbstsüchtige Pralerey einer falschen Philosophie auszukramen. Ich will meiner Emilie zeigen, daß ich ausüben kann, was ich lehre. Ich habe so viel gesagt, denn ich kann es nicht ansehn, daß du dich in fruchtlosen Kummer verzehrst, weil dir die Kraft zum Widerstande mangelt, die man von der Seele fordern muß: und ich habe es erst jetzt gesagt, weil es einen

Zeitpunct gibt, wo alles Vernünfteln der Natur weichen muß.

Emilie lächelte durch ihre Thränen hin auf ihren Vater. Bester Vater, sagte sie, und ihre Stimme bebte — ich werde mich Ihrer würdig zeigen — wollte sie sagen, aber ein Gemisch von Dankbarkeit, Zärtlichkeit und Schmerz überwältigte sie, St. Aubert ließ sie ungestört ausweinen und fing dann von andern Gegenständen zu reden an.

Die erste Person, welche dem St. Aubert ihr Beyleid zu bezeugen kam, war ein gewisser Herr Barreaux, ein harter und dem Anschein nach fühlloser Mann. Ein Geschmack an Botanik, der sie oft bey ihren Wanderungen zwischen den Gebürgen zusammen führte, hatte sie zuerst mit einander bekannt gemacht. Auch er hatte sich in seiner Meinung vom Menschengeschlechte betrogen, aber er vergoß nicht Thränen um selbiges, wie St. Aubert; er fühlte mehr Unwillen über ihre Laster, als Mitleid mit ihrer Schwäche.

St. Aubert wunderte sich beynahe, ihn zu sehn, denn so oft er ihn auch auf sein Schloß eingeladen hatte, war er doch nie gekommen, und jetzt trat er auf einmahl ohne alle Umstände als ein alter Freund ins Zimmer. Die Ansprüche des Unglücks schienen alle Rauhigkeit und Vorurtheile seines Herzens besiegt zu haben. Der unglückliche St. Aubert war der einzige Gegenstand, der seine Gedanken beschäftigte. Mehr durch sein Wesen als durch Worte bezeugte er seine Theilnahme an seinen Freunden. Er sprach wenig über den Gegenstand ihres Schmerzes; allein die sorgsame Aufmerksamkeit, die er ihnen widmete: der Ton seiner Stimme und der sanfte Blick, der sie beglei-

tete, kamen aus seinem Herzen und sprachen zu dem ihrigen.

In dieser traurigen Zeit erhielt St. Aubert auch einen Besuch von Madame Charon, seiner einzigen noch lebenden Schwester, die seit einem Jahre Witwe war, und jetzt auf ihrem Gute, nahe bey Toulouse wohnte. Er hatte nie häufigen Umgang mit ihr gehabt. Sie ließ es nicht an Worten fehlen, ihm ihr Beyleid zu bezeugen; allein die Zauberkraft des Blicks, der zur Seele spricht, der Stimme, die wie Balsam zum Herzen dringt, verstand sie nicht — doch versicherte sie St. Aubert, daß sie aufrichtig mit ihm sympathisirte, pries die Tugenden seiner verstorbenen Frau und both ihm dar, was sie für Trost hielt. Emilie weinte unaufhörlich, während sie sprach. St. Aubert blieb ruhig, hörte sie stillschweigend an, und lenkte dann die Unterredung auf einen andern Gegenstand.

Beym Abschiede lud sie ihn und ihre Nichte dringend ein, sie bald zu besuchen. Veränderung des Orts wird Euch zerstreuen, sagte sie, und es ist nicht recht, dem Kummer zu viel einzuräumen. So abgedroschen auch diese Worte waren, erkannte doch St. Aubert ihre Wahrheit; nur fühlte er sich weniger als je geneigt, den Ort zu verlassen, den seine verschwundne Glückseligkeit geheiligt hatte. Die Gegenwart seiner Frau hatte jeden Gegenstand um ihn her geweiht.

Allein es gab Aufforderungen, die er nicht ablehnen konnte, und der Besuch, den er seinem Schwager Quesnel machte, gehörte darunter. Eine Sache von Wichtigkeit nöthigte ihn, diesen Besuch nicht länger zu verschieben, und um Emilien aus ihrer Niedergeschlagenheit zu reissen, nahm er sie nach Epourville mit.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0037
DFG

Als der Wagen in den Wald fuhr, der an sein väterliches Gebieth grenzte, fielen seine Augen noch einmahl auf die thürmigten Spitzen des Schlosses. Er seufzte bey dem Gedanken an die Veränderungen, die sich seit seinem letzten Aufenthalte mit diesem Orte zugetragen hatten, der nunmehr das Eigenthum eines Mannes war, der seinen Werth weder ehrte noch schätzte. Endlich betrat er den Eingang, dessen hohe Bäume ihn so oft entzückten, als er noch Knabe war, und dessen melancholischer Schatten jetzt so ganz mit der Stimmung seiner Seele harmonirte. Jeder Theil des Gebäudes, das sich durch eine gewisse schwerfällige Größe auszeichnete, trat nach und nach zwischen den Bäumen hervor. Sein Auge verweilte lange auf dem breiten Thurme, auf dem gewölbten Thorwege, der in die Vorhöfe führte, auf der Zugbrücke und dem vertrockneten Graben, der das Ganze umzingelte.

Das Geräusch des Wagens brachte einen Haufen Bedienten an das große Thor. Hier stieg St. Aubert aus, und führte Emilien in den gothischen Saal, den jetzt nicht mehr die Waffen und alten Fahnen der Familie schmückten. Sie waren längst aus dem Wege geräumt und das eichne Täfelwerk und die Reisen, welche quer über die Decke hinliefen, waren weiß überstrichen. Auch der große Tisch, der ehemahls die obere Ecke des Saals einnahm, an welchem der Herr des Hauses seine Gastfreyheit so gerne zeigen mochte, und wo der Schall fröhlichen Gelächters und der Gesang geselliger Freude so oft ertönten, war fortgeschafft; selbst die Bänke, die ringsum den Saal einfaßten, standen nicht mehr. Die dicken Mauern waren mit kleinlichen Verzierungen behangen und alles was man

sah, verrieth den falschen, verderbten Geschmack des gegenwärtigen Besitzers.

St. Aubert folgte einem leichtfüssigen Pariser Bedienten in einen Saal, wo er Herr und Frau von Quesnel fand, die ihn mit steifer Höflichkeit empfingen und nach einigen wenigen Beyleidskomplimenten ganz zu vergessen schienen, daß sie je eine Schwester hatten.

Emilie fühlte ihre Augen von Thränen schwellen, die bald wieder Unwillen zurücktrieb. St. Aubert, ruhig und besonnen, behielt seine Würde bey, ohne Wichtigkeit zu affektiren, und Quesnel fühlte sich durch ihre Gegenwart bedrückt, ohne deutlich sagen zu können, warum.

Nach einigen allgemeinen Gesprächen verlangte St. Aubert mit ihm allein zu reden, und Emilie, die bey Frau von Quesnel zurückblieb, hörte bald, daß eine große Gesellschaft zu Mittage aufs Schloß eingeladen war, und mußte erfahren, daß nichts, was geschehen und unwiederbringlich verloren war, die laute Freude der gegenwärtigen Stunde stören konnte.

Quesnels Fühllosigkeit, an diesem Tage eine große Gesellschaft einzuladen, empörte St. Aubert so sehr, daß er unverzüglich wieder nach Hause zurückkehren wollte; allein er erfuhr, daß Madame Charon eingeladen war, um hier mit ihm zusammen zu kommen; und wenn er Emilien ansah und bedachte, daß die Zeit vieleicht nicht mehr fern war, wo ihres Onkels Feindschaft ihr schaden konnte, beschloß er, ihn nicht durch ein Betragen zu erbitern, welches dieselben Personen, die jetzt so wenig Sinn für Schicklichkeit zeigten, als höchst unschicklich tadeln würden.

Unter den versammleten Gästen befanden sich

zwey Italiener; der eine, Nahmens Montoni, ein weitläuftiger Verwandter der Frau von Quesnel, schien ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren. Er war ausnehmend schön von Person, allein seine männlichen und ausdrucksvollen Gesichtszüge verriethen eben so viel gebietherischen Stolz als Scharfsinn und schnelle Geisteskraft.

Signor Cavigni, sein Freund, mochte etwa dreyßig Jahre alt seyn. An Würde stand er ihm nach, an Scharfsinn schien er ihm gleich, an Gefälligkeit des Betragens aber übertraf er ihn, weit.

Emilie erschrack, als sie Madame Charon ihren Vater mit den Worten bewillkommen hörte. Lieber Bruder, es thut mir leid, daß du so übel aussiehst; frage doch einen Arzt um Rath.

St. Aubert antwortete mit schwermüthigem Lächeln, daß er sich wie gewöhnlich befände, allein Emiliens ängstliche Besorgniß glaubte eine Veränderung in seinen Zügen zu sehn, die sie alles ärgste fürchten ließ.

Emilie würde sich an den neuen Charakteren, die sie kennen lernte, und an der Mannigfaltigkeit der Unterhaltung bey der Tafel, die an Glanz und Pracht alles, was sie noch von der Art gesehn hatte, übertraf, ergötzt haben, wäre ihre Seele weniger bekümmert gewesen. Signor Montoni war erst kürzlich aus Italien zurückgekommen, und sprach von den Unruhen, welche damahl dieses Land zerrütteten: er sprach mit Wärme von den Streitigkeiten der Parteyen und beklagte die wahrscheinlichen Folgen dieser Gährung. Sein Freund Cavigni sprach mit gleicher Wärme von den politischen Angelegenheiten seines Landes, pries die Regierungsform und den Wohlstand von Venedig, und rühmte seine entschiedenen Vorzüge über alle andern italieni-

schen

schen Staaten. Er wandte sich darauf zu den Frauenzimmern und sprach mit derselben Beredsamkeit von Pariser Moden, von der französischen Oper und französischen Gebräuchen, wobey er nichts einzumischen vergaß, was dem französischen Geschmack so vorzüglich angenehm ist. Diejenigen, denen diese Schmeicheley galt, fühlten sie nicht, wiewohl die Wirkung davon sich in einer demüthigen Aufmerksamkeit zeigte, die seiner Bemerkung nicht entging. So oft er sich von der Zudringlichkeit der andern Damen losmachen konnte, richtete er das Gespräch an Emilien; allein sie verstand nichts von Pariser Moden und Pariser Opern, und ihre Bescheidenheit, Einfachheit und sittsames Betragen stachen sehr gegen die freyen Sitten ihrer Gesellschafterinnen ab.

Nach Tisch schlich sich St. Aubert aus dem Zimmer, um noch einmahl den alten Nußbaum zu sehn, den Quesnel umhauen wollte. Als er unter seinem Schatten stand und unter den noch immer reichbelaubten Zweigen empor blickte: und hie und da den blauen Himmel zwischen ihnen zittern sah, drängten sich die Begebenheiten seiner frühern Jahre, die Bilder seiner Freunde die längst von der Erde verschwunden waren, vor seiner Seele vorüber, und er schien sich ein isolirtes Wesen, das ausser Emilien niemanden mehr hatte, sein Herz zu erwärmen.

Verloren unter den Scenen von Jahren, welche die Fantasie hervorrief, stand er da, bis die Reihe sich mit dem Gemählde seines sterbenden Weibes schloß — er starrte hinweg, um es wo möglich im Rausche gesellschaftlicher Betäubung zu vergessen.

St. Aubert bestellte seinen Wagen frühzeitig,

und Emilie bemerkte, daß er auf dem Rückwege ungewöhnlich still und niedergeschlagen war: doch hielt sie dieß für die Wirkung seines Besuchs nach einem Orte, der so beredt von vergangnen Zeiten sprach, ohne zu argwöhnen, daß er eine Ursache des Kummers hatte, die er vor ihr verbarg.

Als sie das Schloß betraten, fühlte sie sich niedergeschlagner als je, denn sie vermißte mehr als je die Gegenwart der theuren Mutter, die sonst ihre Zurückkunft mit zärtlichem Lächeln begrüßte, alles war jetzt still und verlassen.

Allein was Vernunft und Anstrengung nicht vermögen, vermag oft die Zeit. Woche nach Woche verstrich und jede nahm so wie sie vorüberging etwas von der Bitterkeit des Schmerzes mit sich hinweg, bis er zu der zärtlichen Wehmuth herab schmolz, die dem fühlenden Herzen heilig ist. St. Aubert aber nahm sichtlich an Kräften ab, wiewohl Emilie, die ihn stets umgab, beynahe die letzte war, die es bemerkte. Er hatte sich noch nicht ganz von dem letzten Fieber erhohlt, und der Stoß, den nachher der Frau von St. Aubert Tod ihm beybrachte, gab seinen Kräften den letzten Rest. Sein Arzt rieth ihm eine Reise zu machen, denn es war sichtlich, daß der Gram seine ohnehin durch die letzte Krankheit angegriffnen Nerven geschwächt hatte, und der Arzt hoffte, daß Abwechslung der Gegenstände sein Gemüth erheitern, und den Nerven ihre verlorne Spannkraft wieder geben würde.

Emilie beschäftigte sich einige Tage lang mit Zurüstungen zur Reise, während er darauf dachte seine Ausgaben zu Hause indeß einzuschränken, zu welchem Ende er sich entschloß, seine Domestiken zu verabschieden. Emilie war nicht gewohnt, sich durch Fragen oder Vorstellungen ihres Vaters Willen zu widersetzen, sonst würde sie gefragt haben, warum

er nicht einen Bedienten mitnähme, und ihm vorgestellt haben, daß dieß bey seiner schlechten Gesundheit beynahe nothwendig sey. Als sie aber am Abend vor ihrer Abreise fand, daß er Jakob, Franciska und Marien abdankte, und nur Theresen, die alte Haushälterinn, behielt, wunderte sie sich sehr und wagte es, ihn um die Ursache zu befragen. — „Um Ausgaben zu sparen" war seine Antwort; „wir gehen auf eine kostbare Reise."

Der Arzt hatte ihm die Luft von Languedoc und Provence angerathen, und St Aubert beschloß gemächlich längs den Ufern des mittelländischen Meeres nach Provence zu reisen.

Den Abend vor ihrer Abreise eilten sie frühzeitig in ihre Schlafzimmer; allein Emilie hatte noch einige Bücher und andre Dinge zu ordnen, und die Glocke hatte schon zwölfe geschlagen, ehe sie fertig war, oder sich erinnerte, daß ihre Zeicheninstrumente, die sie mitnehmen wollte, unten im Saal lagen. Sie mußte, um sie zu hohlen, vor ihres Vaters Zimmer vorbey gehn, und da sie die Thüre halb offen sah, glaubte sie, daß er mit Lesen beschäftigt wäre, denn seit seiner Frauen Tode pflegte er oft von seinem rastlosen Bette aufzustehn, und sich dahin zu begeben, um wieder Fassung zu sammlen. Als sie die Treppe herunter war, sah sie in dieß Zimmer, ohne ihn zu erblicken, und konnte, als sie nach dem ihrigen zurückging, sich nicht enthalten anzuklopfen und leise hinein zu gehn, um zu sehn, ob er da wäre.

Das Zimmer wa dunkel, aber ein Licht schimmerte durch ein Glasfenster über der Thüre eines kleinen Kabinets. Emilie glaubte, daß ihr Vater in dem Kabinet sey; verwundert, ihn noch so spät aufzufinden, fürchtete sie, daß es ihm nicht wohl

sey und wollte zu ihm gehn und nach seinem Befinden fragen; um ihn aber nicht durch ihre plötzliche Erscheinung zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu erschrecken, stellte sie ihr Licht auf die Treppe und schlich leise ins Kabinet. Sie sah durch die Glasscheiben und erblickte ihn an einem kleinen Tisch, mit Papieren vor ihm ausgebreitet, die er mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme las, oft durch Weinen und lautes Schluchzen unterbrochen. Emilie, die an die Thüre gegangen war, um zu sehen, ob ihr Vater krank sey, wurde nun durch eine Regung von Neugier und Zärtlichkeit zurückgehalten. Sie konnte seinen Kummer nicht ansehn, ohne ängstlich um den Gegenstand desselben besorgt zu seyn, und blieb stehn, um ihm zu beobachten, indem sie glaubte, daß die Papiere Briefe von ihrer verstorbenen Mutter seyn müßten. Er kniete nieder, und betete lange mit einem so feyerlichen Blick, als sie noch selten bey ihm gesehn hatte, gemischt mit einem wilden Ausdruck, der mehr Grausen als eine andre Empfindung verrieth.

Als er aufstand lag eine Geisterblässe auf seinem Gesicht. Emilie zog sich schnell zurück, allein er drehte sich wieder nach den Papieren und sie stand abermahls still. Er zog ein kleines Futteral hervor, und nahm ein kleines Miniaturgemählde heraus. Die Strahlen des Lichtes fielen so hell darauf, daß sie es für das Gemählde eines Frauenzimmers, aber nicht für das ihrer Mutter erkannte.

St. Aubert starrte mit ernster Zärtlichkeit das Gemählde an, drückte es an seine Lippen und dann an sein Herz und seufzte mit krampfhafter Gewalt. Emilie konnte kaum glauben was sie wirklich sah. Es war ihr bis jetzt unbekannt gewesen, daß er

ein andres Gemählde als das ihrer Mutter besäße, und zumahl eins, worauf er so hohen Werth zu legen schien, allein nachdem sie es nochmahls mit scharfer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sah sie deutlich, daß es von einer andern, ihr unbekannten Person war.

Endlich legte St. Aubert das Gemählde wieder in das Gehäuse und Emilie schlich sich leise in ihr Zimmer zurück, um nicht unbescheiden in seinen geheimen Kummer zu dringen.

Drittes Kapitel.

St. Aubert wählte statt des geraden Wegs, der sich längs den Pyrenäen hinzog einen andern, der sich über die Gebürge wand und eine weitere Aussicht und größere Mannigfaltigkeit romantischer Gegenden gewährte. Er machte einen kleinen Umweg, um Abschied von Herrn Barreaux zu nehmen, den er im Walde nahe bey seinem Schlosse botanisiren fand. Als er die Absicht dieses Besuchs hörte, ließ er eine Bekümmerniß blicken, deren St. Aubert ihn kaum fähig geglaubt hätte. Sie trennten sich mit gegenseitiger Rührung.

Wenn irgend etwas vermögend wäre, mich aus meiner Einsamkeit zu locken, sagte Herr Barreaux, so würde es der Wunsch seyn, Sie auf dieser kleinen Reise zu begleiten. Ich lasse mich nicht gern auf leere Worte ein, und Sie können mir also glauben, wenn ich Sie versichre, daß ich mit Ungeduld ihre Zurückkunft erwarte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0045
DFG

Die Reisenden setzten ihren Weg fort. Als sie die Anhöhen hinauf klimmten, blickte St. Aubert oft zurück auf sein Schloß unten im Thale: zärtliche Bilder drängten sich an seine Seele; seine melancholische Einbildungskraft gab ihm ein, daß er nicht wieder zurück kehren würde, und wiewohl er diesen beunruhigenden Gedanken zu unterdrücken suchte, senkten sich doch seine Blicke unwillkührlich zurück, bis die weite Entfernung seine kleine Heimath in eine Masse mit der ganzen Landschaft begrub.

Er und Emilie legten einige Meilen in nachdenkendem Stillschweigen zurück. Emilie erwachte zuerst daraus, und ihre junge Fantasie, von der Größe der Gegenstände um sie her gerührt, gab allmählich süßern Eindrücken Raum. Der Weg senkte sich jetzt in einen schmalen Prospect herab, den ungeheure Felsenwände einschlossen, die grau und kahl da standen, zwischen welchen oft die wilde Ziege umher flatterte. Endlich wand sich der Weg die hohen Klippen hinauf, und die Landschaft lag in weiter Pracht vor ihnen da.

Emilie konnte ihr Entzücken nicht zurückhalten, als sie über die Fichtenwälder der Gebürge auf die weiten Ebnen hinsah, die mit Wäldern, Städten, blühenden Weinbergen und Wäldchen von Mandeln, Palmen und Oliven bereichert, sich ausstreckten, bis ihre bunten Farben durch die Ferne in einen harmonischen Hauch zusammenschmolzen, der Erde und Himmel zu vereinigen schien. Durch das Ganze dieser prachtvollen Scene hin floß die majestätische Garonne, die von ihrem Quell zwischen den Pyrenäen herab fiel und ihre blauen Wellen bis zum biscayischen Meerbusen hinwand.

Die Rauhigkeit des unbesuchten Wegs nöthigte oft die Reisenden aus ihrem kleinen Wa-

gen zu steigen, allein sie fanden sich für diese Unbequemlichkeit reichlich durch die Erhabenheit der Gegenstände, die ihnen ins Auge fielen, belohnt. Während ihr Führer seine Maulesel langsam über die aufgerißne Erde hintrieb, hatten sie Muße zwischen den Einöden umher zu wandeln, und den erhabnen Betrachtungen nachzuhängen, welche das Herz sänftigen, in dem sie es erheben und mit der Überzeugung eines gegenwärtigen Gottes erfüllen. St. Auberts Genuß hatte noch immer das Gepräge der nachdenkenden Schwermuth, welche jedem Gegenstand eine gelbere Farbe gibt, und einen geheimen Zauber über alles rings um uns aushaucht.

Um nicht zu sehr durch die schlechte Bewirthung in den Gasthöfen zu leiden, hatten sie einen Vorrath von Lebensmitteln mitgenommen, so daß sie an jedem angenehmen Ort in freyer Luft Tafel halten und die Nächte zubringen konnten, wo sie eine gemächliche Hütte fanden.

Die Einsamkeit des Weges, auf welchen man nur hie und da einen Bauer seinen Maulesel treiben, oder ein paar Kinder der Gebürgbewohner zwischen den Felsen spielen sah, erhöhten die Wirkung der Scene. Auf St. Aubert machte sie einen solchen Eindruck, daß er beschloß, wenn er einen Weg ausfindig machen könnte, noch weiter zwischen die Gebürge zu dringen, südwärts nach Roussilion einzulenken, und längs der mittelländischen Küste durch einen Theil dieser Provinz nach Languedoc zu gehn.

Bald nach Mittag erreichten sie den Gipfel einer der Klippen die vom Grün der Palmbäume glänzend, gleich Juwelen die fruchtbaren Mauern der Felsen schmücken, und den größern Theil von Gasconien und einen Theil von Languedoc bestrei-

chen. Hier fanden sie Schatten und das frische Wasser eines Quells, der zwischen dem Rasen unter den Bäumen hinglitt, und von Felsen zu Felsen herabstürzte, bis sein prasselndes Gemurmel sich im Abgrund verlor, und man nur noch den weissen Schaum zwischen den dunkeln Fichten unten empor sprudeln sah.

Es verstrich einige Zeit, ehe St. Aubert und Emilie ihre Aufmerksamkeit von den umliegenden Gegenständen so weit abziehn konnten, ihr kleines Mahl zu verzehren. Im Schatten der Palmen sitzend, machte St. Aubert sie aufmerksam auf den Lauf der Flüsse, auf die Lage großer Städte und die Grenzen von Provinzen, welche mehr seine geographischen Kenntnisse, als das Auge, ihn in Stand setzte zu beschreiben. Ohngeachtet dieser Beschäftigung wurde er oft, wenn er ein Weilchen gesprochen hatte, plötzlich still, gedankenvoll und Thränen traten ihm in die Augen. Emilie bemerkte es, und das Gefühl ihres eignen Herzens verrieth ihr die Ursache. Die Gegend vor ihnen hatte einige Ähnlichkeit — wiewohl im vergrößerten Maßstab mit einer Lieblingsgegend der Frau von St. Aubert, die man von der Fischerhütte aus übersah. Beyde machten diese Bemerkung und dachten, wie sehr sie sich an der vorliegenden Landschaft würde gelabt haben, indem sie zugleich wußten, daß ihre Augen sich nie, ach nie mehr auf dieser Welt öfnen sollten. St. Aubert erinnerte sich, wie er das letztemahl diesen Ort in ihrer Gesellschaft besuchte, und an die traurigen Vorahndungen, die damahls in seiner Seele aufstiegen, und nun, ach so bald! in Erfüllung gegangen waren. Die Erinnerung überwältigte ihn, und er stand plötzlich von seinem

Platze auf, und ging seitwärts, wo kein Auge seinen Schmerz beobachten konnte.

Als er zurückkam, hatte sein Gesicht die gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, er ergrif Emiliens Hand, drückte sie zärtlich ohne zu sprechen und rief bald darauf ihren Führer, der in einer kleinen Entfernung saß, um ihn wegen eines Wegs zwischen den Gebürgen nach Roussillon zu befragen. Michel antwortete, daß verschiedne Wege dahin führten, allein er wüßte nicht wie weit sie sich erstreckten, oder ob sie gar zu befahren wären, und St. Aubert, der nicht Willens war, nach Sonnenuntergang zu reisen, fragte ihn, welches Dorf sie bis Abends erreichen könnten. Der Mauleselführer rechnete ihm vor, daß sie auf ihrem jetzigen Wege leicht bis Mateau kommen würden, daß sie aber, wenn sie sich mehr seitwärts nach Roussillon hielten, an ein Dörfchen kämen, welches er vor Dunkelwerden zu erreichen dachte.

St. Aubert beschloß nach einigen Besinnen den letztern Weg zu wählen, und Michel machte sich, nachdem er seine Mahlzeit verzehrt und seine Maulesel geschirrt hatte, wieder auf. Bald aber hielt er still, und St. Aubert sah ihn seine Andacht vor einem Kreutze verrichten, das auf einem Felsen stand, der über ihrem Wege hing. Nach verrichteter Andacht, ließ er seine Peitsche durch die Lüfte knallen und rasselte trotz des unebnen Wegs und der Schweistropfen seiner armen Maulesel, die er doch kurz vorher so sehr beklagt hatte, am Rande eines Abgrunds hinab, der das Auge schwindeln machte. Emilie erschrack beynahe bis zum Ohnmächtigwerden, und da St. Aubert noch größere Gefahr fürchtete, wenn er den Fuhrmann plötzlich halten ließe, blieb ihm nichts übrig, als

ruhig sitzen zu bleiben, und sein Schicksal der Stärke und Behutsamkeit der Maulesel anzuvertrauen, die von letzterer Eigenschaft ein größeres Maß zu besitzen schienen als ihr Herr: denn sie brachten die Reisenden wohlbehalten ins Thal und standen dann am Rande des Flüßchens, das es durchwässerte, still.

Sie verließen nun die Pracht weiter Aussichten und kamen in ein schmales Thal, das von übereinander gethürmten Felsen eingeschlossen wurde. Die kahle Gegend wurde nur hie und da durch die ausgebreiteten Zweige des Lerchbaums und der Ceder belebt, die ihren Schatten über die Klippe oder quer über den Strom warfen, der durch das Thal rollte. Kein lebendiges Geschöpf ließ sich sehen, ausser der Gemse, die zwischen den Felsen kletterte, und oft auf so gefährlichen Spitzen hing, daß die Fantasie vor dem Anblick derselben zurückschauerte. Es war eine Scene, die Salvator, hätte er damahls gelebt, zu einem Entwurf würde gewählt haben. St. Aubert, durch das romantische der Gegend überrascht, erwartete beynahe jeden Augenblick Banditen hinter einem Felsen hervor kommen zu sehn und legte die Hand an das Gewehr, das er auf Reisen immer mit sich zu führen pflegte.

So wie sie vorwärts kamen, öfnete sich das Thal; die wilden Züge desselben sänftigten sich allmählich, und gegen Abend befanden sie sich zwischen Bergen, mit Heyde bewachsen, die sich in weiter Aussicht hinstreckten, während man oft die einsame Schäferglocke und die Stimme des Hirten hörte, der seine wandernden Heerden in das nächtliche Lager rief. Seine von Fichten beschattete Hütte war die einzige menschliche Wohnung, die man

bis jetzt erblickte. Der Grund dieses Thals war mit einem Teppich vom lebhaftesten Grün bedeckt, und in den kleinen hohlen Klüften der Berge unter dem Schatten der Eiche und Wallnus weideten Heerden. Oft auch sah man das Vieh in Haufen am Ufer des Flusses ruhen, oder im kühlen Strome waden und seine Wellen einschlürfen.

Jetzt ging die Sonne hinter dem Thale unter; ihr letztes Licht schimmerte auf dem Wasser und erhöhte das reiche Gelb und Purpur des Hayde- und Pfriemenkrauts, das die Gebürge überzog. St. Aubert fragte Micheln, wie weit das Dörfchen noch entfernt sey, allein er konnte es nicht mit Gewißheit sagen und Emilie fing an zu fürchten, daß er den Weg verfehlt hätte. Kein menschliches Wesen war hier, das ihnen beystehn oder sie zurecht weisen konnte; sie hatten den Schäfer und seine Hütte weit zurückgelassen und die Gegend verdunkelte sich so sehr in der Dämmerung, daß das Auge der fernen Aussicht durchs Thal nicht folgen konnte, um eine Hütte oder Dörfchen zu suchen. Ein rother Schimmer am Horizont bezeichnete noch den Westen und half unsern Reisenden noch einigermaßen aus. Michel suchte seinen Muth durch Singen aufrecht zu halten; indessen war seine Musik nicht von der Art, die Schwermuth zu zerstreuen; er sang in einer Art von Lied die scheuslichste Melodie, welche seine gegenwärtigen Zuhörer jemahls gehört hatten, und St. Aubert entdeckte endlich, daß es eine Abendhymne an seinem Lieblingsheiligen war.

Sie reisten weiter, versenkt in die nachdenkende Schwermuth, womit Dämmrung und Einsamkeit die Seele erfüllen. Michel hatte sein Lied nunmehr geendigt und man hörte nichts mehr, als

das schwerfällige Murmeln des Windes zwischen den Blättern, und sein leichtes Rauschen, wenn er kühl in den Wagen blies. Endlich wurden sie durch den Knall einer Flinte erweckt. St. Aubert ließ den Fuhrmann still halten, und sie horchten auf. Der Schuß wurde nicht wiederhohlt, allein gleich darauf hörten sie ein Rauschen im Gesträuch. St. Aubert zog ein Pistol hervor, und hieß Micheln so schnell als möglich fortfahren. Er hatte noch nicht lange gehorcht, als ein Horn ertönte, das durch die Berge wiederhallte. Er lehnte sich aus dem Kutschenschlage und sah einen jungen Mann, dem eine Kuppel Hunde folgte, aus dem Gebüsch in den Weg springen. Er war in Jägerkleidung. Seine Flinte trug er quer über den Schultern; das Jagdhorn hing am Wehrgehänge und in der Hand hielt er einen Stab, der durch die Art wie er ihn trug, die männliche Grazie seiner Figur vermehrte, und der Schnelligkeit seiner Schritte zu Hülfe kam.

St. Aubert besann sich einen Augenblick und ließ aufs neue halten, um den Fremden zu erwarten und sich bey ihm nach dem Dörfchen, welches sie suchten, zu erkundigen. Der Fremde sagte ihm, daß es nur noch eine halbe Stunde weit wäre, daß er selbst dahin zu gehn dächte und sich ein Vergnügen daraus machen würde, ihnen den Weg zu zeigen. St. Aubert dankte ihm für sein Erbiethen, und da er an seinem ritterlichen Ansehn und seiner offnen Gesichtsbildung Gefallen fand, bath er ihn, sich zu ihnen zu setzen, welches der Fremde mit höflichem Danke ablehnte, indem er erklärte, daß er mit den Maulthieren Schritt halten wollte.

„Allein ich fürchte, sagte er, Sie werden sehr unbequem schlafen. Die Bewohner dieser Berge

sind ein einfältiges Volk, dem es nicht nur an den Annehmlichkeiten des Lebens, sondern beynahe an allem, was man an andern Orten für nothwendiges Bedürfniß hält, gebricht."

„Ich merke, daß Sie nicht unter diese Einwohner gehören, sagte St. Aubert."

„Nein, ich bin nur ein Wandrer hier."

Der Wagen fuhr weiter, und bey der zunehmenden Dunkelheit war es den Reisenden sehr erwünscht, daß sie einen Führer hatten. Auch die häufigen Abgründe, die sich zwischen den Bergen öfneten, würden ihre Verlegenheit vermehrt haben. Emilie sah, als sie einen dieser Abgründe hinauf blickte, in weiter Entfernung etwas gleich einer glänzenden Wolke in der Luft. Was für ein Licht ist dort? fragte sie. St. Aubert sah hin und fand, daß es die weisse Spitze eines Berges war, der so hoch über alle andern hervorragte, daß er noch immer die Sonnenstrahlen zurückwarf, während die untern in tiefem Schatten lagen.

Endlich sahn sie Lichter durch die Dämmerung schimmern, und bald darauf wurden sie einige Hütten im Walde gewahr, oder sahn sie vielmehr wiederstrahlend im Strom, an dessen Rande sie standen und der noch vom Abendlichte glänzte.

Der Fremde kam nun zu ihnen und St. Aubert erfuhr bey weitern Nachfragen, daß weder ein Wirthshaus noch sonst ein öffentliches Haus an diesem Orte wäre. Doch erboth sich ihr Führer, vorauszugehn und sich nach einer Hütte zu ihrer Herberge umzusehn. St. Aubert dankte ihm, und sagte, da das Dorf so nahe wäre, wollte er aussteigen und ihn begleiten. Emilie folgte langsam im Wagen.

Unterwegs fragte St. Aubert seinen Gefähr-

ten, ob er viel Glück auf der Jagd gehabt hätte? Nicht viel, war die Antwort, auch bekümmere ich mich nicht sehr darum. Dieß Land gefällt mir, und ich denke einige Wochen in der Gegend umher zu streifen. Meine Hunde nehme ich mehr der Gesellschaft als des Wildes wegen mit. Auch gibt mir diese Kleidung ein gewisses Ansehn und verschafft mir bey den Bewohnern dieser Gegend die Achtung, die sie vielleicht einem einsamen Fremden, der keinen scheinbaren Vorwand hätte, zu ihnen zu kommen, verweigern würden.

„Ich bewundre ihren Geschmack, sagte St. Aubert, und wenn ich ein junger Mann wäre, möchte ich sehr gerne einige Wochen auf Ihre Weise hinbringen, allein ich habe einen andern Plan, als Sie. Ich suche sowohl Gesundheit als Vergnügen. St Aubert seufzte und schwieg; gleich darauf aber, als wolle er sich sammlen, fuhr er fort: Wenn ich einen leidlichen Weg auffinden kann, so denke ich nach Roussillon und längs dem Seeufer nach Languedoc zu gehn. Sie, mein Herr, scheinen mit dem Lande bekannt zu seyn und können mir vielleicht Auskunft hierüber geben."

„Der Fremde erwiederte, es gäbe einen Weg mehr ostwärts, der nach einer Stadt führte, von wo es leicht seyn würde, nach Roussillon zu kommen."

Sie hatten nunmehr das Dorf ereicht und sahen sich nach einer Hütte um, wo sie die Nacht zubringen könnten. In verschiedenen, welche sie betraten, schienen Unwissenheit, Armuth und Fröhlichkeit in gleichem Maße zu herrschen, und die Eigenthümer sahen St. Aubert mit einer Mischung von Neugier und Furchtsamkeit an. Nichts einem Bette ähnliches konnte gefunden werden, und er

hatte schon aufgehört, darnach zu fragen, als Emilie zu ihnen kam. Sie fand, daß ihr Vater sehr übel aussähe und beklagte, daß er einen Weg gewählt hätte, der so schlecht mit den nothwendigen Bequemlichkeiten für einen kränklichen Mann versehn sey. Andre Hütten, die sie besahen, schienen etwas weniger wüste, als die vorige; sie bestanden aus zwey Zimmern, wenn man diese Löcher so nennen kann, wovon das erste von Mauleseln und Schweinen, das andre von der Familie bewohnt wurde, die gewöhnlich aus sechs oder acht Kindern mit ihren Ältern bestand. Diese ganze Familie schlief auf Betten von Thierhäuten, und getrockneten Blättern, die auf einem feuchten Boden ausgebreitet waren. Hier wurde durch eine Spalte in der Decke das Licht zu und der Rauch hinaus gelassen, und hier war auch der Geruch von Brandwein, (denn die reisenden Krämmer, welche die Pyrenäen durchstreifen, hatten dieß rohe Volk mit dem Gebrauch starker Getränke bekannt gemacht) merklich genug. Emilie wandte sich von diesen Gegenständen ab, und sah ihren Vater mit ängstlicher Zärtlichkeit an. Der junge Fremde schien es zu bemerken; er zog St. Aubert bey Seite und both ihm sein eignes Bette an. Unter andern Umständen, sagte er, würde ich mich schämen, es Ihnen anzubiethen, aber in Vergleich mit dem, was wir hier sehn, ist es ein sehr anständiges Lager.

St. Aubert bezeigte ihm seinen sehr großen Dank für dieses Erbiethen, weigerte sich aber es anzunehmen, bis der junge Fremdling durchaus darauf bestand. „Machen Sie mir nicht den Schmerz zu denken, sagte er, daß ein Kranker, wie Sie, auf harten Fellen liegt, während ich im Bette schlafe. Zu dem, mein Herr, verwundet ihre Weigerung meinen

Stolz: ich muß glauben, daß Sie mein Erbiethen nicht würdig halten, es anzunehmen. Lassen Sie mich Ihnen den Weg zeigen. Ich zweifle nicht, daß meine Wirthinn diese junge Dame ebenfalls aufnehmen kann.

St. Aubert ließ sich unter dieser Bedingung endlich das Anerbiethen gefallen, wiewohl er sich insgeheim verwunderte, daß der Fremde so wenig Galanterie bezeigte, lieber für die Ruhe eines kränklichen Mannes als eines liebenswürdigen jungen Mädchens zu sorgen: denn er hatte Emilien nicht einmahl das Zimmer angebothen. Allein sie dachte nicht an sich selbst, und ihr beseeltes Lächeln sagte ihm, wie sehr sie sich ihm für den Vorzug, den er ihrem Vater gab, verpflichtet fühlte.

Der Fremde, der sich Valancourt nannte, ging voraus, um mit seiner Wirthinn zu sprechen; sie kam heraus und führte St. Aubert in eine Hütte, die alle andern, die sie noch gesehn hatten, weit übertraf. Diese gute Frau schien sehr bereit, die Fremden aufzunehmen, die man bald nöthigte, sich der zwey einzigen Betten im ganzen Orte zu bedienen, Eyer und Milch waren alles, was die Hütte darboth; allein St. Aubert hatte für Hungersnoth gesorgt; er lud Valancourt ein, zu bleiben und an ihrer kleinen Mahlzeit Theil zu nehmen, welches dieser sich nicht zweymahl sagen ließ. Sie brachten eine Stunde in angenehmer Unterhaltung hin, und St. Aubert fand großen Gefallen an der männlichen Freymüthigkeit, Einfachheit und scharfen Empfänglichkeit für die Größe der Natur, welche sein neuer Bekannter sehen ließ. Er hatte oft gesagt, daß ohne eine gewisse Einfalt des Herzens dieser Geschmack nie in starkem Grade statt finden könnte.

Es

Es war schon spät, als St. Aubert und Emilie sich in ihre Zimmer begaben. Er wunderte sich anfangs, in seinem Schlafzimmer den Homer, Horaz und Petrarch zu finden, allein der Nahme Valancourt, den er darin geschrieben fand, erklärte ihm, woher sie kamen.

Viertes Kapitel.

St. Aubert erwachte früh; erquickt durch den Schlaf und begierig weiter zu kommen. Er lud den Fremden ein, mit ihnen zu frühstücken, und da sie wieder vom Wege sprachen, sagte Valancourt, daß er vor einigen Monathen bis Beaujeu, eine Stadt von einiger Bedeutung auf dem Wege nach Roussillon, gereist wäre. Er rieth St. Aubert denselben Weg zu nehmen, und dieser entschloß sich auch dazu.

Der Weg von diesem Dörfchen, sagte Valancourt, und der nach Beaujeu scheiden sich ohngefähr anderthalb Meilen von hier; wenn Sie es mir erlauben wollen, werde ich Ihren Fuhrmann so weit zurechte weisen. Ich habe mir doch einmahl vorgenommen, umher zu streifen, und Ihre Gesellschaft wird mir diesen Weg vor jedem andern angenehm machen.

St. Aubert nahm sein Erbiethen dankbar an, und sie machten sich zusammen auf; der junge Fremde zu Fuß, denn er wollte St. Auberts Einladung, sich zu ihm in den Wagen zu setzen, nicht annehmen.

Der Weg wand sich längs dem Fuße der Gebürge durch ein Schäferthal, vom schönsten Grün geschmückt und mit Wäldchen von Zwergeichen, Buchen und wilden Feigen bepflanzt.

Die Reisenden stießen oft in dieser frühen Stunde — denn die Sonne hatte sich noch nicht über das Thal erhoben, auf Schäfer, die unermeßliche Heerden aus den Hürden trieben, um auf den Hügeln zu grasen. St Aubert hatte sich so früh aufgemacht, um nicht nur den ersten Sonnenaufgang zu genießen, sondern auch die reine Morgenluft einzuathmen, die über alles stärkend für geschwächte Lebensgeister ist. Vorzüglich war sie es in diesen Regionen, wo eine Fülle von wilden Blumen und aromatischen Kräutern ihren Duft in die Luft hauchten.

Die Morgendämmrung, welche mit ihrem eignen grauen Pinsel die Gegend sanft berührte, verschwand nun, und Emilie belauschte das Fortrücken des Tages, der zuerst auf den Gipfeln der höchsten Klippen zitterte, dann sie mit glänzendem Lichte färbte, während ihre Seiten und das Thal unten noch in feuchten Nebel gehüllt lagen. Indessen begann das mürrische Grau der östlichen Wolken sich sanft zu röthen, dann stärker zu färben, und endlich von tausend Farben zu glühen, bis das goldne Licht über die ganze Luft strahlte, die tiefern Spitzen der Berge vergüldete, und in langen Strahlen über dem Thale und Strome glänzte. Die ganze Natur schien vom Tode ins Leben erwacht zu seyn; St. Auberts Geist war neu erfrischt. Sein Herz war voll: er weinte und seine Gedanken stiegen zum großen Schöpfer empor.

Emilie sehnte sich nach dem Rasen, der so grün und vom Thau perlend da lag, und wünschte die

volle Süßigkeit der Freyheit zu schmecken, die der Steinbock, der auf der Spitze der Klippen umherhüpfte, zu genießen schien; während Valancourt oftmahls still stand, um mit seinen Reisegefährten zu sprechen, und mit geselliger Empfindung ihnen die besondern Gegenstände seiner Bewunderung mitzutheilen. St. Aubert freute sich über ihn. „Hier ist die ächte Offenherzigkeit und das Feuer der Jugend, sagte er zu sich selbst. Dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen.“

Es that ihm leid, als sie an den Ort kamen, wo die Wege sich trennen, und sein Herz nahm zärtlichern Abschied von ihm, als man sonst nach so kurzer Bekanntschaft zu nehmen pflegt. Valancourt stand lange neben dem Wagen: er schien mehr als einmahl gehn zu wollen, zögerte aber immer und suchte ängstlich Gegenstände des Gesprächs hervor, um sein Zögern zu beschönigen. Endlich nahm er Abschied. St. Aubert bemerkte, daß er beym Weggehen einen ernsten, nachdenkenden Blick auf Emilien heftete, die sich mit einem Gesicht voll furchtsamer, süßer Empfindung gegen ihn neigte, indem der Wagen fortfuhr. Als St. Aubert sich bald nachher aus dem Fenster lehnte, sah er, daß Valancourt am Wege stand, sich mit übereinander geschlagnen Armen auf seinen Stab lehnte und den Wagen mit den Augen verfolgte. Er winkte mit der Hand, und Valancourt, der aus seiner Träumerey zu erwachen schien, erwiederte den Gruß und eilte davon.

Sie setzten ihren Weg über eine rauhe unbesuchte Strasse fort.

Viele Meilen weit sah man weder Dorf noch Häuser, des Ziegenhirten oder Jägers Hütte, zwi-

schen den Felsenklüften hingeklebt, war die einzige menschliche Wohnung, welche das Auge erblickte.

Die Reisenden verzehrten wieder ihre Mahlzeit in freyer Luft auf einem anmuthigen Plätzchen im Thal unter dem breiten Schatten der Cedern und machten sich nun weiter auf den Weg nach Beaujeu.

Der Weg ging nun bergan und wand sich, indem er die Fichtenwälder zurückließ, zwischen Felsenklippen hinauf. Die Abenddämmrung hüllte wieder die Gegend ein, und die Reisenden wußten nicht, wie weit sie noch von Beaujeu seyn möchten. St. Aubert schloß indessen, daß die Entfernung nicht groß mehr seyn könnte und tröstete sich mit der Hoffnung, auf einer mehr besuchten Straße zu reisen, wenn er die Stadt erreicht haben würde, wo er die Nacht zuzubringen dachte. Nur noch undeutlich sah man Wälder und Felsen und mit Hayde bewachsne Berge durch die Dämmrung, aber bald schwanden auch diese unvollständigen Bilder in Nacht. Michel fuhr behutsam weiter, denn er konnte kaum den Weg unterscheiden, doch schienen seine Maulesel, die einen sichern Schritt gingen, mehr Scharfsinn zu besitzen.

Indem sie sich um den Winkel eines Berges drehten, sahen sie in einiger Entfernung ein Licht schimmern, das die Felsen und den Horizont in weitem Umfang erleuchtete. Es war augenscheinlich ein großes Feuer: allein ob zufällig oder nicht, konnten sie auf keine Weise wissen. St. Aubert vermuthete, daß es von einigen der zahlreichen Banditen angezündet wäre, welche die Pyrenäen überschwemmen, und wurde aufmerksam und ängstlich zu wissen, ob der Weg an diesem Feuer vorüber ginge. Er hatte Gewehr bey sich, daß im

Nothfall einigen Schutz geben konnte, obgleich nur einen sehr schwachen gegen eine Bande von so verzweifelten Räubern, als gewöhnlich die sind, welche in diesen wilden Regionen umher streifen. Während mancherley Betrachtungen in ihm aufstiegen, hörte er eine Stimme von hinten jauchzen und dem Fuhrmann zurufen. St. Aubert hieß ihn so schnell als möglich fahren; allein entweder Michel oder seine Pferde waren hartnäckig, denn sie wichen nicht von der Stelle. Man unterschied nun den Tritt eines Pferdes; ein Mann ritt an den Wagen, und rief aufs neue dem Fuhrmann still zu halten. St. Aubert, der nicht lange an des Unbekannten Absicht zweifeln konnte, entschloß sich angern, ein Pistol zu seiner Vertheidigung abzudrücken. Der Mann schwankte auf dem Pferde; dem Knall der Pistole folgte ein Heulen und man denke sich St. Auberts Schrecken, als er den Augenblick darauf Valancourts schwache Stimme zu hören glaubte. Er ließ sogleich den Mauleseltreiber still halten, und da er den Nahmen Valancourt aussprach, antwortete ihm eine Stimme, die ihn nicht länger zweifeln ließ. St. Aubert, der sogleich ausstieg um ihm zu Hülfe eilte, fand ihn noch auf dem Pferde sitzen, aber stark bluten, und dem Ansehn nach in großen Schmerzen, wiewohl er sich bemühete, St. Auberts Schrecken durch die Versicherung zu mildern, daß er nicht gefährlich, sondern nur leicht am Arm verwundet sey. St. Aubert und der Fuhrmann halfen ihm vom Pferde, und er setzte sich am Wege nieder, wo St. Aubert ihm den Arm zu verbinden suchte; allein seine Hände zitterten so sehr, daß er es nicht vermochte, und da Michel sich aufgemacht hatte, um das Pferd zu verfolgen, das davon gelaufen war, nachdem

es seinen Reiter verloren hatte, so rief er Emilien zu Hülfe. Er erhielt keine Antwort und ging selbst an den Wagen, wo er sie ohnmächtig zurückgesunken fand. Zwischen der Angst über diesen Unfall, und der Angst, Valancourt in seinem Blute liegen zu lassen, getheilt, wußte er kaum, was er that. Doch suchte er sie aufzuheben und rief Micheln, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, der am Wege hinfloß: allein Michel war so weit, daß ihn seine Stimme nicht mehr erreichen konnte. Valancourt, der dieß Rufen und auch Emiliens Nahmen wiederhohlen hörte, errieth sogleich die Ursache, und eilte ihr zu Hülfe, indem er beynahe seinen eignen Zustand vergaß. Sie lebte eben wieder auf, als er den Wagen erreichte, und als er nun erfuhr, daß Besorgniß um ihn diese Ohnmacht veranlaßt hatte, versicherte er ihr mit einer Stimme, die nicht von Schmerz, sondern von andern Gefühlen bebte, daß seine Wunde nicht von Bedeutung sey. Indem er dieß sagte, drehte St. Aubert sich um, und da er ihn noch immer bluten sah, veränderte sich der Gegenstand seiner Angst aufs neue, und er knüpfte eilends ein paar Schnupftücher zu einer Binde zusamen. Dieß stillte das Blut; allein St. Aubert, der die Folge der Wunde fürchtete, fragte wiederhohlt, wie weit sie noch von Beaujeu wären. Als er hörte, daß es noch zwey Meilen entfernt läge vermehrte sich seine Angst, denn er sah nicht ein, wie Valancourt in seinem jetzigen Zustande die Bewegung des Wagens aushalten würde, zumahl da er schon von Blutverlust ganz entkräftet war. Als er die Ursache seiner Angst erwähnte, bath ihn Valancourt, sich um seinetwillen nicht so sehr zu beunruhigen; denn er zweifelte nicht, daß er im Stande seyn würde, sich sehr gut zu halten, wo-

bey er nur sehr obenhin von dem Zufall sprach. Der Mauleseltreiber, der endlich Valancourts Pferd zurückbrachte, half ihm in den Wagen, und da auch Emilie jetzt wieder hergestellt war, fuhren sie langsam auf Beaujeu zu.

Als sich St. Aubert von seinem Schrecken über diesen Unfall einigermaßen erhohlt hatte, bezeugte er seine Verwunderung Valancourt zu sehn, der ihn darauf seine unerwartete Erscheinung erklärte.

Sie hatten meinen Geschmack an der Geselligkeit neu belebt, sagte er, denn nachdem Sie die Hütte verlassen hatten, schien sie mir in der That eine Einöde. Ich beschloß also, da Vergnügen mein einziger Zweck war, die Scene zu verändern, und wählte diesen Weg, weil ich weiß, daß er durch noch romantischere Gegenden führt, als ich verlassen habe. Ausserdem will ich gerne gestehn, setzte er nach einem kleinen Besinnen hinzu, und warum sollte ich es nicht? daß ich mir einige Hoffnung machte, Sie wieder einzuhohlen.

„Und ich habe Ihnen einen sehr unerwarteten Lohn für Ihre Höflichkeit gegeben, sagte St. Aubert, der aufs neue die Übereilung beklagte, die an diesem Unfall Schuld war, und die Ursache seiner Unruhe erklärte. Allein Valancourt schien einzig besorgt, aus den Gemüthern seiner Freunde jedes unangenehme Gefühl, was ihn selbst betraf, zu verbannen; er bekämpfte seinen Schmerz und bemühte sich, heiter zu seyn. Emilie war indessen still, ausser wann Valancourt das Gespräch besonders an sie richtete, und dann hatte seine Stimme einen gewissen bebenden Ton, der mehr als Worte sprach.

Sie waren nun dem Feuer, das lange in der Ferne durch die Dunkelheit der Nacht auf die

Straße hingeglänzt hatte, so nahe, daß sie Gestalten unterscheiden konnten, die sich um die Flamme bewegten. Der Weg wand sich immer näher, und sie nahmen im Thale eine der zahlreichen Zigeunerbanden wahr, die in dieser Zeit vorzüglich die Wildnisse der Pyrenäen durchstreiften und zum Theil vom Plündern der Reisenden lebten. Emilie betrachtete mit einigem Schrecken die wilden Gesichtsbildungen dieses Volks. Das Feuer, welches sie beleuchtete, erhöhte die romantische Wüsteney der Scene, durch den rothen düstern Schimmer, den es auf die Felsen und auf das Laubwerk der Bäume warf, indeß schwarze schwere Massen von Schatten, welche das Auge zu durchdringen fürchtete, im Hintergrunde zurückblieben.

Sie waren eben beschäftigt, sich die Abendmahlzeit zu bereiten; ein großer Topf, den verschiedne Figuren umringten, stand am Feuer. Bey dem Schimmer desselben sah man ein plumpes Zelt, um welches rings umher viel Kinder und Hunde spielten. Das Ganze machte ein sehr groteskes Gemählde. Die Reisenden sahen deutlich ihre Gefahr. Valancourt war still, allein er legte seine Hand auf eine von St. Auberts Pistolen. St. Aubert zog die andre hervor, und befahl Micheln so schnell als möglich fortzufahren. Indessen kamen sie vorüber ohne angegriffen zu werden: die Räuber waren vermuthlich auf keinen Angriff bereitet und zu sehr mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, um für den Augenblick ein andres Interesse zu fühlen.

Nachdem sie etwa anderthalb Meilen im Dunkeln zurückgelegt hatten, kamen sie zu Beaujeu an und fuhren nach dem einzigen Wirthshause im Orte. Es war schlecht genug, wiewohl es alle andern, die sie noch in den Gebürgen gefunden hatten, weit übertraf.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0064
DFG

Es wurde sogleich zum Wundarzt geschickt, wenn anders ein Pfuscher, der so gut Pferde als Menschen curirte, und wenigstens eben so geschickt Bärte putzte, als Glieder einsetzte; diesen Nahmen verdient. Nachdem er Valancourts Arm untersucht und gefunden hatte, daß die Kugel durchs Fleisch gedrungen war, ohne das Bein zu berühren, verband er ihn und verließ ihn mit der feyerlichen Vorschrift, sich ruhig zu halten, welcher zu gehorsamen der Patient sich nicht sehr geneigt fühlte. Die Süßigkeit der Befreyung von Schmerz folgte jetzt auf die vorige Pein, denn die Schmerzlosigkeit kann auch zu einem bestimmten Gefühl werden, wenn sie dem Schmerz entgegen gesetzt wird. Da seine Lebensgeister nunmehr wieder neu gestärkt waren, wünschte er an St. Auberts und Emiliens Gespräch Theil zu nehmen, die sich nunmehr, von so manchen ängstlichen Besorgnissen befreyt, ungewöhnlich heiter fühlten. So spät es auch war, sah St. Aubert sich doch genöthigt, mit dem Wirth auszugehn, um etwas zum Abendessen einzukaufen, und Emilie, die sich indeß so lange als möglich unter dem Vorwande, nach ihrer Bewirthung, die sie im Ganzen besser fand, als sie erwartet hatte, zu sehn, entfernt hatte, sah sich endlich genöthigt, zurückzukommen und mit Valancourt allein zu bleiben. Sie sprachen von den Gegenständen, vor denen sie vorübergekommen waren; von der Naturgeschichte des Landes, von Poesie und von St. Aubert; eine Materie, wovon Emilie stets mit besonderm Vergnügen sprach und sprechen hörte.

Sie brachten einen angenehmen Abend zusammen hin; allein da St. Aubert von der Reise müde war, und Valancourt aufs neue Schmerz zu fühlen schien, trennten sie sich bald nach der Mahlzeit.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0065
DFG

Frühmorgens fand St. Aubert, daß Valancourt eine schlaflose Nacht gehabt hatte; er schien ein Fieber zu haben, und sehr an seiner Wunde zu leiden. Der Wundarzt rieth ihm, ruhig zu Beaujeu zu bleiben, ein Rath, der zu vernünftig war, um nicht befolgt zu werden. St. Aubert hatte indessen keine günstige Meinung von diesem Arzt, und wünschte Valancourt bessern Händen zu übergeben. Als er aber bey weitern Nachfragen hörte, daß innerhalb verschiedner Meilen keine Stadt zu finden sey, wo er bessern Rath antreffen würde, veränderte er seinen Reiseplan und beschloß, die Genesung Valancourts abzuwarten, der mit mehr Höflichkeit als Aufrichtigkeit viele Einwendungen gegen diesen Aufschub machte. Der Vorschrift seines Wundarztes getreu wollte Valancourt diesen Tag das Haus nicht verlassen.

Seine Krankheit hielt auch die Reisenden verschiedne Tage zu Beaujeu zurück und St. Aubert hatte oft genug in dieser Zeit Gelegenheit, seines jungen Freundes Charakter, seine Talente und den philosophischen Scharfsinn, der ihm so ganz eigen war, zu beobachten. Er sah einen ofnen, edeln Charakter, voll Feuer, hoch empfänglich für alles was groß und schön ist, aber ungestüm, wild und oft romantisch. Valancourt hatte wenig von der Welt gesehn. Seine Begriffe waren klar und seine Gefühle richtig; und er äusserte mit gleichem Feuer seinen Unwillen über eine unwürdige, oder seine Bewundrung einer großmüthigen Handlung. St. Aubert lächelte oftmahls über seine Hitze, verwies sie ihm aber selten, und sagte oft zu sich selbst: „dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen."

Oft folgte ein Seufzer diesem stillen Ausruf. Er beschloß, Valancourt nicht eher zu verlassen,

bis er vollkommen wieder hergestellt wär, und da er sich nun gut genug befand, um zu reisen, wiewohl er noch nicht im Stande war, sein Pferd zu führen, lud St. Aubert ihm ein, einige Tage mit ihnen im Wagen zu fahren. Er war um so bereitwilliger, ihm dieß Erbiethen zu thun, da er erfahren hatte, daß Valancourt von einer Familie dieses Nahmens in Gasconien abstammte, die er vormahls kannte. Dieser nahm das Anerbiethen mit großem Vergnügen an, und sie machten sich wieder durch die romantischen Wildnisse, die nach Roussillon führten, auf den Weg. Sie reisten gemächlich, machten oft Stillstand, wenn sie an eine ungewöhnlich schöne Gegend kamen, und stiegen oft aus, um eine Anhöhe, die ihre Maulesel nicht erreichen konnten, zu ersteigen, um da die Aussicht in voller Pracht zu genießen: oft wandelten sie über Hügel mit Lavendel, wilden Thymian, Wacholder und Tamarisk bedeckt; und unter den Schatten von Wäldern, zwischen deren Öfnungen sie die lange Bergkette hinunter sahn; eine Aussicht, die an Pracht alles übertraf, was Emilie sich je geträumt hatte.

St. Aubert ergötzte sich zu Zeiten mit botanisiren, indeß Valancourt und Emilie weiter fortwandelten: er machte sie aufmerksam auf die Gegenstände, die ihn vorzüglich rührten, und recitirte schöne Stellen aus den lateinischen und italienischen Dichtern, die er sie hatte bewundern hören. In den Zwischenräumen des Gesprächs, wo er sich nicht beobachtet glaubte, heftete er oft seine Augen nachdenkend auf ihr Gesicht, das so beseelt den Geschmack und die Stärke ihres Gefühls ausdrückte, und wann er dann wieder sprach, lag eine besondre Zärtlichkeit in dem Ton seiner Stimme, die jeden

Versuch, seine Empfindungen zu verbergen, vereitelte. Diese stillen Zwischenräume wurden immer häufiger, bis nur noch Emilie das Bestreben verrieth, sie zu unterbrechen. Sie, die bisher so zurückhaltend gewesen war, sprach nun immer wieder und wieder von den Wäldern und Thälern und Bergen, um nur ein gefährliches sympathetisches Stillschweigen zu vermeiden.

Von Beaujeu aus ging der Weg immer aufwärts und führte die Reisenden in die höhern Regionen der Luft, wo unermeßliche Eisberge ihre gefrornen Schauer zeigten, und ewiger Schnee die Spitzen der Berge bleichte. Oft standen sie still um diese ungeheuren Gegenstände zu betrachten, und auf einer wilden Klippe sitzend, wo nur einzeln ein Lerchbaum hervortrat, sahen sie über dunkle Fichtenwälder und Klüfte, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, hinweg in Abgründe, die so tief waren, daß man kaum das Rauschen des sprudelnden Stroms hörte, den man auf dem Grunde schäumen sah. Die Heiterkeit und Klarheit der Luft in diesen Regionen war den Reisenden vorzüglich angenehm; sie schien ihnen einen feinern Lebenssaft einzuhauchen und goß unbeschreibliches Wohlbehagen über ihre Seelen aus. Sie hatten keine Worte, die erhabnen Empfindungen, die sie fühlten, auszudrücken. Eine gewisse Feyerlichkeit bezeichnete St. Auberts ganzes Wesen. Thränen traten ihm oft in die Augen und oft wandte er sich von seinen Gefährten ab. Valancourt sprach nur selten, um Emilien auf einige Gegenstände aufmerksam zu machen. Der dünne Luftkreis, der jeden Gegenstand so deutlich dem Auge zuließ, überraschte und hinterging sie. Sie konnte kaum glauben, daß Gegenstände, die so nahe schienen,

in der That so ferne waren. Die tiefe Stille dieser Einöden wurde nur zu Zeiten durch das Geschrey der Raubvögel, die sich rings um eine Klippe unten lagerten, oder durch den Ruf des Adlers, der hoch in den Lüften schwebte, unterbrochen, wenn nicht die Reisenden dem dumpfen Donner zuhörten, der oft zu ihren Füßen grunzte, während über ihnen das tiefe Blau des Himmels auch nicht durch das kleinste Wölkchen verdunkelt ward. Halb die Berge herab sah man oft große Wogen von Dünsten rollen, die bald das Land unten in Nebel hüllten, bald sich aufthaten, und seine Schönheiten dem Auge eröffneten. Emilie bemerkte mit Entzücken das erhabene Schauspiel der Wolken, wie sie an Gestalt und Farbe wechselten, und ihre verschiedne Wirkung auf die untere Welt, deren Züge zum Theil verschleyert, stets neue, erhabne Formen annahmen.

Nachdem sie diese Regionen viele Meilen weit durchkreuzt hatten, senkten sie sich nach Roussilon herab, und sahen nun wieder sanftere Schönheiten vor sich. Doch konnten sie nicht ohne Wehmuth auf die erhabnen Gegenstände, die sie verlassen hatten, zurückblicken, wiewohl das Auge durch die Anstrengung ermüdet, gern auf dem Grün der Wälder und Wiesen ruhte, die jetzt unten am Rande des Flusses hingen, oder sich herabsenkte auf die niedrigen von Cedern beschatteten Hüttten, auf die Gruppen der spielenden Bergkinder und auf die Blummenwinkel zwischen den Hügeln.

St. Aubert sah sich nach der kleinen Stadt um, wohin man ihn von Beaujeu aus gewiesen hatte, und wo er die Nacht hinzubringen dachte: allein es ließ sich noch keine menschliche Wohnung

sehen. Aus der Entfernung konnte weder er, noch Valancourt urtheilen, da der letzte noch nie so weit durch diese Bergkette vorgedrungen war. Doch sahen sie einen Weg vor sich und zweifelten nicht, daß es der rechte seyn müßte, denn seit sie Beaujeu verlassen hatten, waren ihnen noch keine verschiednen Wege aufgestoßen, die sie hätten irre führen oder unschlüßig machen können.

Die Reisenden hatten nunmehr so lange zwischen den erhabnen Scenen dieser Gebürge verweilt, daß sie sich in ihrer Berechnung, noch vor Sonnenuntergang Montigny erreichen zu können, gänzlich betrogen fanden. Als sie sich aber das Thal hinabwanden, sahen sie auf einer plumpen Brücke, die über eine Tiefe angelegt, zwey hohe Felsen vereinigte, eine Gruppe von Bergkindern, die sich damit ergötzten, Steine in den Fluß zu werfen, und zu blauschen, wie der weisse Schaum in die Luft sprang und das Echo der Berge den Schall des Plätschers verlängerte. Unter der Brücke hin hatte man eine perspektivische Aussicht auf das Thal, in welches der Wasserfall von den Felsen herabstürzte, und auf eine von Fichten beschattete Hütte, die auf einer Klippe stand. Wie es schien, waren sie nicht weit von einer kleinen Stadt entfernt. St. Aubert ließ den Mauleseltreiber still halten und rief die Kinder an, um zu fragen, ob sie nahe bey Montigny wären; allein die Entfernung und das Murmeln der Wellen ließ seine Stimme nicht aufkommen, und die Klippen, welche an die Brücke grenzten, waren so furchtbar hoch und steil, daß es für jemanden, der nicht daran gewöhnt war, beynahe unmöglich gewesen seyn würde, sie zu ersteigen. St. Aubert hielt es deswegen für besser, keinen Augenblick länger mit Zögern zu verderben,

sie fuhren noch lange nachdem die Dämmrung bereits den Weg verfinstert hatte, der so uneben war, daß sie sämmtlich ausstiegen, weil sie es für sichrer hielten zu Fuß zu gehen, als sich dem Wagen anzuvertrauen. Der Mond ging eben auf, allein sein Licht war noch zu schwach, ihnen zu leuchten. Während sie behuthsam fortschlichen, hörten sie die Vesperglocke eines Klosters. Die Dämmrung ließ ihnen nicht zu, die Form eines Gebäudes zu unterscheiden, allein die Töne schienen aus einem Walde zu kommen, der einer Anhöhe zur Rechten überhing. Valancourt schlug vor, sich auf den Weg zu machen, um dieß Kloster aufzusuchen. Wenn sie uns kein Nachtquartier geben wollen, sagte er, so werden sie uns doch gewiß Nachricht geben, wie weit wir noch von Montigny sind, und uns dahin führen können. Er wollte voraus eilen, ohne St. Auberts Antwort zu erwarten, als dieser ihn aufhielt. Ich bin sehr müde, sagte St. Aubert, und verlange nach nichts so sehr, als nach Ruhe. Wir wollen alle nach dem Kloster gehn. Ihr gutes Ansehn würde unsre Versicherung, daß wir Ruhe und Erhohlung bedürfen, Lügen strafen, allein wenn man mein und Emiliens mattes Gesicht sieht, wird man uns nicht leicht eine Ruhestätte verweigern.

Mit diesen Worten ergrif er Emiliens Arm und befahl Micheln mit dem Wagen zu warten; sie machten sich auf den Weg die Anhöhe hinauf, nach dem Walde zu, von der Glocke des Klosters geleitet. St. Auberts Schritte waren schwach und Valancourt mußte ihm den Arm geben. Der Mond warf nun einen schwachen Schimmer auf ihren Weg, und setzte sie bald nachher in Stand, einige Thürme, die über den Spitzen der Wälder aufstiegen, zu unterscheiden. Sie folgten immer dem

Geläute der Glocke und betraten den Schatten dieser Wälder, nur von den Mondstrahlen erleuchtet, die zwischen den Blättern hinglitten und einen zitternden, unsichern Schimmer auf den tief liegenden Fußpfad warfen. Die Dunkelheit und Stille, die nur durch den dumpfen Laut der Glocke unterbrochen wurde, erregte bey Emilien eine Bangigkeit, welche nur durch Valancourts Stimme und Unterhaltung einigermaßen gemildert wurde. Als sie eine Weile bergan gestiegen waren, klagte St. Aubert über Müdigkeit, und sie standen still, um auf einem kleinen grünen Hügel auszuruhen, wo die Bäume sich öffneten, und das Mondlicht zuließen. Er setzte sich auf den Rasen zwischen Emilien und Valancourt nieder. Die Glocke läutete nicht mehr, und kein Laut unterbrach die tiefe Ruhe; das dumpfe Murmeln einiger fernen Ströme diente vielmehr, das Schauerliche der Stille zu erhöhen, als zu unterbrechen.

Vor ihnen lag das Thal ausgebreitet, das sie eben verlassen hatten. Seine Felsen und Wälder zur Linken, durch die Strahlen versilbert, machten einen Contrast mit dem tiefen Schatten, der die gegen über liegenden Klippen einhüllte; ihre eingefaßten Spitzen waren nur schwach in Licht getaucht, während die ferne Aussicht des Thals sich in gelbem Nebel des Mondlichts verlor. Die Wanderer saßen eine Zeitlang in süßes Wohlbehagen gewiegt, schweigend da.

Solche Scenen, sagte Vanlancourt endlich, sänftigen das Herz, gleich den Noten einer süßen Musik und hauchen die süße Schwermuth ein, welche niemand, der einmahl sie gefühlt hat, für die lebhaftesten Freuden hingeben würde. Sie erwecken unsre edelsten und reinsten Empfindungen, und

machen

machen uns zu Wohlwollen, Mitleid und Freundschaft geneigt. In einer solchen Stunde fühlt unser Herz doppelt für Gegenstände, die uns theuer sind. Seine Stimme bebte und er hielt inne.

St. Aubert schwieg. Emilie fühlte eine warme Thräne auf die Hand fallen, die er in der seinigen hielt: sie kannte den Gegenstand seiner Gedanken; auch die ihrigen waren von der Erinnrung an ihre Mutter erfüllt. Er schien mit Gewalt sich aufzuraffen. „Ja, sagte er mit einem halb unterdrückten Seufzer: die Erinnrung an die, welche wir liebten, an Zeiten, die auf immer dahin sind, schleicht sich in einer solchen Stunde vor die Seele gleich der Melodie einer fernen Musik in der Stille der Nacht — so zart und harmonisch, als diese Landschaft, die im falben Mondenlichte schlummert.“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: Ich habe mir immer eingebildet, daß ich in einer solchen Stunde, schärfer und heller dächte, und das Herz, das sich nicht diesem sanften Eindrucke öffnete, müßte in hohem Grade fühllos seyn. Allein es gibt solche Menschen!“

Valancourt seufzte.

„Gibt es deren wirklich viele? sagte Emilie.“

„Noch wenig Jahre, meine Emilie, erwiederte St. Aubert, und du wirst bey der Erinnrung an diese Frage lächeln, wenn du nicht weinst. Aber komm ich fühle mich etwas gestärkt; wir wollen weiter gehn.“

Nachdem sie die Wälder zurückgelegt hatten, sahen sie auf einem rasigten Hügel über ihnen das Kloster vor sich liegen. Eine hohe Mauer die es umgab, führte sie zu einem alten Thore, an welches sie anklopften. Der arme Mönch, der es öffnete, führte sie in ein kleines Nebenzimmer, wo

er sie zu warten bath, indeß er den Prior von ihrem Gesuch benachrichtigte. In dieser Zwischenzeit kamen verschiedne Mönche herein um nach ihnen zu sehen; endlich kam der erste Bruder zurück, und führte sie in ein Zimmer, wo sie den Prior in einem Lehnstuhl mit einem großen, schwarz gebundenen Folianten auf einem Pulte vor sich sitzen sahn. Er empfing sie höflich, ohne jedoch aufzustehn, und nachdem er einige wenige Fragen an sie gethan hatte, erkundigte er sich nach ihrem Anliegen. Nach einem kurzen Gespräch, das von seiner Seite steif und feyerlich war, verfügten sie sich in das Zimmer, wo sie zu Abend essen sollten, während Valancourt, den einer von den Mönchen sich zu begleiten höflich erboth, sich aufmachte, um Micheln und seine Maulesel zu besuchen. Er hatte noch kaum die Hälfte des Berges zurückgelegt, als er schon die Stimme des Mauleseltreibers weit und breit erschallen hörte. Oft rief er St. Auberts und dann wieder Valancourts Nahmen; nachdem dieser ihn endlich von seiner Furcht für sich und seine Thiere geheilt, daß er sie und ihn in einer Hütte am Rande des Waldes untergebracht hatte, kehrte er zurück um mit seinen Freunden eine so mäßige Mahlzeit zu halten, als die Mönche ihnen vorzusetzen für gut fanden. St. Aubert befand sich zu übel, um Theil daran zu nehmen; Emilie vergaß in ihrer Angst um ihren Vater sich selbst; und Valancourt, still und nachdenkend, doch nie bis zur Unaufmerksamkeit gegen sie, gab sich alle Mühe, St. Aubert zu bedienen und zu erleichtern. Dieser bemerkte oft, während seine Tochter ihn zum Essen nöthigte, oder das Kissen, welches sie ihm in den Lehnstuhl gelegt hatte, zurechte zog, daß Valancourt einen

Blick nachdenkender Zärtlichkeit auf sie heftete, dessen Sinn er nicht ungern verstand.

Sie trennten sich früh und begaben sich in ihre Zimmer. Eine Nonne des Klosters führte Emilien in das ihrige, allein sie war froh, sie fortschicken zu können, denn ihr Herz war schwer belastet und ihre Aufmerksamkeit so abgezogen, daß es ihr lästig war, mit einem Fremden zu sprechen. Sie glaubte, daß ihr Vater sich täglich verschlimmerte, und schrieb seine gegenwärtige Ermattung mehr dem schwachen Zastande seines Körpers, als der Beschwerde der Reise zu. Ein Heer von finstern Ideen drängte sich vor ihrer Seele, bis sie in Schlaf sank.

Ohngefähr zwey Stunden nachher wurde sie durch das Geläute einer Glocke erweckt und hörte dann schnelle Schritte über den Gang gehn, der an ihr Zimmer stieß. Sie war der Sitten des Klosters so wenig gewohnt, daß sie darüber erschrack; ihre stets für ihren Vater rege Furcht gab ihr ein, daß er sehr krank sey und sie stand eilends auf, um zu ihm zu gehn. Nachdem sie ein wenig gewartet hatte, um die Personen im Gange vorübergehn zu lassen, öfnete sie die Thüre: indeß sammelten sich ihre Gedanken aus der Verwirrung des Schlafs, und sie vernahm, daß die Glocke der Ruf der Mönche zum Gebet wäre. Das Läuten hatte nun aufgehört, und da alles wider still war, enthielt sie sich, in St. Auberts Zimmer zu gehn. Ihre Seele war nicht zum Schlafe gestimmt, und das Mondlicht, das in ihre Kammer fiel, lud sie ein das Fenster zu öfnen und auf die Gegend hinaus zu sehn.

Es war eine schöne, stille Nacht; kein Wölkchen verdunkelte den Himmel und kaum zitterte ein Blatt von den Wäldern in der Luft. Indem sie so

da lag, stieg die mitternächtliche Hymne der Mönche sanft von einer Kapelle auf einem der tiefern Berge auf; eine heilige Melodie, die durch das Schweigen der Nacht zum Himmel aufzusteigen schien, und ihre Gedanken mit sich empor hub. Ihre Seele erwachte aus der Betrachtung seiner Werke zur Anbetung Gottes in seiner Güte und Macht. Wohin sie ihren Blick wandte, auf die schlummernde Erde, auf den weiten Luftraum glänzend von Wolken über den Gesichtskreis menschlicher Gedanken erhaben, erschien ihr die Erhabenheit Gottes und die Majestät seiner Gegenwart. Ihre Augen füllten sich mit Thränen ehrfurchtsvoller Liebe und Bewunderung, und sie fühlte die reine Andacht, welche über alle Verschiedenheiten menschlicher Systeme erhaben, die Seele über diese Welt hinaus trägt und sie zu einer edlern Natur empor zu heben scheint; eine Andacht, die man vielleicht nur empfinden kann, wenn die Seele, auf einem Augenblick von der Niedrigkeit irrdischer Gedanken befreyt, hinauf strebt, um seine Macht in der Erhabenheit seiner Werke, und seine Güte in der Unendlichkeit seines Seegens zu betrachten.

Bald darauf versank der mitternächtliche Gesang in Schweigen; allein Emilie verweilte am Fenster, und sah, wie der Mond unterging und das Thal in tiefen Schatten sank. Gern wäre sie noch länger in dieser Stimmung geblieben, endlich aber zog sie sich auf ihre Matratze zurück und sank in ruhigen Schlummer.

Fünftes Kapitel.

St. Aubert, der sich durch den ruhigen Schlaf einer Nacht hinlänglich wieder gestärkt fühlte, um seine Reise fortzusetzen, machte sich früh Morgens mit Valancourt und Emilien nach Roussillon auf den Weg, das er noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen hoffte. Die Gegenden, durch welche sie nun kamen, waren so wild und romantisch, als sie noch keine gesehn hatten, nur mit dem Unterschied, daß hie und da eine Schönheit die Landschaft sanfter schmolz. Kleine Waldhöhlen, mit glänzenden Grün und Blumen bedeckt, erschienen zwischen den Bergen, oder ein ländliches Thal öfnete seinen grasigten Busen im Schatten der Klippen, während Schaafe und Heerden längs dem Ufer eines Flusses weideten, der es mit ewigem Grün erfrischte. St. Aubert konnte nicht bereuen, diesen beschwerlichen Weg gewählt zu haben, wiewohl er sich auch diesen Tag oftmahls genöthigt sah, auszusteigen, längs dem rauhen Abgrund zu gehn und die steilen mit Kiesel bedeckten Berge hinan zu klettern. Die wundervolle Erhabenheit und Abwechslung der Aussichten belohnte ihn für alle Beschwerde, und die Begeisterung, womit seine jungen Gefährten sie betrachteten, erhöhte seine eigne und erweckte eine Erinnerung an alle die süßen Gefühle seiner frühen Tage, wo der erhabne Reiz der Natur sich zuerst ihm enthüllte. Er fand großes Vergnügen, mit Valancourt zu sprechen und seinen scharfsinnigen Bemerkungen zuzuhören. Sein Feuer und die Einfachheit seiner Sitten machten ihn zu einer charakteristischen

Figur in den Scenen um sie her, und St. Aubert entdeckte in seinen Gesinnungen die Richtigkeit und Würde einer erhabnen Seele, die noch durch keinen Umgang mit der Welt verderbt war. Er fand, daß seine Begriffe mehr aus ihm selbst gebildet, als von andern angenommen waren; sie waren mehr das Resultat von Nachdenken als von Gelehrsamkeit. Von der Welt schien er nichts zu wissen; denn er dachte gut vom ganzen Menschengeschlecht und diese Meinung schöpfte er aus dem wiederstrahlenden Bilde seines eignen Herzens.

St. Aubert blickte oft, wenn er zu Fuße ging, um die wilden Pflanzen auf seinem Wege aufzusuchen, mit Vergnügen auf Emilien und Valancourt, die mit einander vorausgingen. Er machte mit einem Gesicht voll beseelter Freude sie aufmerksam auf die umliegenden Gegenstände, und sie hörte ihm zu und sah ihn mit einem Blick voll zärtlichen Ernstes an, die die erhabne Regung ihrer Seele verrieth. Sie glichen zwey Liebenden, die sich nie über die Grenze der Gebürge, worinn sie geboren waren, hinausgewagt hatten, die ihre Lage von den Frivolitäten des gemeinen Lebens ausschloß, deren Begriffe einfach und groß waren, wie die Landschaften zwischen welchen sie wandelten, und die kein anderes Glück kannten, als die Vereinigung reiner und zärtlicher Herzen. St. Aubert lächelte und seufzte bey dem romantischen Gemählde von Glückseligkeit, das seine Fantasie zeichnete, und seufzte wiederum bey dem Gedanken, daß Natur und Einfalt der Welt so wenig bekannt waren, daß sie ihre Freuden für romanhaft hielt.

Es war beynahe Mittag, als die Reisenden auf einem steilen und gefährlichen Wege ausstiegen,

um spazieren zu gehn. Der Weg wand sich einen Hügel hinauf, der mit Waldung bekleidet war, und statt dem Wagen zu folgen, machten sie sich in den erfrischenden Schatten. Die Wandrer zögerten oft, um diesen Träumereyen der Fantasie nachzuhängen.

Der stummen Pausen, die oft schon Valancourts und Emiliens Gespräche unterbrochen hatten, fanden sich heute mehr als je. Valancourt fiel oft plötzlich aus der beseltesten Lebhaftigkeit in tiefes Nachsinnen und oft lag eine ungekünstelte Schwermuth in seinem Lächeln, welche Emiliens Herz nicht mißverstehn konnte, da es bey dem Gefühl, das sie verrieth, so nahe interessirt war.

St. Aubert fühlte sich erquickt durch die frischen Schatten, und sie schlichen unter ihnen hin, indem sie ihrer Meinung nach, so nahe als möglich der Leitung des Wegs folgten, bis sie gewahr wurden, daß sie ihn gänzlich verloren hatten. Sie hatten sich immer, durch die schöne Gegend gelockt, an der Seite des Berges gehalten, während der Weg jenseits der obern Klippen hinlief. Valancourt rief laut Micheln zu, hörte aber keine Stimme als seine eigne von den Felsen wiederhallen, und seine wiederhohlten Versuche, den Weg wieder zu gewinnen, blieben gleich fruchtlos. In dieser Verlegenheit entdeckten sie eine ferne Schäferhütte zwischen den Bäumen, und Valancourt sprang zuerst darauf hin, um Beystand zu suchen. Als er sie erreichte, sah er nur zwey kleine Kinder auf dem Rasen vor der Thüre spielen. Er sah in die Hütte, erblickte aber niemand, und der älteste Knabe sagte ihm, daß ihr Vater bey der Heerde und ihre Mutter ins Thal herunter gegangen wäre, aber gleich zurückkommen würde. Indem er da

stand, und überlegte, was weiters zu thun sey, hörte er Michels Stimme mannhaft brüllend zwischen den Klippen über ihm ertönen, bis die Echos wiederhallten. Valancourt beantwortete sogleich den Ruf und suchte sich durch das Dickigt einen Weg zu machen, indem er der Leitung des Schalls folgte. Nach vielem Stolpern über Gesträuch und Abgründe erreichte er Micheln, und brachte ihn endlich dahin, still zu schweigen und ihn anzuhören. Die Straße lag weit ab von dem Orte, wo St. Aubert und Emilie sich befanden; der Wagen konnte nicht gut zum Eingange des Waldes zurückkehren, und da es sehr beschwerlich für St. Aubert gewesen seyn würde, den langen steilen Pfad nach dem Ort, wo er jetzt stand, hinauf zu klimmen, so bemühte sich Valancourt, einen bequemern Aufgang durch den Weg, den er selbst gekommen war, zu finden.

Indessen näherten sich St. Aubert und Emilie der Hütte, und ruhten auf einer ländlichen zwischen zwey Fichten befestigten Bank, bis Valancourt, dessen Schritte sie beobachteten, zurückkommen würde.

Das älteste der Kinder ließ von seinem Spiel ab und stand still, um die Fremden zu betrachten, während das jüngere sein kleines Kugelspiel fortsetzte und seinen Bruder mit zu spielen quälte. St. Aubert betrachtete mit Vergnügen das Gemählde kindischer Einfalt, bis es die Erinnrung an seine eignen Knaben, die er ohngefähr in gleichem Alter verloren hatte, und an ihre verewigte Mutter in seine Seele zurückbrachte. Er sank in einen Tiefsinn, wovon ihn Emilie sogleich, durch eine der einfachen, lebhaften Arien, die er so gern hörte, und die sie mit so bezaubernder Anmuth vorzutra-

gen wußte, zu zerstreuen suchte. St. Aubert lächelte durch seine Thränen sie an, drückte zärtlich ihre Hand und suchte die schwermüthigen Bilder von seiner Seele zu verscheuchen.

Valancourt kam heran während sie sang, und ungeneigt sie zu unterbrechen blieb er in einiger Entfernung stehn und horchte ihr zu. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihnen und sagte, er hätte sowohl Micheln als einen Weg gefunden, durch welchen er sie den Berg hinauf zum Wagen zu führen hoffte. Er zeigte ihnen die waldigten Höhen über ihnen, die St. Aubert mit ängstlichem Auge betrachtete. Er fühlte sich bereits müde von Spazierengehn und fürchtete sich, so hoch hinan zu klettern. Doch glaubte er, würde es weniger beschwerlich seyn, als die lange unebne Straße zu gehn, und beschloß es zu versuchen; allein Emilie, die stets für seine Gemächlichkeit besorgt war, schlug ihm vor, auszuruhen und Mittag zu halten, ehe sie weiter gingen. Der Vorschlag wurde angenommen, und Valancourt ging sogleich an den Wagen, um Lebensmittel zu hohlen.

Bey seiner Zurückkunft schlug er vor, ein wenig höher bergauf zu gehen, wo die Wälder sich in eine größere und ausgedehntere Aussicht öffneten, und sie wollten sich eben dahin begeben, als sie ein junges Weib zu den Kindern gehn, sie liebkosen und über ihnen weinen sahn.

Durch den Kummer dieser Frau gerührt, standen sie still um sie zu beobachten. Sie nahm das jüngste Kind in ihre Arme, sobald sie aber die Fremden gewahr ward, trocknete sie schnell ihre Thränen, und eilte nach der Hütte. St. Aubert rief sie an, um nach der Ursache ihres Kummers zu fragen, und erfuhr, daß ihr Mann, der ein Schaaf-

hirte war, und die Sommermonathe hier zubrachte, um die Heerden auf diesen Bergen zu hüthen, in der vergangnen Nacht seine ganze kleine Habe verloren hatte. Eine Bande Zigeuner, die seit einiger Zeit in der Nachbarschaft umherstreiften, hatte verschiedne von seines Herren Schaafen weggetrieben. „Jakob, setzte die Frau hinzu, hatte sich ein bischen Geld gespart und ein paar Schaafe dafür gekauft, und nun muß er sie alle seinem Herrn für die gestohlnen hingeben. Ja, was noch schlimmer ist, wenn sein Herr es erfährt, wird er ihm nicht länger die Heerde anvertrauen: denn er ist ein harter Mann — und was wird dann aus unsern Kindern werden!

Das unschuldige Gesicht dieser Frau und das Einfache ihrer Erzählung machte St. Aubert geneigt ihr zu glauben; und Valancourt, überzeugt, daß sie die Wahrheit sagte, fragte hitzig, was die gestohlnen Schaafe werth wären? — Als sie es ihm sagte, wandte er sich niedergeschlagen zur Seite. St. Aubert steckte ihr etwas Geld in die Hand: auch Emilie gab aus ihrer kleinen Börse, und so gingen sie nach dem Berge hin; aber Valancourt blieb zurück und sprach mit des Schäfers Frau, die jetzt vor Dankbarkeit und Überraschung weinte. Er fragte, wie viel Geld ihr noch fehlte, um die gestohlnen Schaafe zu bezahlen, und fand, daß es beynahe so viel war, als der ganze kleine Vorrath, den er bey sich hatte, betrug. Er fühlte sich verlegen und bekümmert. Diese kleine Summe also, sagte er zu sich selbst, würde hinreichen, diese arme Familie ganz glücklich zu machen! — Aber was soll aus mir werden? Wie soll ich mit dem wenigen Gelde, das mir noch übrig bleiben wird, nach

Hause kommen? Er stand einen Augenblick still; es that ihm weh, sich die Befriedigung zu versagen, eine Familie vom Verderben zur Glückseeligkeit zu führen, und doch überlegte er zugleich, daß es ihm unmöglich seyn würde, seine Reise mit dem kleinen Überrest fortzusetzen.

Während er sich in dieser Verlegenheit befand, erschien der Schäfer selbst. Seine Kinder sprangen ihm entgegen; er nahm das eine auf den Arm und kam mit zögerndem Schritte mit dem andern herbey, das sich an seinem Rock hielt. Sein trauriges Ansehn bestimmte Valancourt auf einmahl; er warf ihm alles Geld was er hatte, einige wenige Louisd'or ausgenommen, hin, und eilte St. Aubert und Emilien nach, die langsam den Berg hinauf gingen. Valancourt hatte noch selten sein Herz so leicht gefühlt, als in diesem Augenblick, seine fröhlichen Lebensgeister hüpften vor Freude; jeder Gegenstand um ihn her schien ihm anziehender oder schöner als zuvor. St. Aubert bemerkte die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seines Gesichts. Was hat Sie denn in so freudige Stimmung gesetzt? fragte er. „O was für ein herrlicher Tag, erwiederte Valancourt, wie hell glänzt die Sonne! wie rein ist die Luft, wie bezaubernd ist die Gegend!"

„Es ist in der That bezaubernd, erwiederte St. Aubert, den frühe Erfahrung mit der Natur von Valancourts gegenwärtigen Gefühlen bekannt gemacht hatte. Wie traurig, daß die Reichen, die solchen Sonnenschein hervorbringen können, ihre Tage in ewiger Dunkelheit, im kalten Schatten des Eigennutzes hinbringen! Möge Ihnen, mein junger Freund, die Sonne stets so heiter scheinen, als in diesem Augenblick! möge Ihr eignes Betragen

stets den Sonnenschein des Wohlwollens und der Vernunft über sie verbreiten.

Valancourt, der sich durch dieses Lob hoch geschmeichelt fühlte, konnte es nur durch ein dankbares Lächeln erwiedern.

Es war indessen nothwendig, daß St. Aubert einige Erfrischung zu sich nahm; sie setzten sich auf den kurzen, dürren Rasen und öffneten ihr Körbchen, während der Zephyr ihnen Kühlung zuhauchte, und unter ihren Füßen der murmelnde Wasserfall schäumte.

St. Aubert fühlte sich durch die Ruhe und durch die heitre Luft dieses Hügels gestärkt, und Valancourt war so bezaubert von allem rings umher, und von der Unterhaltung seiner Gesellschaft, daß er vergessen zu haben schien, daß er noch weiter zu gehn hätte. Nachdem sie ihre einfache Mahlzeit geendigt hatten, schenkten sie der Gegend noch einen langen Abschiedsblick, und machten sich von neuem auf.

Es war Abend, als sie die niedrigern Alpen herabfuhren, die Roussillion einfassen und eine prachtvolle Ringmauer um diese reizende Gegend bilden, die sie nur nach Osten dem mittelländischen Meere offen lassen.

Nachdem sie die Thäler erreicht hatten, fuhren sie zwischen Hecken von blühenden Myrthen und Granaten hin nach der Stadt Arlos, wo sie die Nacht zu ruhen dachten. Sie fanden eine einfache aber saubre Bewirthung, und würden nach den Genüssen und Beschwerden des Tags, einen angenehmen Abend zugebracht haben, wenn nicht die heranahende Trennung einen Schatten auf ihre Freude geworfen hätte. St. Aubert hatte die Absicht, mit frühen Morgen sich zum Ufer des mittelländi-

schen Meeres zu wenden und längs demselben in die Provinz Languedoc zu gehen; und da Valancourt nunmehr beynahe völlig wieder hergestellt war, und keinen Vorwand mehr hatte, noch länger bey seinen neuen Freunden zu verweilen, entschloß er sich, sie hier zu verlassen. St. Aubert, der ihn liebgewonnen hatte, lud ihn ein, sie noch weiter zu begleiten; weil er aber die Einladung nicht wiederhohlte, so hatte Valancourt Entschlossenheit genug, der Versuchung zu widerstehn, um sich der Freundschaft nicht unwürdig zu zeigen. Am folgenden Morgen also sollten sie scheiden; St. Aubert, um seinen Weg nach Languedoc fortzusetzen, und Valancourt, um auf seinem Heimwege neue Schönheiten zwischen den Gebürgen aufzuspüren. Oft saß er an diesem Abende still und nachdenkend da. St. Auberts Betragen gegen ihn war zärtlich aber ernsthaft, und Emilie war still, so viel Mühe sie sich auch gab, heiter zu scheinen. Nach einem der schwermüthigsten Abende, die sie noch zusammen hingebracht hatten, trennten sie sich für die Nacht.

Sechstes Kapitel.

Des Morgens frühstückte Valancourt mit St. Aubert und Emilien; alle drey schienen wenig erfrischt durch den Schlaf. Die Mattigkeit der Krankheit lag noch immer auf St. Aubert und Emiliens Besorgnisse sagten ihr, daß seine Unpäßlichkeit mit schnellen Schritten zunähme. Sie hing mit ängst-

licher Zärtlichkeit an seinen Blicken und die ihrigen gaben immer getreu den Ausdruck derselben zurück.

Im Anfange ihrer Bekanntschaft hatte Valancourt ihnen seinen Nahmen und Familie gesagt: St. Aubert kannte beyde: denn die Familiengüter, welche jetzt Valancourts älterer Bruder besaß, lagen nicht weit von La Vallee und er hatte ihn oft bey Besuchen in der Nachbarschaft getroffen. Diese Bekanntschaft machte St. Aubert noch mehr geneigt seinen jetzigen Gefährten aufzunehmen; denn wenn auch seine Gesichtsbildung und Betragen ihm St. Auberts Bekanntschaft gewonnen hätten, so würde er doch beyde nicht für hinlänglich gehalten haben, ihn bey seiner Tochter einzuführen.

Das Frühstück wurde beynahe eben so stillschweigend verzehrt, als das Abendessen den Tag zuvor; allein ihre Betrachtungen wurden bald durch das Rasseln der Wagenräder unterbrochen, die St. Aubert und Emilien hinwegführen sollten. Valancourt sprang von seinem Stuhle auf und ging ans Fenster; es war in der That der Wagen und ohne zu sprechen kehrte er wieder zu seinem Stuhl zurück. Der Augenblick des Schreckens war nun gekommen! St. Aubert sagte zu seinem jungen Freund: er hoffte, daß er nicht durch La Vallee gehn würde, ohne ihm einen Besuch zu schenken; und Valancourt, der ihm freudig dankte, versicherte ihn, er würde es gewiß nie. Er sah bey diesen Worten Emilien furchtsam an, die sich bemühte, den Ernst ihrer Züge hinweg zu lächeln. Sie brachten einige Minuten in interessantem Gespräch hin, und dann ging St. Aubert nach dem Wagen, wohin Emilie und Valancourt ihm stillschweigend folgten. Dieser zögerte noch verschiedne Minuten am Kutschenschlage, nachdem sie sich schon gesetzt hatten, und

keiner schien Muth genug zu haben, um Lebewohl zu sagen. Endlich sprach St. Aubert das traurige Wort aus; Emilie trug es zu Valancourt hinüber, er erwiederte es mit niedergeschlagnem Gesicht und der Wagen rollte davon.

Die Reisenden blieben eine Zeitlang in einem Zustande stillen Tiefsinns, der sein Süßes hat. St. Aubert unterbrach ihn durch die Bemerkung: dieser junge Mann verspricht sehr viel; ich wüßte seit vielen Jahren nicht, daß mir jemand nach so kurzer Bekanntschaft so gut gefallen hätte. Er ruft mir die Tage meiner Jugend ins Gedächtniß zurück, wo jeder Gegenstand neu und entzückend war. St. Aubert seufzte, und versank wieder in Tiefsinn, und als Emilie den Weg den sie gekommen waren zurücksah, erblickte sie Valancourt vor der Thüre des kleinen Wirthshauses, wo er sie mit den Augen verfolgte. Er ward sie gewahr, und winkte mit der Hand; sie erwiederte den Abschiedsgruß bis, die Krümmung des Weges ihn ihren Augen entzog.

„Ich erinnere mich, als ich in seinem Alter war, sagte St. Aubert, daß ich genau so fühlte und dachte als er. Damahls that die Welt sich vor mir auf — jetzt verschließt sie sich mir."

„Mein liebster Vater, machen Sie sich doch nicht so trübe Gedanken, sagte Emilie mit zitternder Stimme. Ich hoffe, um ihrent, um meinetwillen, daß sie noch viele, viele Jahre zu leben haben."

„Ach meine Emilie, erwiederte St. Aubert, um deinetwillen? — Nun, ich hoffe, es mag so seyn. Er trocknete sich eine Thräne ab, die seine Wange hinabrollte, brachte seine Züge in ein Lächeln, und sagte mit erheiterter Stimme: Es liegt

ein ganz eigner Zauber in dem Feuer und der Offenheit der Jugend die einem alten Manne besonders wohl gefällt, wann seine Gefühle noch nicht ganz durch die Welt abgestumpft sind. Es erheitert und erquickt wie der Anblick des Frühlings den Kranken; seine Seele saugt etwas von dem Geist der Jahrszeit in sich, und seine Augen werden von einem vorübergehenden Sonnenscheine erhellt. Valancourt war dieser Frühling für mich!"

Emilie, die zärtlich ihres Vaters Hand drückte, hatte noch nie mit so viel Wohlbehagen ein Lob von ihm angehört — selbst nicht, wenn er es an sie selbst richtete.

Sie reiseten zwischen Weinbergen, Wiesen und Wäldern weiter, entzückt über die romantische Schönheit der Landschaft, die von einer Seite durch die erhabnen Pyrenäen, von der andern durch den Ocean begrenzt wurde, und bald nach Mittag erreichten sie die Stadt Calioure am mittelländischen Meere.

St. Aubert verlangte sehr, Perpignan zu erreichen, wo er Briefe von Herrn Quesnel erwartete; die Erwartung dieser Briefe hatte ihn aus Calioure getrieben, so sehr auch sein erschöpfter Körper der Ruhe bedurft hätte. Nachdem er einige Meilen gereist war, fiel er in Schlaf, und Emilie, die einige Bücher in den Wagen gelegt hatte, als sie La Vallee verließen, hatte nunmehr Zeit darin zu blättern.

Bald nach Sonnenuntergang erreichten sie Perpignan, wo St. Aubert, wie er erwartet hatte, Briefe von Herrn Quesnel fand, deren Inhalt ihn so sichtlich und schmerzhaft angriff, daß Emilie in Unruhe gerieth und so sehr es ihre Delicatesse zulassen wollte, in ihm drang, ihr die Ursache

sache seines Kummers zu entdecken: allein er antwortete nur durch Thränen und fing sogleich von andern Gegenständen zu reden an. Emilie enthielt sich zwar, des einen zu erwähnen, der ihr am meisten am Herzen lag, war aber sehr niedergeschlagen über ihres Vaters Benehmen und brachte eine Nacht in schlafloser Unruhe hin.

Früh Morgens setzten sie ihre Reise längs der Küste nach Leucate, einer andern Stadt am mittelländischen Meere an den Grenzen von Languedoc und Rouffillon fort. Unterwegs erneuerte Emilie das Gespräch vom vorhergehenden Abend, und schien so tief gerührt von St. Auberts Stillschweigen und Niedergeschlagenheit, daß er von seiner Zurückhaltung nachließ. „Ich wollte nicht gerne, meine liebe Emilie, sagte er, einen Schatten auf die Freude werfen, die du aus den umliegenden Gegenständen schöpfest, und war deswegen Willens dir für jetzt einige Dinge zu verheelen, die du aber über kurz oder lang doch erfahren mußtest. Allein deine ängstliche Bekümmerniß hat meinen Vorsatz vereitelt; du leidest dadurch vielleicht eben so sehr, als du leiden wirst, wenn du die Wirklichkeit selbst erfährst. Herrn Quesnels Besuch war für mich sehr unglücklich; er kam, um mir einen Theil der Nachrichten zu sagen, die er jetzt bestätigt hat. Vielleicht hast du mich eines gewissen Herrn Motteville aus Paris erwähnen hören; allein du wußtest nicht, daß der größte Theil meines persönlichen Eigenthums in den Händen dieses Mannes war. Ich setzte großes Vertrauen in ihm, und bin noch geneigt zu glauben, daß er meiner Achtung nicht ganz unwürdig ist. Viele Umstände mußten zusammentreffen, ihn zu Grunde zu richten, und — ich bin es mit ihm."

UB Rostock

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn72745692X/phys_0089 DFG

Er hielt inne, um seine Bewegung zu verbergen.

„Die Briefe, die ich so eben von Herrn Quesnel erhalten habe, fuhr er fort, indem er kämpfte um mit Festigkeit zu sprechen, enthielten noch andre von Motteville, die alles was ich fürchtete, bestätigen."

„Müssen wir denn La Vallee verlassen, sagte Emilie nach einer langen Pause."

„Das ist noch ungewiß, versetzte St. Aubert. Es wird davon abhängen, wie Motteville sich mit seinen Gläubigern vergleichen wird. Du weißt, mein Einkommen war niemahls groß, und nun wird es in der That sehr geringe werden. Um dich, Emilie; nur um dich mein Kind, bin ich am meisten bekümmert."

Bey den letzten Worten gebrach ihm die Stimme. Emilie lächelte ihn zärtlich durch ihre Thränen an, und bemühte sich, ihre Bewegung zu unterdrücken. „Mein theuerster Vater, sagte sie, grämen Sie sich nicht um mich, oder um Sie selbst, wir können doch noch glücklich seyn — wenn La Vallee uns bleibt, müssen wir glücklich seyn. Wir wollen nur eine Person zur Aufwartung behalten, und Sie sollen die Veränderung in unserm Einkommen kaum gewahr werden. Trösten Sie sich, mein theurer Vater. Wir werden den Mangel der Entbehrlichkeiten nicht fühlen, die andre so hoch schätzen, weil wir nie Geschmack daran fanden, und die Armuth kann uns mancher Tröstungen nicht berauben. Sie kann uns die Liebe nicht rauben, die wir für einander fühlen, und uns eben so wenig in unsrer eignen Meinung, als in der Meinung andrer, woran uns etwas liegt, herabsetzen."

St. Aubert verbarg sein Gesicht in seinem Schnupftuch und war ausser Stande zu sprechen;

Emilie aber fuhr fort, ihrem Vater die Wahrheit ans Herz zu legen, welche er selbst ihrer Seele eingeprägt hatte.

„Ausserdem, mein bester Vater, sagte sie, kann die Armuth uns keine geistigen Freuden rauben. Sie kann Ihnen den Trost nicht rauben, mir ein Beyspiel von Seelenstärke und Wohlwollen zu geben, noch mir die Freude, einen geliebten Vater zu trösten. Sie kann unsern Geschmack am Großen und Schönen nicht tödten, oder uns die Mittel verweigern, ihm nachzuhängen! denn die Scenen der Natur, diese erhabnen Schauspiele, die allen künstlichen Luxus so weit übertreffen, liegen offen da, sowohl zum Genuß des Armen als des Reichen. Über was haben wir also zu klagen, so lange es uns noch nicht am Nothwendigen gebricht? Vergnügungen, die der Reichthum erkaufen kann, werden noch immer in unsrer Gewalt seyn. Wir behalten also die erhabnen Freuden der Natur bey, und verlieren nur die nichtswürdigen der Kunst."

St. Aubert konnte nicht antworten; er drückte Emilien an seine Brust; ihre Thränen flossen zusammen, aber es waren nicht Thränen des Kummers. Nach dieser Sprache des Herzens würde jede andre zu schwach gewesen seyn, und sie blieben eine Weile stumm. Dann aber sprach St. Aubert wie zuvor; denn wenn seine Seele ihre natürliche Ruhe nicht wieder gewonnen hatte, nahm sie doch wenigstens den Schein derselben an.

Sie erreichten früh am Tage die romantische Stadt Leucate; weil aber St. Aubert müde war, beschlossen sie, die Nacht daselbst zuzubringen. Doch machte er sich Abends mit seiner Tochter auf, um die umliegende Gegend zu besehen, die eine Aussicht auf den See Leucate, auf das mittelländische

Meer, auf einen Theil von Roussillon und auf einen großen Theil der reichen Provinz Languedoc gewährt, die jetzt vom gereiften Weine glühte, den die Bauern zu sammeln beschäftigt waren.

Am folgenden Tage also traten sie ihre Reise durch Languedoc wieder an, und wanden sich am Ufer des mittelländischen Meeres hin; die Pyrenäen bildeten noch immer den prächtigen Hintergrund ihrer Aussichten, während zur Rechten der Ozean lag und zur Linken weit ausgedehnte Ebnen in den blauen Horizont verschmolzen. St. Aubert war vergnügt und sprach viel mit Emilien; doch war oft seine Heiterkeit erkünstelt, und oft schlich sich ein Schatten von Schwermuth auf sein Gesicht und verrieth sein inners Gefühl. Doch vertrieb Emiliens Lächeln bald dieses Wölkchen. Zwar lächelte sie mit wundem Herzen: denn sie sah, daß sein Unglück an seiner Seele und an seinem geschwächten Körper nagte.

Es war Abend, als sie ein kleines Dorf von Ober-Languedoc erreichten, wo sie die Nacht hinzubringen dachten: allein sie konnten keine Betten im Orte bekommen, weil hier auch gerade die Zeit der Weinlese war, und sahen sich genöthigt, bis zur nächsten Post zu fahren. Krankheit und Beschwerde hatten St. Aubert aufs neue so sehr angegriffen, daß er die Ruhe bedurfte, und der Abend war schon weit vorgerückt; allein gegen die Nothwendigkeit war nichts zu machen, und er mußte Micheln weiter fahren heissen.

Die reichen Ebnen von Languedoc, welche alle Pracht der Weinlese in der Freude französischer Festlichkeiten darstellten, erweckten St. Aubert nicht länger zur Freude; sein Zustand machte einen traurigen Abstand gegen die Fröhlichkeit und ju-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0092
DFG

gendliche Schönheit, die ihn rings umgab. Wenn seine matten Augen über die Scene hinblickten, so dachte er, daß sie bald vielleicht auf immer für diese Welt geschlossen seyn würden. Diese fernen und erhabnen Gebürge, sagte er heimlich, wenn er die Kette der Pyrenäen anstaunte, die sich nach Westen hin erstreckten, diese reichen Ebnen, dieß blaue Gewölbe, das heitre Licht des Tags werden bald vor meinen Augen verschlossen seyn. Das Lied des Landmanns, die erfreuliche Stimme des Menschen werden mir nicht länger ertönen.

Emiliens scharfsehende Blicke schienen zu lesen, was in der Seele ihres Vaters vorging; sie heftete sie mit einem Ausdruck so zärtlichen Mitleids auf sein Gesicht, daß er alle andern Gegenstände des Bedauerns vergaß, und nur dem Gedanken nachhing, daß er seine Tochter ohne Schutz zurücklassen mußte. Diese Betrachtung verwandelte sein Bedauern in Schmerz: er seufzte tief und schwieg; aber sie schien den Seufzer zu verstehen, denn sie drückte zärtlich seine Hand und wandte sich ans Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Die Sonne warf nun ihren letzten, falben Schimmer auf die Wellen des mittelländischen Meeres und die Dämmerung überzog schnell die Gegend, bis nur ein dunkler Strahl noch am westlichen Horizont erschien und den Punct bezeichnete, wo die Sonne, im Nebel eines Herbstabends untergegangen war. Ein kühles Lüftchen wehte jetzt vom Ufer und Emilie ließ das Fenster herunter: allein die Luft, welche den Gesunden erfrischte, war dem Kranken empfindlich und St. Aubert bath sie, das Fenster wieder aufzuziehen. Seine zunehmende Unpäßlichkeit ließ ihn jetzt mehr als je das Ende der Reise wünschen, und er hielt den Mauleseltreiber an, um zu

fragen, wie weit sie noch bis zur nächsten Station hätten. Neun Meilen, antwortete dieser. Ich fühle mich ausser Stande, weiter zu gehn sagte St. Aubert; frage doch nach ob kein Haus auf dem Wege ist, wo wir die Nacht zubringen könnten? Er fiel in den Wagen zurück und Michel rollte in vollem Galopp davon, bis St. Aubert fast ohnmächtig ihm zurief, daß er still halten sollte. Emilie sah ängstlich zum Fenster hinaus und ward einen Bauer gewahr, der in einer kleinen Entfernung die Straße herauf kam. Sie erwarteten ihn und fragten, ob wohl ein Haus in der Nähe wäre, um Reisende zu beherbergen. Er wüßte von keinen, war die Antwort. Zwar liegt ein Schloß zur Rechten im Walde; allein ich glaube, es wird niemand da aufgenommen; auch kann ich Ihnen den Weg nicht zeigen, denn ich bin selbst beynahe fremd hier.

St. Aubert wollte ihn noch verschiednes wegen des Schlosses fragen, allein er machte sich schnell aus dem Staube und es blieb ihnen nichts übrig, als langsam nach dem Walde hinzufahren. Jeder Augenblick vertiefte die Dämmerung und machte es schwieriger, den Weg zu finden. Bald nachher kam ein andrer Bauer herbey: „Wo ist der Weg nach dem Schlosse im Walde? rief Michel ihm zu."

„Nach dem Schlosse im Walde! rief der Bauer. Meinet ihr jenes dort mit dem Thurm."

„Ich weiß den Henker von eurem Thurm, sagte Michel: ich meine das weiße Gebäude dort, das wir in einiger Entfernung zwischen den Bäumen sehn."

„Ja, das ist der Thurm, aber wer seyd ihr, daß ihr dahin geht, fragte der Mann mit Verwunderung."

St. Aubert, dem diese seltsame Frage und der sonderbare Ton, womit sie gethan wurde, auffiel, sah zum Fenster heraus.

„Wir sind Reisende, sagte er, die ein bequemes Haus für die Nacht suchen! ist wohl eines hier in der Nähe?"

„Nein, mein Herr, es wäre denn, daß Sie ihr Glück dort versuchen wollten; erwiederte der Bauer, und zeigte auf den Wald; allein ich wölle Ihnen nicht rathen, dahin zu gehn."

„Wem gehört denn das Schloß?"

„Ich kann es wahrhaftig nicht sagen."

„Wie, es ist also unbewohnt?"

„Nicht doch, der Verwalter und die Haushälterinn werden wohl darinn seyn."

Auf diese Nachricht entschloß sich St. Aubert, nach dem Schlosse zu fahren, und es auf die Gefahr zu wagen, vielleicht abgewiesen zu werden. Er bath also den Bauer, Micheln den Weg zu zeigen, und versprach ihm ein Trinkgeld für seine Mühe. Der Mann schwieg einen Augenblick und sagte dann: er ginge jetzt in andern Geschäften; allein der Weg wäre nicht zu verfehlen, wenn sie eine Allee zur Rechten, auf die er zeigte, hinauf führen. St. Aubert wollte noch etwas sagen, allein der Bauer wünschte ihm einen guten Abend und ging weiter.

Der Wagen fuhr nun langsam die Allee, welche von einem Thore geschlossen wurde, hinauf, und nachdem Michel abgestiegen war, um es zu öffnen, traten sie zwischen Reihen von alten Fichten und Wallnüssen, deren verflochtene Zweige ein hohes Gewölbe über ihnen bildeten. Die tiefe Stille, welche in di ser Allee herrschte, ihr trauriges ödes Ansehn, m chte Emilien schaudern, und wenn

Englisches Seminar

sie an die Art dachte, wie der Bauer von diesem Schlosse gesprochen hatte, gab sie seinen Worten einen mystischen Sinn, den er sich vielleicht nicht dabey gedacht hatte. Doch suchte sie diese Besorgnisse zu unterdrücken, und war geneigt, sie für die Wirkung einer melancholischen Einbildungskraft zu halten, welche ihres Vaters Lage und der Gedanke an ihre eigne Lage für jeden Eindruck empfänglich gemacht hatte.

Sie fuhren langsam weiter, denn sie waren jetzt beynahe ganz im Dunkeln, welches mit dem holprichten Wege und den Wurzeln alter Bäume, die oft aus dem Erdreich hervorschossen, zusammen genommen, es nothwendig machte, behutsam zu fahren. Plötzlich hielt Michel still, und als St. Aubert aus dem Fenster sah, um nach der Ursache zu fragen, sah er in einiger Entfernung eine Gestalt die Allee heraufkommen. Die Dämmrung ließ ihn nicht unterscheiden, was es war, allein er hieß Micheln weiter fahren.

Dieß scheint mir ein seltsamer wilder Platz, sagte Michel; es ist kein Haus in der Gegend zu sehn. Denken Ihro Gnaden nicht, daß wir besser thäten, wieder umzukehren?

„Fahre noch ein bischen zu, und wenn wir dann kein Haus sehn, wollen wir auf die Landstraße zurückkehren."

Michel fuhr ungern weiter, und sein ausnehmend langsamer Schritt machte, daß St. Aubert aufs neue aus dem Fenster sah, um ihn anzutreiben, worauf er wieder dieselbe Figur erblickte. Er wurde bestürzt; wahrscheinlich machte die Dunkelheit ihn mehr als gewöhnlich zu Besorgnissen geneigt — genug er ließ Micheln halten und befahl ihm, die Person in der Allee anzurufen.

„Gott bewahre, Ihro Gnaden; es kann ja ein Räuber seyn!"

„Es gefällt mir hier nicht, erwiederte St. Aubert, der sich nicht enthalten konnte, über seine Einfalt zu lächeln, und wir wollen also lieber auf den Weg wieder zurückkehren: denn ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, hier zu finden was wir suchen."

Michel ließ sich dieß nicht zweymahl gesagt seyn: er lenkte auf der Stelle um, und fuhr eilends zurück, als sich eine Stimme zwischen den Bäumen zur Linken hören ließ. Es war nicht die Stimme des Gebiethers, oder der Bekümmerniß, sondern ein dumpfer hohler Ton, der kaum menschlich zu seyn schien. Michel hieb auf seine Pferde los, und ließ sie aus äusserstem Kräften laufen, ohne auf die Dunkelheit, den holprichten Boden, und die Hälse der ganzen Gesellschaft zu achten; auch hielt er nicht einmahl still, bis er das Thor erreichte, welches von der Allee in die Landstraße ging, wo er einen mäßigern Schritt einlenkte.

Ich befinde mich sehr übel, sagte St. Aubert und ergriff seiner Tochter Hand. Sie sind also krank, sagte Emilie äusserst erschrocken, Sie sind krank und hier ist keine Hülfe zu haben! Großer Gott, was soll ich anfangen? Er lehnte sich mit dem Kopf an ihre Schulter, während sie ihn mit ihrem Arm zu unterstützen suchte, und Michel mußte wieder still halten. Als das Rasseln des Wagens aufgehört hatte, vernahmen sie weite Musik in der Luft. Für Emilien war es die Stimme der Hoffnung, O wir sind einer menschlichen Wohnung nahe, sagte sie, hier wird bald Hülfe zu haben seyn.

Sie horchte ängstlich: die Töne waren fern

und schienen aus dem Walde, der am Wege hinlief zu kommen; sie sah sich um und glaubte bey dem schwachen Mondscheine etwas, das die Gestalt gleich eines Schlosses hatte, zu erblicken. Nur war es schwer, dahin zu kommen, weil St. Aubert sich noch zu übel befand, um die Bewegung des Fahrens zu ertragen. Michel konnte nicht von seinen Mauleseln und Emilie, die noch immer ihren Vater umfaßt hielt, fürchtete sich eben so sehr, ihn zu verlassen, als alleine so weit zu gehen, ohne zu wissen wohin oder zu wem. Indessen war es nothwendig, unverzüglich einen Entschluß zu fassen. St. Aubert befahl also Micheln, langsam weiter zu fahren, allein sie waren noch nicht weit gekommen, als er aufs neue in Ohnmacht sank und der Wagen wieder still halten mußte. Er lag ganz ohne Bewußtseyn — Mein liebster, liebster Vater, rief Emilie, die wirklich fürchtete, ihn unter ihren Händen sterben zu sehn, reden Sie nur ein Wort! Lassen Sie mich nur den Ton Ihrer Stimme hören! Aber keine Stimme antwortete. In tödtlicher Angst bath sie Micheln, Wasser aus dem Flusse zu hohlen, der längs dem Wege hinlief. Er brachte es in seinem Hute, und sie spritzte es mit zitternder Hand über ihres Vaters Gesicht, das jetzt, da die Mondstrahlen darauf fielen, den Eindruck des Todes zu haben schien. Jede Regung selbstischer Furcht wich nun einem stärkern Gefühle. Sie übertrug Micheln, der sich weigerte, seine Maulesel zu verlassen, die Sorge für St. Aubert und stieg aus dem Wagen, um das Schloß aufzusuchen, das sie in der Ferne gesehn hatten. Es war eine stille, mondhelle Nacht, und die Musik, die noch durch die Luft ertönte, lenkte ihre Schritte von der Landstrasse ab zu einem schattigten Pfade, der nach

dem Walde führte. Ihre Seele war eine Zeitlang so ganz von Angst für ihren Vater erfüllt, daß sie keine für sich selbst empfand, bis die immer dicker werdende Dunkelheit des überhangenden Laubes, das jetzt ganz das Mondenlicht ausschloß, und die Wildheit des Ortes sie zum Gefühl ihrer gefährlichen Lage erweckte. Die Musik hatte aufgehört, und sie hatte keinen Führer als den Zufall. Einen Augenblick stand sie in bestürzten Schrecken da, bis der Gedanke an ihres Vaters Lage alle andern Betrachtungen ausschloß und sie aufs neue forttrieb. Der grüne Pfad verlor sich im Walde, allein sie sah sich vergebens nach einem Hause oder menschlichen Wesen um, und horchte eben so vergebens auf einen Schall, der sie leiten könnte. Doch ging sie weiter, ohne zu wissen, wohin, vermied die Vertiefungen des Waldes und suchte sich am Saume desselben hin zu halten, bis eine Art von Allee, die auf einen mondhellen Fleck stieß, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Verwilderte dieser Allee erinnerte sie an die, welche zu dem bethurmten Schlosse führte, und fast war sie geneigt zu glauben, daß dieß ein Theil desselben Gebieths sey, und wahrscheinlich zu demselben Puncte führte. Während sie sich noch besann, ob sie diesem Wege folgen wollte oder nicht, drang ihr der Schall vieler Stimmen in lautem Jubel ins Ohr. Es schien nicht das Lachen der Freude, sondern der Ausgelassenheit zu seyn und sie stand erschrocken still. Indem hörte sie eine ferne Stimme von dem Orte her, den sie gekommen waren, rufen, und da sie nicht zweifelte, daß es Michels Stimme sey, war ihr erster Gedanke, zurück zu eilen; allein ein zweytes Nachdenken veränderte ihren Vorsatz. Sie glaubte, daß nichts geringers als die

äusserste Noth Micheln bewegt haben könnte, seine Maulesel, zu verlassen; sie fürchtete, daß ihr Vater in letzten Zügen läge, und eilte mit der schwachen Hoffnung, bey den Leuten im Walde Hülfe zu finden, vorwärts. Ihr Herz klopfte von furchtvoller Erwartung, als sie dem Orte, woher die Stimmen schallten, nahe kam, und oft fuhr sie zurück, wenn ihre Schritte in dem abgefallenen Laube rauschten. Der Schall führte sie jetzt zu dem mondhellen grünen Plätzchen, das sie zuvor bemerkt hatte; sie stand in kleiner Entfernung davon still, und sah zwischen den Lücken der Bäume einen kleinen Rasenhügel, von Bäumen umgeben, den eine Gruppe menschlicher Figuren umringte. So wie sie näher kam, erkannte sie diese Menschen der Tracht nach für Bauern, und ward verschiedne, rings am Saume des Waldes verstreute Hütten gewahr, die hoch über dieses Plätzchen empor ragten. Während sie staunend da stand und die Ängstlichkeit, welche ihre Schritte zurückhielt, zu überwinden suchte, kamen verschiedne Bauermädchen aus einer Hütte: die Musik spielte sogleich auf und der Tanz begann. Es war die fröhliche Musik der Weinlese; die nähmliche, die sie zuvor in der Luft gehört hatte. Ihr von Angst um ihren Vater erfülltes Herz konnte den Abstand nicht fühlen, den diese fröhliche Scene mit ihrem eignen Kummer machte: sie ging eilfertig auf einen Haufen von ältern Bauern los, die vor der Thüre einer Hütte saßen, eröffnete ihnen ihre Lage und bath sie um Hülfe. Mehrere dieser guten Leute standen sogleich auf, erbothen sich zu aller Hülfe, die in ihrer Macht wäre, und folgten Emilien, die auf den Flügeln des Windes zu schweben schien, so schnell sie konnten, nach der Landstraße.

Als sie den Wagen erreichte, fand sie St. Aubert wieder zu sich selbst gekommen. Sobald er seine Besinnung wieder erhalten, und von Micheln gehört hatte, wohin seine Tochter gegangen war, überwältigte Angst um sie jeden Gedanken an sich selbst und er schickte ihn ungesäumt fort, um sie aufzusuchen. Doch fühlte er sich noch so matt und so völlig ausser Stande, weiter zu reisen, daß er sich aufs neue nach einem Wirthshause und nach dem Schlosse im Walde erkundigte.

„Im Schlosse können sie nicht einkehren, sagte ein ehrwürdiger Bauer, der Emilien aus dem Walde gefolgt war: es ist kaum bewohnt: wenn Sie mir aber die Ehre erzeigen wollen, meine kleine Hütte zu besuchen, so soll Ihnen das Beste, was sie vermag, zu Gebothe stehn."

St. Aubert war selbst ein Franzose und wunderte sich also nicht über französische Höflichkeit; allein so krank er auch war, fühlte er doch den Werth des Anerbiethens durch die Art, wie es geschah, erhöht. Er nahm sie ohne alle Umstände mit eben der Freymüthigkeit an, womit sie ihm angebothen wurde.

Der Wagen fuhr wieder langsam weiter. Michel folgte dem Bauer auf dem kleinen Fußpfade, den Emilie eben verlassen hatte, bis sie an das lichte Plätzchen kamen. St. Auberts Lebensgeister waren durch die Höflichkeit seines Wirths, und durch die nahe Aussicht auf Ruhe so weit wieder hergestellt, daß er mit süßem Behagen auf die Mondlichtsscene blickte, von schattigten Wäldern umgeben, durch welche hie und da eine Öffnung den strömenden Glanz zuließ, und eine Hütte, oder ein schimmerndes Flüßchen zeigte. Mit einer nicht mehr schmerzhaften Empfindung hörte er die fröh-

lichen Töne der Zitter und Trommel; und wenn gleich Thränen in seine Augen traten, als er dem fröhlichen Tanze der Bauern zusah, waren es doch nicht ganz Thränen schmerzhafter Rückerinnrung. Mit Emilien war es anders: die erste Angst für ihren Vater war jetzt zu einer sanften Melancholie geschmolzen, welche jeder Ton der Freude durch die erwachende Vergleichung erhöhte.

Der Tanz hörte auf bey Annäherung des Wagens, der eine seltne Erscheinung in diesen entlegnen Wäldern war, und die Bauern drängten sich mit neugierigen Staunen herbey. Als sie vernahmen, daß er einen kranken Fremden brächte, liefen verschiedne Mädchen über den Rasen und kamen mit Wein und Körben voll Trauben zurück, die sie den Reisenden anbothen, indem jede mit höflichem Wettstreit sich um den Vorzug bewarb. Endlich hielt der Wagen bey einer reinlichen Hütte still, und nachdem ihr ehrwürdiger Führer St. Aubert herausgeholfen hatte, führte er ihn und Emilien in ein kleines innres Zimmer, das nur durch die Mondstrahlen erhellt wurde, welche das offne Fenster hineinließ. St. Aubert, den die Ruhe erquickte, setzte sich in einen Lehnstuhl, und labte seine Sinne an der kühlen balsamischen Luft, die den süßen Geruch des umliegenden Klees ins Zimmer wehte. La Voisin, sein Wirth, ging hinaus, kam aber bald mit Früchten, Sahne und allem Überfluß seiner kleinen ländlichen Hütte zurück, den er mit einem Lächeln des ungekünstelten Willkommens niederstellte, und sich dann hinter den Stuhl seines Gastes zurückzog. St. Aubert drang in ihn, sich am Tische niederzusetzen, und nachdem sein trockner Gaumen durch die Früchte wieder erfrischt war, fing er ein Gespräch mit seinem Wirthe an, der ihm ver-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0102
DFG

schiedene ihn und seine Familie betreffende Umstände mittheilte, die dadurch anziehend wurden, daß sie vom Herzen kamen und ein Gemählde süßer Familienzärtlichkeit zeichneten. Emilie saß neben ihrem Vater, hielt seine Hand, und ihr Herz schwoll bey der Erzählung des alten Mannes von zärtlicher Sympathie — ihre Thränen flossen bey dem traurigen Gedanken, daß der Tod sie wahrscheinlich bald des theuersten Glückes berauben würde, das sie damahls besaß. Das sanfte Mondlicht eines Herbstabends, die ferne Musik, die jetzt eine klagende Melodie anspielte, erhöhte die Schwermuth ihrer Seele. Der alte Mann fuhr fort, von seiner Familie zu sprechen, und St. Aubert hörte ihm schweigend zu.

„Ich habe nur eine Tochter am Leben, sagte La Voisin, allein sie ist glücklich verheirathet, und ist mir alles. Als ich meine Frau verlor, setzte er mit einem Seufzer hinzu, kam ich hieher, um mit Agnes und ihrer Familie zu leben: sie hat verschiedne Kinder, die alle auf jenem Grün so fröhlich, wie die Grashüpfer springen — mögen sie es noch lange! Ich hoffe, unter ihnen zu sterben. Ich bin jetzt alt und kann nicht lange mehr zu leben erwarten; allein es liegt ein Trost darinn, von seinen Kindern umgeben, zu sterben."

„Mein guter Freund, sagte St. Aubert mit zitternder Stimme; ich hoffe, Sie werden noch lange unter ihnen leben."

„Ach Herr, in meinen Jahren kann ich das nicht erwarten, versetzte der alte Mann und hielt inne. Kaum kann ich es auch wünschen, fuhr er fort, denn ich hoffe, wenn ich sterbe, in den Himmel zu kommen, wohin mein armes Weib mir vorausgegangen ist. Zuweilen kann ich mir sogar

einbilden, daß ich sie in einer stillen, mondhellen Nacht zwischen diesen Schatten wandeln sehe, die sie so lieb hatte. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß es uns erlaubt seyn wird, die Erde wieder zu besuchen, wenn wir den Körper verlassen haben?

Emilie konnte nicht länger die Angst ihres Herzens unterdrücken: ihre Thränen fielen dicht auf ihres Vaters Hand, die sie noch in der ihrigen hielt. Er that sich Gewalt an, um zu sprechen, und sagte endlich mit leiser Stimme: ich hoffe, daß es uns vergönnt seyn wird, auf diejenigen herab zu sehn, die wir auf Erden verlassen haben, allein ich kann es nur hoffen. Die Zukunft liegt sehr verschleyert vor unsern Augen, und Glaube und Hoffnung sind unsre einzigen Wegweiser zu ihr hin. Zwar ist uns nicht befohlen zu glauben, daß entkörperte Geister über den Freunden, die sie geliebt haben, wachen, allein wir dürfen es ungestraft hoffen. Es ist eine Hoffnung, die ich nimmer aufgeben will, fuhr er fort, indem er die Thränen aus seiner Tochter Augen trocknete: sie wird mir die bittern Augenblicke des Todes versüßen!

Thränen tröpfelten langsam auf seine Wangen; La Voisin weinte auch, und es entstand eine lange Pause. Endlich knüpfte La Voisin das Gespräch wieder an: Aber glauben Sie wohl, mein Herr, sagte er, daß wir in einer andern Welt die Freunde wieder treffen werden, die wir in dieser liebten? ich fühle mich gezwungen es zu glauben. — Dann glauben Sie es ja, versetzte St. Aubert. Hart in der That, würde der Schmerz der Trennung seyn, wenn wir sie für ewig hielten. Blick auf, meine theure Emilie, wir werden uns wieder finden! — Er hob seine Augen gen Himmel empor,

vor, und ein Schimmer von Mondlicht, der auf sein Gesicht fiel, zeigte Frieden und Ergebung, die sich auf die Züge des Kummers schlichen.

La Voisin fühlte, daß er den Gegenstand zu weit verfolgt hatte, und brach ab. „Wir sind im Dunkeln, sagte er, um auf etwas anders zu kommen; ich vergaß ein Licht zu bringen."

„Nicht doch, erwiederte St. Aubert, ich liebe dieses Helldunkel. Setzen Sie sich zu uns, lieber Freund. Emilie, meine Liebe, ich fühle mich hier weit besser, als ich den ganzen Tag war: diese Luft erquickt mich. Ich kann wieder diese ruhige Stunde und die Musik genießen, die so süß in der Ferne flötet. Laß mich dich Lächeln sehn. Wer spielt so geschmackvoll die Zitter; sind hier zwey Instrumente, oder höre ich ein Echo?"

„Ich glaube, es ist ein Echo, mein Herr. Mann hört diese Zitter oft des Nachts, wenn alles still ist, aber niemand weiß, wer sie spielt, und oft wird sie von einer so süßen und klagenden Stimme begleitet, daß man beynahe glauben sollte, der Wald würde von überirrdischen Wesen bewohnt. „Er wird auch gewiß bewohnt, sagte St. Aubert, allein ich glaube von Sterblichen." Oft habe ich es um Mitternacht, wenn ich nicht schlafen konnte, versetzte La Voisin, der auf diese Bemerkung nicht zu achten schien, beynahe unter meinem Fenster gehört, und nie habe ich eine ähnliche Musik vernommen. Es hat mich oft an mein armes Weib erinnert, bis ich weinte. Oft bin ich ans Fenster gegangen, um zu sehn, ob ich jemand entdecken könnte, allein sobald ich es aufmachte, war alles still und niemand ließ sich sehen, ich horchte und horchte, bis ich endlich so furchtsam wurde, daß ich selbst beym Zittern des Lüftchens im Lau-

be zusammenfuhr. Man sagt, daß es oft kommt, um Leute vor ihrem Tode zu warnen, allein ich habe es diese vielen Jahre lang gehört und die Warnung überlebt."

Emilie mußte zwar über diesen sonderbaren Aberglauben lächeln, konnte aber bey der gegenwärtigen Stimmung ihrer Seele nicht ganz dem Eindruck, den diese Erzählung auf sie machte, wehren.

„Aber gut, mein lieber Freund, sagte St. Aubert, hat denn niemand Muth genug, den Tönen zu folgen; gewiß würde man sonst schon längst den Musikus entdeckt haben." „Ja mein Herr, es ist ihm wohl jemand ein Stückchen in den Wald nachgegangen, allein die Musik hat sich immer zurückgezogen und schien immer ferner, so daß endlich die Leute sich gefürchtet haben weiter zu gehn. Sehr selten habe ich diese Töne Abends so früh gehört. Gewöhnlich kommen sie um Mitternacht, wenn der glänzende Planet, der sich über jenen Thurm dort erhebt, unter die Wälder zur Linken tritt."

„Was für ein Thurm, fragte St. Aubert schnell, ich sehe keinen."

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie sehen ihn in der That, denn der Mond scheint hell darauf hin — jene Allee weiter hinauf. Das Schloß, wozu er gehört, liegt hinter den Bäumen versteckt."

„Ja, lieber Vater, sagte Emilie und zeigte mit dem Finger. Sehen Sie nicht etwas über den dunkeln Wäldern schimmern? Es ist, wie mich dünkt, eine Fahne, auf welche die Lichtstrahlen fallen."

„O ja, ich sehe, was du meinst, und wem gehört das Schloß?"

„Der Marquis von Villeroi war der Besitzer, erwiederte La Voisin bedeutend.“

„Ach, sagte St. Aubert mit einem tiefen Seufzer. Sind wir so nahe bey Le Blanc?“ — Er schien sehr bewegt.

„Es pflegte des Marquis Lieblingsaufenthalt zu seyn, fuhr La Voisin fort, allein er faßte plötzlich eine Abneigung gegen den Ort, und ist seit vielen Jahren nicht da gewesen. Wir haben kürzlich gehört, daß er gestorben, und daß das Gut in andre Hände gefallen sey.

St. Aubert, der in tiefem Nachdenken gesessen hatte, fuhr bey den letzten Worten plötzlich auf: „Tod, rief er, guter Gott! und wenn ist er gestorben?“

„Man sagt, vor ungefähr fünf Wochen, erwiederte La Voisin. Kannten Sie den Marquis, mein Herr!“

„Das ist doch sehr sonderbar, sagte St. Aubert, ohne auf die Frage zu achten.“

„Wie so, lieber Vater? fragte Emilie mit furchtsamer Neugier.“

Er antwortete nicht, sondern versank wieder in tiefsinniges Träumen: und wenig Augenblicke darauf, als hätte er sich wieder aufgerafft, fragte er, an wen die Güter gefallen wären?

„Ich habe den Titel des jetzigen Besitzers vergessen, erwiederte La Voisin, allein er hält sich gewöhnlich zu Paris auf, und ich habe nicht gehört, daß er hieher zu kommen denkt.“

„Das Schloß ist also noch immer verschlossen?“

„Wenigstens nicht viel besser. Die alte Haushälterinn und ihr Mann, der Verwalter, haben die Aufsicht darüber; allein sie halten sich meistens in einer Hütte, dicht daneben auf.“

„Das Schloß ist vermuthlich sehr groß, sagte Emilie, und würde wohl für zwey einzelne Personen zu traurig seyn."

„Traurig genug, Fräulein, erwiederte La Voisin; ich möchte um keinen Preis eine Nacht darin zubringen."

„Wie, sagte St. Aubert, aufs neue aus seinem Tiefsinn erwachend. Als sein Wirth die letzten Worte wiederhohlte, entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, und er fragte schnell, um ihn zu verbergen, wie lange La Voisin in dieser Gegend gelebt hätte. „Beynahe von Kindesbeinen an, erwiederte sein Wirth."

„Sie erinnern sich also wohl noch der verstorbenen Marquise, sagte St. Aubert mit veränderter Stimme."

„Ach gewiß, mein Herr! Es gibt viele, die sich ihrer erinnern! Ja wohl, sagte St. Aubert, und ich bin einer davon."

„Ach, gnädiger Herr, so erinnern Sie sich einer sehr schönen und vortreflichen Dame. Sie hätte ein beßeres Schicksal verdient."

Thränen traten St. Aubert in die Augen. „Genug, sagte er mit einer durch die Heftigkeit seiner Bewegung erstickten Stimme — genug mein Freund!"

Emilie, so sehr sie auch ihres Vaters Benehmen befremdete, enthielt sich, durch eine Frage ihre Empfindungen zu äussern. La Voisin wollte sich entschuldigen, allein St. Aubert unterbrach ihn. „Es bedarf keiner Entschuldigung, sagte er, laßt uns von etwas andern sprechen. Sie erwähnten eben der Musik, die wir gehört haben.

„Ja, gnädiger Herr! aber horch, es kömmt wieder. Hören Sie doch die Stimme." — Alle

schwiegen, und lauschten einem Zaubertone. In wenig Minuten starb die Stimme in der Luft, und das Instrument, das sie zuvor gehört hatten, stimmte eine tiefe Symphonie an. St. Aubert bemerkte nunmehr, daß es einen Ton hervorbrachte, der voller und melodischer war, als die Zitter, und sanfter und melancholischer als die Laute. Sie lauschten weiter, allein die Töne kamen nicht wieder."

„Das ist doch seltsam, sagte St. Aubert, indem er endlich das Stillschweigen unterbrach." — Sehr seltsam, sagte Emilie. In der That seltsam, sagte La Voisin, und sie schwiegen wiederum.

Nach einer langen Pause fing La Voisin an; es sind nunmehr achtzehn Jahre, seit ich zuerst diese Musik hörte. Ich erinnere mich, daß ich damahls in einer schönen Sommernacht, wie diese, aber viel später, allein im Walde spazieren ging. Auch weiß ich noch, daß ich sehr niedergeschlagen war, denn einer von meinen Knaben lag krank, und wir fürchteten, ihn zu verlieren. Ich hatte den ganzen Abend an seinem Bette gesessen, um seine Mutter, die des Nachts zuvor bey ihm gewacht hatte, ein wenig ruhen zu lassen. Der Tag war sehr schwül gewesen, und ich ging hinaus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. So wie ich nachdenkend unter den Schatten hinging, hörte ich in einiger Entfernung Musik, und glaubte, es wäre Claude, der vor der Thüre auf der Flöte spielte, wie er oft des Abends zu thun gewohnt war. Als ich aber auf einem Platz kam, wo die Bäume sich öffneten — nie werde ich es vergessen! — und zu dem Nordlicht hinauf sah, das groß und hell am Himmel schien, hörte ich plötzlich solche Töne — ja Töne, die ich nicht beschreiben kann. Es war gleich der Musik von Engeln, und ich sah wieder

gen Himmel, weil es mir vorkam, als müßte ich sie da erblicken. Als ich nach Hause kam, erzählte ich, was ich gehört hatte, allein sie lachten mich aus, und sagten, es müßte einer von den Schäfern gewesen seyn, der auf seiner Pfeife gespielt hätte: auch konnte ich sie nicht vom Gegentheil überreden. Wenig Nächte darauf aber hörte meine Frau zu ihrer großen Verwunderung dieselben Töne, und Vater Denis erschreckte sie sehr, indem er ihr sagte, diese Musik verkündigte ihres Kindes Tod, sie käme oft in Häuser, wo ein Sterbender läge."

Als Emilie dieses hörte, schauderte sie von einer abergläubischen Furcht, die ihr ganz neu war, und konnte kaum ihre Bewegung vor St. Aubert verbergen.

„Allein der Knabe blieb trotz Vater Denis lebend, fuhr La Voisin fort."

„Vater Denis! sagte St. Aubert, der mit geduldiger Aufmerksamkeit dem geschwätzigen Alten zugehört hatte. Sind wir denn bey einem Kloster?"

„Ja mein Herr, das Kloster St. Clair steht nicht weit dort am Seeufer."

„Ach ja! rief St. Aubert, als wenn ihn eine plötzliche Erinnrung träfe — das Kloster St. Clair!" — Emilie sah Wolken des Kummers mit einem schwachen Ausdruck von Schrecken gemischt, sich auf seiner Stirne sammlen; seine Züge wurden starr, und, vom silberhellen Mondlicht beleuchtet, glich er einer der Marmorstatüen eines Monuments, die sich zu hoffnungslosen Gram über die Asche des Todten zu neigen scheinen.

„Aber mein bester Vater, sagte Emilie, die seine Gedanken abzuziehn wünschte. Sie vergessen, daß Ihnen Ruhe nöthig ist. Wenn unser guter Wirth es erlauben will, so werde ich Ihnen das

Bett machen, denn ich weiß, wie Sie es gerne haben."

St. Aubert sammlete sich und bath sie mit zärtlichem Lächeln, sich durch diese Arbeit nicht noch müder zu machen, und La Voisin, dessen Aufmerksamkeit für seinen Gast durch das Interesse, womit er seine Erzählung vorgetragen hatte, unterdrückt worden war, sprang schnell auf, und eilte mit einer Entschuldigung, daß er Agnes nicht schon längst vom Tanzplatze herein gerufen hätte, aus dem Zimmer.

Nach wenig Augenblicken kam er mit seiner Tochter, einem jungen Weibe von angenehmer Gesichtsbildung, zurück, und Emilie hörte von ihr, was sie sich nicht hätte einfallen lassen, daß, um ihrer Bequemlichkeit willen, ein Theil von La Voisins Familie ihre Betten verlassen mußte. Sie bedauerte dieses sehr, allein Agnes bewies ihr durch ihre Antwort, daß sie, wenigstens zum Theil, ihres Vaters höfliche Gastfreyheit geerbt hatte. Es wurde ausgemacht, daß einige von ihren Kindern, nebst Micheln, in der benachbarten Hütte schlafen sollten.

„Wenn ich mich morgen besser befinde, sagte St. Aubert, als Emilie wieder zu ihm kam, so denke ich mich früh aufzumachen, damit wir in der Mittagshitze ruhen können, um nach Hause zu reisen. Bey meinen jetzigen Umständen kann ich nicht mit Vergnügen an eine längere Reise denken; auch verlangt mich sehr, wieder nach La Vallee zu kommen. Emilie, wiewohl sie sich auch zurück nach Hause wünschte, wurde doch über ihres Vaters plötzlichen Wunsch sehr niedergeschlagen, weil sie es für ein Zeichen hielt, daß er sich kränker fühlte, als er eingestehn wollte. St. Aubert legte sich zu Bet-

te, und Emilie begab sich in ihr kleines Zimmer, aber nicht zur Ruhe. Ihre Gedanken kehrten zu ihrem letzten Gespräch über den Zustand der abgeschiednen Geister zurück; ein Gegenstand, der sie jetzt besonders rührte, weil sie alle Ursache hatte zu glauben, daß ihr Vater in kurzer Zeit zu ihnen gehören würde. Sie lehnte sich tiefsinnig auf das kleine ofne Fenster, und richtete ihre Augen zum Himmel, dessen blaue, unumwölkte Decke dicht mit Sternen besäet war; Welten vielleicht von Geistern, aus keinem sterblichen Stoffe gebildet. Als ihre Augen längs dem grenzenlosen Aether hinwandelten, stiegen ihre Gedanken wie zuvor zur Erhabenheit Gottes und zur Betrachtung der Zukunft auf. Kein geschäftiger Laut dieser Welt unterbrach die Reihe ihrer Betrachtungen. Der fröhliche Tanz hatte aufgehört, und jeder Hüttenbewohner hatte sich nach seiner Heimath zurückgezogen. Die stille Luft schien kaum auf den Wäldern zu athmen, und der ferne Laut einer einsamen Schäferglocke, oder das Zumachen eines Fensters, war alles, was die Stille unterbrach. Endlich hörte man auch diesen Wink des menschlichen Daseyns nicht mehr. In erhabne Betrachtungen gehüllt, während ihre Augen sich oft von Thränen hoher Andacht und feyerlicher Ehrfurcht feuchteten, blieb sie am Fenster, bis die Dunkelheit der Mitternacht über der Erde hing, und der Planet, den La Voisin ihr gezeigt hatte, hinter die Wälder sank. Sie erinnerte sich nun, was er von diesem Planeten und der geheimnißvollen Musik gesagt hatte. Sie blieb am Fenster stehn, halb hoffend und halb fürchtend, sie wieder ertönen zu hören, und indem sie sich die Gespräche des Abends wiederhohlte, fiel ihr die ausserordentliche Bewegung, die ihr Vater

bey Erwähnung vom Tode des Marquis Villeroi und des Schicksals seiner Gemahlinn gezeigt hatte, wieder ein; sie fühlte ein großes Verlangen, etwas mehr von der entfernten Ursache dieser Bewegung zu wissen. Ihre Befremdung und Neugier waren in der That um so größer, da sie sich nicht entsann, je den Nahmen Villeroi von ihm gehört zu haben.

Keine Musik schlich sich durch das Schweigen der Nacht, und Emilie besann sich endlich, daß sie den andern Morgen früh aufseyn müßte, und zog sich vom Fenster zur Ruhe zurück.

Siebentes. Kapitel.

Emilie, die ihrem Verlangen gemäß, frühzeitig geweckt wurde, stand auf, ohne durch den Schlaf erquickt zu seyn, denn unruhige Träume hatten sie verfolgt, und den süßesten Segen des Unglücklichen verbittert. Als sie aber ihr Fenster öffnete, auf die Wälder hinaussah, die von der Morgensonne glänzten, und die reine Luft einhauchte, fühlte sie ihr Gemüth besänftigt. Die Gegend war mit dem labenden Dufte erfüllt, die den Geist der Gesundheit auszuhauchen scheint, und sie hörte nur süße und zitternde Töne, wenn man sich von Gegenständen des Gehörs dieses Ausdrucks bedienen darf: — die Frühglocke eines fernen Klosters, das schwache Murmeln der Meereswellen, der Gesang der Vögel und das weit entfernte Brüllen des Viehs, das sie langsam zwischen den Stämmen der Bäume

hervorkommen sah. Sie stand lange da, in den süßen Genuß vertieft, den solche Gegenstände der Einbildungskraft gewähren, bis sie Personen unten in der Hütte sich rühren hörte, und gleich darauf Michels Stimme vernahm, der mit seinen Mauleseln sprach, indem er sie aus einer angrenzenden Hütte hervortrieb. Als sie aus dem Zimmer ging, kam St. Aubert, der, wahrscheinlich eben so wenig durch den Schlaf erquickt, als sie selbst, aufgestanden war, ihr an der Thüre entgegen. Sie führte ihn die Treppe hinunter in das kleine Schlafzimmer, wo sie den Abend zuvor gegessen hatten. Sie fanden hier ein einladendes Frühstück aufgetragen, und den Wirth und seine Tochter auf sie warten, um ihnen einen guten Morgen zu sagen.

Ich beneide Euch diese Hütte, lieben Leutchens, sagte St. Aubert, nachdem er sie begrüsset hatte. Sie ist so angenehm, so still, so reinlich, und diese Luft, die man einhaucht — wenn etwas die verlorne Gesundheit wieder geben könnte, so wäre es gewiß diese Luft.

La Voisin verneigte sich und antwortete mit der Artigkeit eines Franzosen: „Unsre Hütte ist allerdings zu beneiden, da Sie und das Fräulein sie mit ihrer Gegenwart beehrt haben.“ St. Aubert dankte ihm mit einem freundlichen Lächeln für sein Compliment, und setzte sich an einen Tisch nieder, der mit Rahm, Früchten, frischem Käse und schmackhaftem Brote besetzt war. Emilie, die ihren Vater aufmerksam beobachtet hatte, glaubte, daß er sehr schlimm aussähe, und suchte ihn zu bereden, seine Reise wenigstens bis Nachmittag zu verschieben: allein er verlangte sehr, nach Hause zu kommen, und äusserte seinen Wunsch wieder-

hohlt und mit einem Eifer, der ungewöhnlich bey ihm war. Er sagte jetzt, er befände sich nicht schlimmer, als er sich seither immer befunden hätte, und könnte das Reisen besser in der kühlen Morgenstunde als zu jeder andern Zeit vertragen. Während er aber mit seinem ehrwürdigen Wirthe sprach und ihm für seine gütige Aufmerksamkeit dankte, sah Emilie sein Gesicht sich verändern und ehe sie ihn erreichen konnte, ihn in den Stuhl zurückfallen. Nach wenig Augenblicken erhohlte er sich von der Schwäche, die ihn plötzlich übernommen hatte, fühlte sich aber so übel, daß er sich ausser Stande fand, weiter zu reisen. Nachdem er eine kleine Weile gezögert, und gegen den Druck der Krankheit gekämpft hatte, bath er, daß man ihm die Treppen herauf ins Bett helfen möchte. Diese Bitte erneuerte alle Angst, welche Emilie den Abend zuvor empfunden hatte; allein ob sie gleich bey diesem plötzlichen Stoße kaum Herr über sich selbst war, suchte sie doch ihre Besorgnisse vor St. Aubert zu verheelen und gab ihm ihren zitternden Arm, um ihn nach seinem Zimmer zu führen.

Als er wieder im Bette war, bath er, daß man Emilien, die sich weinend in ihr Zimmer begeben hatte, herein rufen möchte; sobald sie erschien, winkte er mit der Hand, daß alle andern Personen das Zimmer verlassen möchten. Sobald sie allein waren, reichte er ihr die Hand entgegen und heftete einen Blick so voll Zärtlichkeit und Schmerz auf sie, daß alle ihre Stärke sie verließ und sie in eine Fluth von Thränen ausbrach. St. Aubert kämpfte, um einige Festigkeit zu erlangen, war aber noch immer unvermögend zu sprechen. Er konnte nur ihre Hand drücken und die Thränen zu-

rückhalten, die in seinen Augen zitterten. Endlich bekam er die Sprache wieder.

„Mein theures Kind, sagte er, und versuchte durch seine Thränen zu lächeln, meine theure Emilie — und schwieg aufs neue. Er schlug, als im Gebeth, seine Augen zum Himmel auf, und sagte dann mit festerm Tone und mit einem Blicke, in welchem die Zärtlichkeit des Vaters, durch den frommen Ernst des Heiligen Würde erhielt, mein bestes Kind, ich möchte gern die schmerzhafte Wahrheit, die ich dir zu sagen habe, mildern, allein ich fühle mich unfähig dazu. Ach, gerne möchte ich sie in diesem Augenblick vor dir verheelen, wenn es nicht noch grausamer wäre, dich zu täuschen. Nicht mehr lange, und wir müssen uns trennen, laß uns davon reden, damit unsre Gedanken und Gebethe uns darauf vorbereiten." Seine Stimme schwankte, während Emilie, immer weinend, seine Hand an ihr krampfhaft klopfendes Herz legte, und den Blick nicht empor zu heben vermochte.

„Laß uns diese Augenblicke nicht verschwenden, sagte St. Aubert, indem er sich zu fassen suchte. Ich habe dir viel zu sagen. Ich muß dir eine wichtige Sache eröffnen und ein feyerliches Versprechen von dir erhalten — wenn dieß geschehen ist, werde ich mich leichter fühlen. Du wirst bemerkt haben, meine Liebe, wie ängstlich ich nach Haus verlangte, allein du wußtest nicht alle meine Gründe. Höre, was ich dir sagen will — aber warte — versprich mir zuvor — versprich deinem sterbenden Vater — St. Aubert wurde unterbrochen. Emilie, durch diese Worte, die ihr zum erstenmahl die volle Überzeugung seiner nahen Gefahr gaben, tief erschüttert, blickte auf; ihre Thränen stockten; sie sah ihn einen Augenblick mit einem

Ausdruck unaussprechlicher Angst an — fiel in Verzuckung und sank bewustlos in ihrem Stuhl zurück. St. Auberts Geschrey brachte La Voisin und seine Tochter ins Zimmer; sie schaften alle mögliche Mittel herbey, um sie wieder zu sich selbst zu bringen, aber lange vergebens. Als sie sich wieder erhohlte, fühlte sich St. Aubert durch die Scene, die er mit angesehn hatte, so erschöpft, daß es einige Minuten dauerte, ehe er wieder zu sprechen im Stande war. Doch wurde er durch eine Herzstärkung, die Emilie ihm gab, einigermaßen wieder erquickt, und sobald er sich mit ihr allein sah, bemühte er sich, sie zu beruhigen, und ihr allen Trost zu geben, den ihre Lage zuließ. Sie warf sich in seine Arme, weinte an seinem Halse, und der Schmerz machte sie so fühllos für alles, was er sagte, daß er aufhörte, ihr den Trost darzubiethen, den er selbst in diesem Augenblick nicht fühlen konnte, und seine stummen Thränen mit den ihrigen vermischte. Endlich zum Gefühl ihrer Pflicht wieder aufgerufen, suchte sie ihrem Vater den fernern Anblick ihres Leidens zu ersparen; sie wand sich aus seinen Armen, trocknete ihre Thränen, und sagte etwas, das ihrer Meinung nach, Trost seyn sollte. Meine theure Emilie, erwiederte St. Aubert, mein theures Kind, wir müssen mit demüthigem Vertrauen zu dem Wesen aufblicken, das uns in jeder Gefahr und bey jedem Leiden, geschützt und getröstet hat; er, vor dessen Auge jeder Augenblick unsers Lebens da lag: er wird uns auch jetzt nicht verlassen; ich fühle seinen Trost in meinem Herzen. Ich werde dich, mein Kind, immer in seinen Schutze zurücklassen, und wenn ich auch von dieser Welt scheide, noch immer in seiner Gegenwart seyn. Nein, meine Emilie, weine nicht mehr. Der Tod

hat nichts neues oder überraschendes, da wir alle wissen, daß wir geboren sind um zu sterben, und da er für diejenigen nichts schreckliches haben kann, die dem allmächtigen Gotte vertrauen. Hätte ich auch jetzt noch das Leben behalten, so würde ich es doch, nach dem Laufe der Natur in wenig Jahren hingeben müssen. Das Alter, mit seinem ganzen Gefolge von Kränklichkeit, mit seinen Beraubungen und Schmerzen würde mein Loos gewesen seyn und endlich wäre dann doch der Tod gekommen und hätte die Thränen, welche du jetzt vergießest, hervorgelockt. Freue dich lieber, mein Kind, daß mir ein solches Leiden erspart ist, und daß es mir vergönnt wird, mit vollen Seelenkräften und Gefühl für den Trost des Glaubens und der Ergebung zu sterben. — Er schwieg, vom Reden ermattet. Emilie bestrebte sich aufs neue, einige Fassung zu erlangen und suchte ihn statt der Antwort, durch ihr Benehmen glauben zu machen, daß er nicht vergebens gesprochen hätte.

Nachdem er ein Weilchen geruht hatte, knüpfte er das Gespräch wieder an. „Laß mich, sagte er, auf einen Gegenstand zurückkommen, der mir sehr nahe am Herzen liegt. Ich sagte dir, daß ich ein feyerliches Versprechen von dir zu fodern hätte — gib es mir jetzt, ehe ich dir den Hauptumstand, den es betrift, eröffne. Es gibt noch andre, die du um deines Friedens willen nicht erfahren darfst. Versprich mir also, daß du pünctlich erfüllen willst, was ich fordre.

Emilie, durch diesen feyerlichen Ernst bestürzt gemacht, trocknete ihre Thränen, die trotz ihrem Bemühen, sie zu unterdrücken, hervorgedrungen waren; sah St. Aubert mit einem beredten Blick an und verband sich durch einen Schwur, bey dem

ein unwillkührlicher Schauer sie überlief, alles zu thun, was er forderte.

Er fuhr fort — „ich kenne dich zu gut, meine Emilie, um zu glauben, daß du irgend ein Versprechen brechen würdest, zumahl eines, daß du so feyerlich gethan hast: deine Versichrung beruhigt mich, und ist für deine eigne Ruhe von äusserster Wichtigkeit. Höre also, was ich dir sagen will. Das Kabinet welches an mein Zimmer in La Vallee stößt, hat eine falsche Diele im Fußboden. Du wirst sie an einem Knoten im Holze, und auch daran erkennen, daß sie bis auf eine, die nächste an der Wand bey der Thüre ist. Ohngefähr einen Fußbreit weiter nach dem Fenster zu wirst du einen Strich quer über der Diele, als wenn sie zusammengefügt wäre, wahrnehmen, wenn du deinen Fuß darauf setzest, wird die Diele herabsinken, und du wirst unten einen hohlen Raum sehen — St. Aubert schnappte nach Luft, und Emilie saß in tiefer Aufmerksamkeit da. — Verstehst du mich, meine Liebe, fragte er? Emilie, ob sie gleich kaum im Stande war zu sprechen, versicherte es ihn.

Wenn du also nach Hause kömmst — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu —

Bey der Erwähnung ihrer Nachhausekunft stellten sich ihr alle traurigen Umstände dar, die damit verbunden seyn mußten — sie brach in krampfhaften Schmerz aus, und St. Aubert selbst, der zu tief gerührt war, um sich verbergen zu können, weinte mit ihr. Nach einigen Augenblicken faßte er sich. Mein liebes Kind, sagte er, beruhige dich. Du wirst nicht verlassen seyn, wenn ich davon scheide. Ich lasse dich nur unter der unmittelbaren Sorge der Vorsehung, die mich noch nie verlassen hat.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0119
DFG

Betrübe mich nicht durch diesen übermäßigen Schmerz, lehre mich lieber durch dein Beyspiel meinen eignen ertragen." Er hielt wiederum inne, und Emilie fand es um so weniger möglich, ihre Bewegung zu unterdrücken, je mehr Mühe sie sich gab.

St. Aubert, dem die Sprache immer schwerer wurde, bemühte sich aufs neue zu reden. „Geh also in das Kabinet, meine Liebe, sobald du zu Hause kommst — du wirst unter der Diele, die ich dir bezeichnet habe, ein Paket geschriebner Papiere finden. Merke wohl auf, denn das Versprechen, welches du mir gegeben hast, betrift vorzüglich, was ich dir jetzt sagen will. Diese Papiere mußt du verbrennen, und zwar befehle ich dir feyerlich, ohne sie zu untersuchen.

Emiliens Verwunderung überwältigte für einen Augenblick ihren Schmerz und sie wagte es zu fragen, warum er dieß verlangte? St. Aubert antwortete: wenn er ihr die Ursachen hätte erläutern können, so würde es unnöthig gewesen seyn, dieß letzte Versprechen von ihr zu fodern. Es ist genug, meine Liebe, wenn du weißt, wie sehr viel mir daran liegt, daß du mir hierin unbedingt gehorsamest. „Er fuhr weiter fort. — Auch wirst du unter jenem Bret zweyhundert Louisd'or in einem seidnen Beutel finden; dieser geheime Ort war anfangs, zu einer Zeit, wo die Provinz von Truppen, die sich von Rauben und Plündern nährten, überschwemmt war, eigentlich dazu ausersehn, das Gold und Silber, was sich im Schloße befand, zu sichern.

„Allein ich habe noch ein Versprechen von dir zu fordern, daß du nie, in welche Umstände du auch in Zukunft gerathen mögest, das Schloß verkau-

kaufest." Er setzte noch hinzu, daß sie, selbst wenn sie heirathete, es zu einer Bedingung im Ehecontrakt machen sollte, das Schloß stets zu behalten. Er beschrieb ihr darauf seine gegenwärtige Lage noch umständlicher als er bisher gethan hatte, und setzte hinzu: Diese zweyhundert Louisd'or, nebst dem Gelde, was du in meiner Börse finden wirst, sind alle baare Münze, die ich dir hinterlasse. Ich habe dir gesagt, wie ich mit Herrn Motteville in Paris stehe. Ach, mein Kind, ich hinterlasse dich arm, aber nicht hülflos, setzte er nach einer langen Pause hinzu. Emilie konnte ihm auf nichts, was er jetzt sagte, antworten — sie kniete an seinem Bette nieder, das Gesicht aufs Kissen gelegt und weinte über der Hand, die sie in der ihrigen hielt.

Nach diesem Gespräch schien St. Aubert weit beruhigter in seinem Gemüthe zu seyn; allein erschöpft durch die Anstrengung des Redens, sank er in eine Art von Schlummer, und Emilie blieb weinend neben ihm knien, bis ein leises Klopfen an der Thüre sie aufschreckte. Es war La Voisin, der ihr sagte, daß ein Beichtvater aus dem benachbarten Kloster unten wäre, um St. Aubert die letzte Ölung zu geben. Emilie wollte ihren Vater nicht beunruhigen lassen, bath aber, daß der Priester die Hütte nicht verlassen möchte. Als St. Aubert aus diesem Schlummer erwachte, waren seine Sinne zerstört, und es verstrichen einige Augenblicke, ehe er sich wieder besinnen konnte, daß Emilie neben ihm saß. Er bewegte die Lippen, und streckte die Hand nach ihr aus; sie nahm sie und sank in ihren Stuhl zurück, vom Eindruck des Todes auf seinem Gesichte überwältigt. Nach wenig Minuten erhielt er die Sprache wieder, und Emilie fragte

ihn, ob er den Beichtvater zu sehen wünschte. Er bejahte es, und sie zog sich zurück, als der heilige Vater erschien. Sie blieben über eine halbe Stunde mit einander allein; als Emilie wieder hereingerufen wurde, fand sie ihren Vater weit unruhiger als sie ihn verlassen hatte, und konnte sich nicht enthalten, den Mönch, als die vermeinte Ursache davon, mit einigem Unwillen anzublicken — er aber sah sie sanft und mitleidsvoll an, und wandte sich hinweg. St. Aubert sagte mit zitternder Stimme: er wünschte, daß sie sich im Gebet mit ihm vereinigen möchte, und forderte auch La Voisin dazu auf. Der alte Mann kam mit seiner Tochter: beyde weinten und knieten mit Emilien rings ums Bett, während der heilige Vater mit feyerlicher Stimme das Gebet für den Sterbenden las. St. Aubert lag mit heiterm Gesichte da, und schien sich mit heisser Andacht im Gebete mit ihnen zu vereinigen, wahrend Thränen sich oft seine geschloßnen Augenlieder hinabschlichen, und Emiliens Schluchzen mehr als einmahl das Gebet unterbrach.

Nachdem es geendigt, und die letzte Öhlung ihm gereicht war, zog sich der Mönch zurück. St. Aubert gab nun dem La Voisin ein Zeichen, näher zu kommen. Er reichte ihm die Hand und schwieg einen Augenblick. Endlich sagte er mit zitternder Stimme. Mein lieber Freund, unsre Bekanntschaft ist zwar kurz gewesen, aber doch lang genug, um Ihnen Gelegenheit zu geben, mir viel Güte zu erzeigen. Ich zweifle nicht, daß sie diese Güte auch auf meine Tochter erstrecken werden, wenn ich nicht mehr bin: sie wird ihrer bedürfen. Ich vertraue sie für die wenigen Tage, die sie hier zubringen wird, Ihrer Aufsicht an. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Sie kennen die Gefühle eines Va-

ters, denn Sie haben Kinder. Das meinige würde in der That übel daran seyn, wenn ich weniger Vertrauen in Sie setzte.“ Er schwieg. La Voisin versicherte ihn, und seine Thränen bezeugten seine Aufrichtigkeit, daß er alles thun wollte, was in seinem Vermögen stünde, ihren Kummer zu mildern, und daß er sogar erböthig wäre, sie nach Gasconien zu begleiten. Dieß Erbiethen war St. Aubert so angenehm, daß er kaum Worte finden konnte, seinen Dank dafür auszudrücken. Die Scene, die nun zwischen St. Aubert und Emilien folgte, rührte La Voisin so tief, daß er das Zimmer verlaßen mußte, so daß sie aufs neue mit ihrem Vater allein blieb, dessen Kräfte schnell abzunehmen schienen, ohngeachtet er noch seine Sinne und die Sprache behielt. Er wandte noch diese letzten feyerlichen Augenblicke dazu an, seiner Tochter Rathschläge wegen ihres künftigen Betragens zu geben. Vielleicht hatte er nie richtiger gedacht, oder sich deutlicher ausgedrückt als jetzt.

Emilie versicherte ihn, daß sein Rath ihr sehr schätzbar sey, und daß sie ihn nie vergessen und stets sich bemühen würde, sich ihn zu Nutze zu machen. St. Aubert lächelte sie zärtlich und kummervoll an. Ich wiederhohle es, sagte er, daß ich dich nicht lehren möchte, unempfindlich zu werden, wenn ich es auch könnte. Ich wünsche nur, dich vor den Gefahren der zu großen Empfindsamkeit zu warnen und dir zu zeigen, wie du sie vermeiden könntest. Hüte dich ja, meine Liebe, vor dem Selbstbetruge, der den Frieden so vieler Menschen zu Grunde gerichtet hat, hüte dich, auf die Anmuth der Empfindsamkeit dir etwas zu Gute zu thun. Wenn du dieser Eitelkeit Raum gibst, so ist deine Glückseeligkeit auf ewig dahin. Erinnre dich stets, wie un-

endlich eine gewisse Seelenstärke der Anmuth, der Empfindsamkeit vorzuziehen ist. Verwechsle aber nicht Seelenstärke mit Fühllosigkeit, denn diese kann keine Tugend seyn. Auch erinnre dich, daß eine Handlung der Wohlthätigkeit eine wirklich nützliche Handlung alle abstrakte Empfindsamkeit tausendfach aufwiegt. Empfindsamkeit wird zum Flecken statt zum Schmuck, wenn sie nicht zu guten Handlungen führt. Der Geitzige, der sich bloß deswegen für achtungswerth hält, weil er Reichthum besitzt, und der auf solche Art die Mittel, Gutes zu thun, mit dem Guten selbst verwechselt, verdient nicht mehr Tadel, als der Mann von Empfindsamkeit ohne thätige Tugend. Du wirst Personen gekannt haben, die sich in dem angenehmen Genuß dieser Empfindsamkeit, welche die Aufforderung zu aller praktischen Tugend ausschließt, so wohl gefallen, daß sie sich von dem Elenden abwenden, und weil es ihnen ein peinliches Gefühl macht, sein Leiden anzusehn, nichts thun, um ihm abzuhelfen. Wie verächtlich ist die Menschlichkeit, welche sich da, wo sie es in ihrer Macht hätte zu zu mildern, mit bloßem Mittleid begnügen kann."

Ein Weilchen nacher, sprach St. Aubert von seiner Schwester, Madame Cheron. Ich muß dir einen Umstand eröffnen, setzte er hinzu, der deine Wohlfahrt sehr nahe angeht. Wir haben, wie du weißt, seit einigen Jahren wenig Umgang mit einander gehabt; allein da sie jetzt unsre einzige noch lebende Verwandtinn ist, habe ich es für schicklich gehalten, dich, wie du aus meinem Testament sehen wirst, ihrer Aufsicht anzuvertrauen, bis du mündig bist. und nachher dich ihrem Schutze zu empfehlen. Sie ist gerade nicht die Person, der ich meine Emilie anzuvertrauen gewünscht hät-

te, allein ich habe keine andre Wahl, und halte sie im Ganzen — für eine gute Frau. Bey deiner Klugheit, meine Liebe, brauche ich dir nicht zu empfehlen, daß du dich ihr gefällig zu machen suchen mögest: Du wirst es gewiß um dessen willen thun, der es so oft um deinetwillen zu thun gewünscht hat.

Emilie versicherte ihn, daß sie alles, was er von ihr verlangte, nach äusserstен Kräften treulich erfüllen wollte. Ach! setzte sie mit einer von Seufzern unterbrochnen Stimme hinzu, bald wird dieß alles seyn, was mir übrig bleibt; es wird bald mein einziger Trost seyn, Ihre Wünsche noch erfüllen zu können."

St. Aubert sah sie stillschweigend an, als wünschte er zu sprechen, aber seine Kraft wich von ihm und seine Augen wurden schwer und trübe. Sie fühlte den Blick in ihrem Herzen. Mein theurer Vater, rief sie, drückte seine Hand fester und verbarg ihr Gesicht im Schnupftuch. Ihre Thränen flossen verborgen, allein St. Aubert hörte ihr krampfhaftes Schluchzen. Seine Lebensgeister kehrten wieder. O mein Kind, sagte er, laß meinen Trost auch den deinigen seyn. Ich sterbe in Frieden, denn ich weiß, daß ich im Begriff stehe, in den Schooß meines Vaters zurückzukehren, der noch immer dein Vater seyn wird, wenn ich nicht mehr bin. Traue immer auf ihn, meine Liebe, und er wird dich in diesen Augenblicken aufrecht halten, wie er mich aufrecht hält."

Emilie konnte nur hören und weinen, aber seine ausserordentliche Fassung, der Glaube und Hoffnung, welche er äusserte, milderten einigermaßen ihren Schmerz. Doch wenn sie auf sein abgezehrtes Gesicht blickte, wenn sie die Züge des

Todes sich über dasselbe ausbreiten sah, wenn sie seine eingefallnen Augen starr auf sie geheftet, und die schweren Augenlieder sich immer dichter schließen sah, fühlte sie eine Qual in ihrem Herzen, die kein Ausdruck zu schildern vermag.

Er wünschte noch einmahl sie zu seegnen. Wo bist du, meine Liebe, sagte er, und reichte ihr die Hand entgegen. Emilie hatte sich zum Fenster gewandt, damit er ihren Schmerz nicht sähe — sie ward jetzt gewahr, daß das Gesicht von ihm gewichen war. Nachdem er ihr seinen Seegen ertheilt hatte, und es schien die letzte Anstrengung des erlöschenden Lebens zu seyn, sank er auf sein Kopfkissen zurück. Sie küßte seine Stirne: die Thautropfen des Todes hatten sie bedeckt — ihre Stärke verließ sie, und ihre Thränen flossen auf seine kalte Wange. St. Aubert schlug die Augen auf — väterliche Liebe leuchtete noch einmahl aus ihnen — allein das letzte Auflodern der sterbenden Lebenskraft verschwand schnell und seine Sprache kehrte nicht wieder.

Er lag noch bis gegen drey Uhr Nachmittags — und dann, allmählig im Tod erstarrend, verschied er ohne Zuckung oder Seufzer.

La Voisin und seine Tochter führten Emilien aus dem Zimmer, und bothen alles auf, sie zu trösten. Der alte Mann weinte stumm mit ihr. Agnes war auf weniger passende Art geschäftig sie zu trösten.

Achtes Kapitel.

Der Mönch, der zuvor da gewesen war, kam gegen Abend wieder, um Emilien zu trösten, und ihr eine Einladung von der Äbtissinn in ihr Kloster zu bringen. Emilie ließ sie ihrer äusserstenDankbarkeit versichern, wiewohl sie das Anerbiethennicht annahm. Das fromme Gespräch des Mönches, dessen sanftes, wohlwollendes Wesen sie an den Verstorbnen erinnerte, sänftigte die Heftigkeit ihres Schmerzes und hub ihr Herz zu dem Wesen empor, das sich durch allen Raum und durch alle Ewigkeit ausdehnend, die Begebenheiten dieser kleinen Welt als Schatten eines Augenblicks betrachtet und die Seele, welche zu den Pforten des Todes eingegangen ist, und die, welche noch im Körper schmachtet, mit einem Blicke übersieht. Vor den Augen Gottes, sagte Emilie, lebt mein geliebter Vater noch eben so wahrhaftig, als er gestern vor den meinigen lebte; nur für mich ist er todt, für Gott und für sich selbst lebt er noch.

Der gute Mönch verließ sie ruhiger als sie seit St. Auberts Tode gewesen war, und ehe sie sich in ihr kleines Schlafzimmer begab, getrauete sie sich noch, den Leichnam zu besuchen.

Sobald sie sich wieder allein sah, ließ sie ihren Thränen freyen Lauf, nnd hing noch über den Leichnam, als schon die Dunkelheit des Abends das Zimmer verfinsterte und den Gegenstand ihres Trauerns beynahe vor ihren Augen verbarg — bis endlich ihre Kräfte sich erschöpften und sie ruhig ward. La Voisin klopfte wieder an der Thüre und

bath sie ins Wohnzimmer zu kommen. Ehe sie ging, küßte sie St. Auberts Lippen, wie sie zu thun gewohnt war, wenn sie ihm gute Nacht sagte. Sie küßte sie aufs neue, ihr Herz drohte zu brechen; Thränen des Schmerzes traten ihr in die Augen — sie sah zum Himmel, warf noch einen Blick auf die Leiche und verließ das Zimmer.

In ihr einsames Kämmerchen zurückgezogen, schwebten ihre melancholischen Gedanken noch immer um den Körper ihres verblichenen Vaters; und als sie endlich in eine Art von Schlummer sank, umlagerten noch die Bilder ihres wachenden Geistes ihre Fantasie. Sie glaubte ihren Vater sich ihr mit sanftem Gesichte nähern zu sehen; er lächelte traurig, und zeigte gen Himmel; seine Lippen bewegten sich, aber statt der Worte hörte sie süße Musik auf der fernen Luft schweben, und sah dann seine Züge von sanftem Entzücken eines höhern Wesens strahlen. Die Melodie schien lauter zu schwellen, und sie erwachte. Die Erscheinung war verschwunden, aber noch tönte Musik in engelgleichen Melodien in ihr Ohr. Sie zweifelte, horchte, richtete sich im Bett auf und horchte wiederum. Es war Musik und nicht eine Täuschung ihrer Einbildungskraft. Nach einer feyerlichen, eintönigen Harmonie schwieg sie — stieg dann wieder in klagender Süßigkeit auf, und erstarb in einer Cadenz, welche die horchende Seele zum Himmel empor zu heben schien. Sie erinnerte sich sogleich an die Musik in vergangner Nacht; an die seltsamen Umstände, welche La Voisin erzählte, und an die rührende Unterredung über den Zustand abgeschiedner Geister, die sich daraus entspann. Alles, was St. Aubert darüber gesagt hatte, fiel ihr jetzt aufs Herz, und überwältigte es. Welche Veränderung

in wenigen Stunden! Er, der damahls nur vermuthen konnte, war jetzt mit der Wahrheit bekannt, war selbst einer der Abgeschiednen geworden! Eine bange Furcht ergriff sie, indem sie lauschte; ihre Thränen stockten und sie stand auf und trat ans Fenster. Aussen lag alles in dunkeln Schatten; allein Emilie sah, als sie ihre Augen von den Wäldern abwandte, deren schwarzen Wipfel sie nur dunkel am Horizont wahrnahm, zur Linken den glänzenden Planeten, den der alte Mann ihr gezeigt hatte, am Himmel stehen. Sie erinnerte sich, was er darüber gesagt hatte; die Musik tönte wiederum durch die Luft; sie machte das Fenster auf, um die Melodie zu hören, die sich allmählig in weitrer Entfernung verlor, und suchte zu entdecken, woher sie käme. Die Dunkelheit verhinderte sie, einen Gegenstand auf der grünen Fläche unten zu unterscheiden, und die Töne wurden schwächer und schwächer, bis sie ganz verstummten. Sie horchte, allein sie kamen nicht wieder. Bald darauf sah sie den Planeten zwischen den Spitzen der Wälder zittern und den Augenblick nachher hinter ihnen versinken. Ein kalter Schauer durchbebte sie; sie legte sich noch einmahl ins Bett und vergaß endlich auf ein Weilchen ihren Kummer im Schlaf.

Am folgenden Morgen erhielt sie einen Besuch von einer Schwester aus dem Kloster, die mit höflichen Aufträgen und einer zweyten Einladung von der Äbtissinn erschien. Emilie konnte nun nicht länger umhin, wiewohl es ihr unmöglich war, die Hütte ganz zu verlassen, so lange sie noch die Überreste ihres Vaters in sich schloß, der Äbtissinn persönlich zu danken, so lästig ihr auch in ihrer gegenwärtigen Gemüthslage ein solcher Besuch seyn mußte.

Ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang zeigte ihr La Voisin den Weg durch den Wald nach dem Kloster, das in einer kleinen Bucht des mittelländischen Meeres in der Mitte eines waldigten Amphitheaters da stand. Die Vesperglocke läutete als sie vor dem antiken Thore des Klosters vorüber ging, und schien ihr St. Auberts Leichenmusik zu seyn. Auch kleine Umstände treffen ein von Kummer ermattetes Herz. Emilie kämpfte gegen die ohnmächtige Schwäche, welche sie anwandelte, und wurde vor die Äbtissinn geführt, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit empfing. Ihr Wesen, aus dem zärtliche Bekümmerniß und Achtung sprach, rührte Emilien zu wahrer Dankbarkeit; ihre Augen füllten sich mit Thränen und die Worte, die sie hervorbringen wollte, erstarben auf ihren Lippen. Die Äbtissinn führte sie zu einem Stuhl und setzte sich neben sie, hielt sie bey der Hand, und betrachtete sie stillschweigend, während Emilie ihre Thränen trocknete und zu sprechen versuchte. „Seyn Sie ruhig, meine Tochter, sagte die Äbtissinn mit sanfter Stimme; sprechen Sie noch nicht; ich weiß alles, was Sie sagen möchten. Sie müssen Ihre Gefühle zu besänftigen suchen. Wir gehn zum Gebet, wollen Sie unsrer Abendandacht beywohnen? Es ist süß, mein Kind, in unserm Kummer zu einem Vater hinauf zu blicken, der uns sieht und bemitleidet und aus Barmherzigkeit uns Kummer sendet.

Emiliens Thränen flossen aufs neue, aber tausend süße Empfindungen mischten sich mit ihnen. Die Äbtissinn ließ sie ungestört ausweinen, und hing mit einem wilden Blick, der das Gesicht eines Schutzengels zu bezeichnen schien, über ihr. Als Emilie ruhiger wurde, fühlte sie Muth, ohne

Zurückhaltung zu sprechen und den Grund zu entdecken, warum sie so ungeneigt war, die Hütte zu verlassen. Die Äbtissinn äusserte die Hoffnung, daß sie vor ihrer Rückreise nach La Vallee einige Tage in ihrem Kloster zubringen möchte. „Sie müssen sich erst ein wenig von dem ersten Stoße erhohlen, meine Tochter, ehe sie sich einem neuen aussetzen, ich fühle nur zu gut, wie sehr ihr Herz leiden muß, wenn Sie die Scene Ihres verschwundnen Glücks wieder besuchen. Aber kommen Sie, fügte sie hinzu, als sie Thränen in Emiliens Augen treten sah, wir wollen nach der Kapelle gehen.

Emilie folgte ihr ins Sprachzimmer, wo die Nonnen versammlet waren; die Äbtissinn stellte sie ihnen mit den Worten vor: dieß ist eine Tochter, für die ich viel Achtung habe; bemüht euch, ihr Schwester zu seyn.

Sie verfügten sich in einem Zuge nach der Kapelle, wo die feyerliche Andacht, mit welcher der Gottesdienst verrichtet wurde, ihre Seele erhub und sie mit dem Troste des Glaubens und der Ergebung stärkte.

Es war beynahe dunkel geworden, ehe die Äbtissinn Emilien fortließ; mit merklich erleichtertem Herzen verließ sie das Kloster, und wurde von La Voisin durch die Wälder zurückgeführt, deren tiefes Dunkel mit der Stimmung ihrer Seele in Einklang war. Sie verfolgte den kleinen wilden Pfad in nachdenkendem Stillschweigen, bis ihr Führer plötzlich still stand, rings umher sah und dann von dem Pfade ab ins hohe Gras umbog, indem er vorgab, den Weg verfehlt zu haben. Er eilte schnell fort, und Emilie, der es sauer wurde, auf dem dunkeln unebnen Wege fortzukommen, blieb hinter ihm zurück, bis ihre Stimme ihn anhielt, so un-

gern er auch still zu stehen schien. „Wenn Sie des Weges ungewiß sind, sagte Emilie, so hätten wir ja wohl besser gethan, bey jenem Schlosse dort zwischen den Bäumen zu fragen?“

„Nein, erwiederte La Voisin, das ist nicht nöthig. Wenn wir an jenen Bach kommen, den Sie dort schimmern sehn, so sind wir gleich zu Hause. Ich weiß nicht, wie es kommt, das ich den Weg verfehlt habe; ich komme selten nach Sonnenuntergang hieher.“

„Er ist einsam genug,“ sagte Emilie, aber es sind doch keine Banditen hier? — „Nein Fräulein, Banditen nicht.“ —

„Was fürchten Sie denn lieber Freund? Sie sind doch nicht abergläubisch?“ — „Das wohl nicht, allein die Wahrheit zu sagen, man kommt nach Dunkelwerden nicht gerne dem Schlosse hier nahe.“ — „Wer wohnt denn darin, daß es so furchtbar ist?“ „Es wohnt, so zu sagen, niemand darin, denn unser Herr, der Marquis, dem das Schloß und alle diese schöne Waldung gehörte, ist todt. Er hatte es seit vielen Jahren nicht besucht und seine Leute, welche die Aufsicht darüber haben, wohnen in einer Hütte dicht daneben.“ Emilie merkte nun, daß dieß das Schloß des Marquis de Villeroi war, bey dessen Erwähnung ihr Vater in solche Bewegung gerieth.

„Ach, es ist jetzt ein öder Aufenthalt, fuhr La Voisin fort, und so ein schöner, großer Platz, wenn ich mich noch daran erinnere!“ Emilie fragte, was denn an dieser traurigen Veränderung Schuld sey, allein der alte Mann schwieg, und Emilie, deren Neugier durch seine anscheinende Furcht und mehr noch durch die Erinnerung an ihres Vaters Bewegung rege gemacht war, wieder-

hohlte die Frage, und setzte hinzu: wenn Sie weder die Einwohner fürchten, noch abergläubisch sind, wie kommt es denn, daß Sie sich scheuen, im Dunkeln dem Schlosse nahe zu kommen?"

„Vielleicht mag ich also doch wohl etwas abergläubisch seyn; und wenn Sie wüßten, was ich weiß, gnädiges Fräulein, so wären Sie es wohl auch. Seltsame Dinge sind dort vorgegangen, Ihr guter Herr Vater schien die verstorbene Marquise gekannt zu haben." — „Ich bitte sehr, sagen Sie mir doch, was da vorgegangen ist, sagte Emilie mit tiefer Bewegung."

„Ach, gnädiges Fräulein, dringen Sie nicht weiter in mich. Es geziemt mir nicht, die häuslichen Geheimnisse meines Herrn zu verrathen."

Emilie, von den Worten des alten Mannes und der Art wie er sie vorbrachte, überrascht, enthielt sich weiter zu fragen; ein ihr näher am Herzen liegender Gegenstand, die Erinnerung an St. Aubert, erfüllte ihre Gedanken, und sie erwähnte gegen La Voisin der Musik, die sie die Nacht zuvor gehört hatte. „Sie haben sie nicht allein gehört, erwiederte er; ich hörte sie auch, allein ich habe sie schon so oft um dieselbe Stunde gehört, daß es mich nicht mehr befremdet."

Sie glauben ohne Zweifel, daß diese Musik einigen Zusammenhang mit dem Schlosse hat, sagte Emilie plötzlich, und sind also abergläubisch? —

Es kann seyn, Fräulein, allein es sind bey dem Schlosse noch andre Dinge, deren ich mich erinnre, und zwar mit Betrübniß. Ein schwerer Seufzer folgte; allein Emiliens Delikatesse hielt die Neugier, die durch diese Worte rege wurde, zurück, und sie enthielt sich, weiter zu fragen.

Als sie die Hütte erreichte, kehrte ihr Schmerz

in aller Heftigkeit zurück. Sie schien seinen schweren Druck nur so lange nicht gefühlt zu haben, als sie sich von dem Gegenstande desselben entfernte. Sie ging sogleich in das Zimmer, wo die Überreste ihres Vaters lagen, und hing aller Pein des hoffnungslosen Schmerzes nach. Endlich beredete sie La Voisin, das Zimmer zu verlassen; sie ging wieder in das ihrige, wo sie von den Leiden des Todes erschöpft, bald in tiefen Schlaf sank und merklich gestärkt wieder erwachte.

Als die schreckliche Stunde heran kam, wo St. Auberts Überreste auf ewig von ihr genommen werden sollten, ging sie alleine ins Zimmer, um noch einmahl sein Gesicht zu sehn; und La Voisin, der unten auf der Treppe mit der dem Schmerze schuldigen Achtung gewartet hatte, bis der erste Ausbruch sich würde gelegt haben, enthielt sich, sie zu stören, bis endlich Verwunderung über ihr langes Ausbleiben und Besorgniß um sie, seine Delikatesse überwältigte. Er klopfte leise an die Thüre, ohne Antwort zu erhalten, er horchte aufmerksam, aber alles blieb still — kein Seufzer, kein Schluchzen ließ sich hören. Noch mehr beunruhigt durch dieß Stillschweigen, öffnete er die Thüre, und fand Emilien ohne Bewußtseyn quer über den Fuß des Bettes, neben welchem der Sarg stand, liegen. Sein Rufen brachte Hülfe herbey, und sie wurde in ihr Zimmer gebracht, wo gehörige Mittel sie endlich wieder herstellten.

Während ihrer Ohnmacht hatte La Voisin den Sarg zumachen lassen, und es gelang ihm, Emilien durch Überredung aus dem Zimmer zu entfernen. Sie fühlte sich auch in der That unvermögend, den Anblick auszuhalten, und sah wohl ein, wie nothwendig es war, ihre Kräfte für die Scene,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0134
DFG

die ihr noch bevorstand, zu sparen. St. Aubert hatte ausdrücklich verlangt, daß seine Überreste in der Kirche beym Kloster St. Clair sollten beygesetzt werden, und hatte sogar die Stelle, nahe bey der alten Gruft der Villerois, wo er niedergelegt zu werden wünschte, genau beschrieben: Der Prior hatte diese Stelle zum Begräbniß verstattet, und dahin ging also der traurige Zug, dem am Thore der ehrwürdige Priester mit einem Gefolge von Mönchen entgegen kam. Alle, die den feyerlichen Leichenchor und den Klang der Orgel hörten, die so wie der Leichnahm in die Kirche kam, gerührt wurden; die Emiliens schwache Schritte und ihre angenommene Ruhe sahen, wiedmeten ihr unwillkührliche Thränen. Sie vergoß keine, sondern ging das Gesicht von einem dünnen schwachen Schleyer zum Theil verhüllt, zwischen zwey Personen, die sie unterstützten; die Äbtissinn ging voran, und Nonnen folgten, deren klagende Stimmen, in der schwellenden Harmonie der Masse schmolzen. Als die Prozession ans Grab kam, hörte die Musik auf. Emilie ließ den Schleyer ganz herunter fallen, und als einen Augenblick die Chöre schwiegen, hörte man deutlich ihr Schluchzen. Der heilige Vater hub die Andachtsfeyer an, und Emilie bekämpfte aufs neue ihre Gefühle, bis der Sarg niedergesetzt wurde, und sie die Erde auf dem Deckel rauschen hörte. Dann aber brach sie, von einem unaussprechlichen Grausen überwältigt, in lautes Schluchzen aus und lehnte sich, um nicht zur Erde zu sinken, an die Person, die dicht neben ihr stand. Nach wenig Augenblicken erhohlte sie sich wieder, und als sie die rührenden erhabnen Worte hörte; sein Körper ist in Frieden begraben, und seine Seele

zurückgekehrt zu dem, der sie gab, sänftigte sich ihr lauter Schmerz in Thränen.

Die Äbtissinn führte sie aus der Kirche in ihr eignes Zimmer, und reichte ihr da allen Trost, den Religion und sanftes Mitleid geben können. Emilie kämpfte gegen den Druck des Schmerzes, allein die Äbtissinn, die sie aufmerksam betrachtete, ließ ein Bett für sie zurecht machen und bath sie, sich zur Ruhe zu legen. Auch forderte sie gütig die Erfüllung des Versprechens, einige Tage im Kloster zu bleiben, und Emilie, die auf keine Weise nach der Hütte, der Scene alles ihres Leidens, wieder zurückzukehren wünschte, hatte jetzt, da keine unmittelbare Sorge ihre Aufmerksamkeit forderte, Zeit, an sich selbst zu denken, und die Schwäche zu fühlen, die es ihr unmöglich machte, die Reise anzutreten, ehe sie sich ein wenig wieder erhohlt hatte.

Indessen thaten die mütterliche Zärtlichkeit der Äbtissinn, und die sanfte Aufmerksamkeit der Nonnen alles was möglich war, um ihre Lebensgeister zu beruhigen und ihre Gesundheit wieder herzustellen. Allein die letzte hatte durch das Leiden ihrer Seele einen zu tiefen Stoß erlitten, um sich sobald wieder zu erhohlen. Sie krankte einige Wochen im Kloster an einem schleichenden Fieber, wünschte nach Hause zurückzukehren, und fühlte sich doch unfähig dazu; oft fühlte sie sogar ein Widerstreben, den Ort zu verlassen, wo die Gebeine ihres Vaters ruhten, und fand eine gewisse Süßigkeit in dem Gedanken, daß wenn sie hier stürbe, ihr Körper neben ihrem Vater ruhen würde. Indessen schrieb sie an Madame Cheron und an die alte Haushälterinn, und benachrichtigte sie von dem traurigen Vorfall und von ihrer eignen Lage. Die

Ant-

Antwort ihrer Tante enthielt mehr einen Schwall von Alltagströstungen als wahre Theilnahme an ihrem Kummer; sie versprach, ihr einen Bedienten zu schicken, der sie nach La Vallee begleiten sollte, denn ihre eigne Zeit wäre durch die vielen Gesellschaften, worinn sie leben müßte, so sehr beschränkt, daß sie unmöglich eine so lange Reise unternehmen könnte. So sehr auch Emilie den Aufenthalt in La Vallee dem zu Toulouse vorzog, konnte sie doch nicht umhin, das unschickliche und ungütige in ihrer Tante Betragen zu fühlen, die sie dahin zurückkehren ließ, wo sie keinen Verwandten mehr hatte, der sie trösten und beschützen konnte, — ein Betragen, welches um so unverzeihlicher war, da St. Aubert Madame Cheron zur einzigen Vormünderinn seiner verwaisten Tochter ernannt hatte.

Madame Cherons Bedienter machte die Begleitung des guten La Voisin unnöthig, und Emilien, die ohnehin ihre Verpflichtung gegen ihn tief fühlte, war es lieb, ihm wenigstens diese lange und für sein Alter beschwerliche Reise zu ersparen.

Während ihres Aufenthaltes im Kloster, machten der Friede und die Heiligkeit, die innerhalb herrschten, die Schönheit der Gegend von aussen und die feine Achtsamkeit der Abtissinn und der Nonnen einen so sanften Eindruck auf ihre Seele, daß sie beynahe in Versuchung gerieth, eine Welt zu verlassen, wo sie ihre liebsten Freunde verloren hatte, und sich ganz dem Klosterleben an einem Orte zu widmen, der ihr dadurch heilig war, daß er St. Auberts Leichnam in sich schloß.

Verschiedne Tage verstrichen nach der Ankunft von Madame Cherons Bedienten, bevor Emilie

hinlänglich wieder hergestellt war, um die Reise nach La Vallee anzutreten. Am Abend vor ihrer Abreise ging sie nach der Hütte, um Abschied von La Voisin und seiner Familie zu nehmen, und ihnen für ihre Güte zu danken. Sie fand den alten Mann auf einer Bank vor seiner Thüre zwischen seiner Tochter und seinem Schwiegersohn sitzend, der eben von der Arbeit zurückgekommen war und auf einer Flöte spielte. Eine Flasche Wein stand neben dem alten Manne und vor ihm ein kleiner Tisch mit Früchten und Brot, den seine muntern kleinen Enkel umringten. Sie verzehrten fröhlich ihr Abendbrot, so wie die Mutter es ihnen zutheilte. Sie stand einen Augenblick still, ehe sie aus dem Schatten hervorging, um die glückliche Gruppe vor ihr, das Wohlwollen und die Heiterkeit des gesunden Alters auf La Voisins Gesicht, die mütterliche Zärtlichkeit, womit Agnes auf ihre Kinder blickte, die Unschuld kindischer Freude, die aus ihrem Lächeln wiederstrahlte, zu betrachten. Sie sah noch einmahl den ehrwürdigen alten Mann und dann die Hütte an. Das Gedächtniß ihres Vaters stieg mit voller Gewalt in ihrer Seele auf und sie eilte schnell fort, weil sie sich selbst nicht länger traute. Sie nahm zärtlichen, rührenden Abschied von La Voisin und seiner Familie; er schien sie als seine Tochter zu lieben und vergoß Thränen, als sie fortging. Auch Emilie konnte die ihrigen nicht unterdrücken. Sie vermied, wieder in die Hütte zu gehn, um nicht Regungen aufzuwecken, die sie jetzt zu ertragen zu schwach war.

Noch ein schmerzhafter Auftritt erwartete sie: sie hatte beschlossen, ihres Vaters Grab noch einmahl zu besuchen, und damit niemand sie stören, oder im Nachhängen ihrer melancholischen Zärt-

lichkeit beobachten möchte, verschob sie ihren Besuch, bis alles im Kloster, die einzige Nonne, die ihr den Schlüssel zur Kirche zu bringen versprach, ausgenommen, sich zur Ruhe gelegt haben würde. Emilie blieb in ihrem Zimmer, bis sie die Klosterglocke zwölfe schlagen hörte. Die Nonne kam jetzt, wie sie verabredet hatten, mit dem Schlüssel zu einer geheimen Thüre, die in die Kirche ging, und sie stiegen zusammen die schmale Wendeltreppe, die dahin führte, hinab. Die Nonne erboth sich, Emilien zum Grabe zu begleiten und setzte hinzu: es ist so schauderlich, um diese Stunde allein zu gehn — allein Emilie lehnte es ab, denn sie konnte sich nicht entschließen, einen Zeugen ihres Kummers um sich zu haben, und die Schwester gab ihr die Lampe, nachdem sie die Thüre aufgeschlossen hatte. „Sie werden sich erinnern, Schwester, sagte sie, daß in dem östlichen Flügel, durch den Sie gehen müssen, ein neu geöffnetes Grab ist; nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie nicht über die lockere Erde straucheln.“ Emilie dankte ihr noch einmahl, nahm die Lampe und ging nach der Kirchthüre. Hier aber stand sie einen Augenblick still: eine plötzliche Furcht überwältigte sie, und sie kehrte am Fuße der Treppe wieder um, wo sie in Versuchung gerieth, die Nonne, deren schwarzer Schleyer noch über das Treppengeländer wehte, zurückzurufen. Während sie noch zögerte, verschwand der Schleyer, und sich ihrer Furcht schämend, ging sie nach der Kirche. Die kalte Luft durchschauerte sie, und die tiefe Stille und der Umfang des Gebäudes, das nur schwach vom Monde beschienen wurde, hätte sie gewiß zu jeder andern Zeit mit bangem Schrecken erfüllt; jetzt aber beschäftigte der Schmerz ihre ganze Aufmerk-

samkeit. Sie hörte kaum das flüsternde Echo ihrer eignen Schritte, und dachte nicht an das offne Grab, bis sie sich am Rande desselben befand. Ein Mönch aus dem Kloster war den Abend zuvor hier begraben worden, und als sie in der Dämmrung in ihrem Zimmerchen einsam saß, hörte sie in der Ferne die Mönche das Requiem für seine Seele singen. Dieß rief ihr die Umstände von ihres Vaters Tode frisch ins Gedächtniß zurück, und als die Stimmen, die sich mit dem tiefen klagenden Getöne der Orgel mischten, schwach empor stiegen, traten düstre Schattenbilder vor ihre Seele. Endlich besann sie sich, und eilte mit schnellen Schritten seitwärts, um die aufgerißne Erde zu vermeiden, nach St. Auberts Grabe, wo sie in dem Mondenlichte, das quer auf einen entlegnen Theil des Flügels fiel, einen Schatten zwischen den Pfeilern hingleiten zu sehn glaubte. Sie stand still, um zu horchen, und da sie keinen Fußtritt hörte, glaubte sie, daß ihre Fantasie sie getäuscht hätte, und ging weiter. St. Aubert war unter einem einfachen Marmor, der nicht viel mehr als seinen Nahmen und den Tag seiner Geburt und seines Todes enthielt, neben dem prächtigen Monumente der Villerois begraben. Emilie verweilte an seinem Grabe, bis eine Glocke, welche die Mönche zur Frühmesse weckte, sie erinnerte, daß es Zeit sey sich zurückzuziehn. Sie weinte noch einmahl ein letztes Lebewohl auf das Grab und zwang sich, von dannen zu gehn. Nach dieser Stunde schwermüthigen Genusses, erfrischte sie ein tieferer Schlaf, als sie seit langer Zeit genossen hatte, und sie fand sich beym Erwachen merklich ruhiger und getrösteter.

Seit dem Augenblick ihrer Abreise aus dem Kloster aber erwachte ihr Schmerz aufs neue. Das

Andenken des Todten und die Freundschaft des Lebenden banden sie an diesen Ort, und sie fühlte für die heilige Stätte, die ihres Vaters Gebeine einschloß, ganz die zärtliche Anhänglichkeit, die uns an eine geliebte Heimath fesselt. Die Äbtissinn wiederhohlte beym Abschied viele gütige Versichrungen der Achtung und Liebe, und: viele unter den Nonnen ließen ebenfalls eine ungekünstelte Betrübniß über ihre Abreise blicken, und Emilie verließ das Kloster mit vielen Thränen, und von vielen aufrichtigen Wünschen für ihr Wohl begleitet.

Sie war verschiedne Meilen gereist, ehe die Gegenstände, vor welchen sie vorüberfuhr, sie nur einen Augenblick aus der tiefen Schwermuth, worin sie versenkt war, zu reissen vermochten. So brachte sie, ohne daß ihr etwas merkwürdiges aufstieß, den Tag in matter Schwermuth hin: sie schlief die Nacht in einer Stadt an den Grenzen von Languedoc und kam den folgenden Morgen nach Gasconien.

Gegen Abend sah Emilie die Ebnen von La Vallee vor sich liegen; die wohl bekannten Gegenstände voriger Zeiten drängten sich ihrer Bemerkung auf und mit ihnen Erinnerungen, die alle ihre Zärtlichkeit und Schmerz neu aufregten. Plötzlich fiel ihr eine Gegend ins Gesicht, auf welche er sie besonders aufmerksam gemacht hatte, und starre Verzweiflung drohte sich ihrer zu bemächtigen. „Dieß, rief sie aus, dieß sind dieselben Klippen, derselbe Fichtenwald, den er mit solchem Entzücken betrachtete, als wir das letztemahl diesen Weg zusammen machten.“

So wie sie dem Schlosse näher kam, häuften sich diese traurigen Angedenken vergangner Zeiten. Endlich erschien das Schloß selbst, umgeben von

aller glühenden Schönheit der Landschaft, die St. Aubert so sehr liebte. Dieß war ein Anblick, der ihre Stärke und nicht Thränen forderte. Emilie trocknete die ihrigen, und machte sich gefaßt, die schwere Stunde ihrer Rückkehr nach der Heimath zu übersehn, wo kein liebender Vater mehr sie bewillkommen sollte.

Eine Biegung des Wegs ließ jetzt einen nähern Blick auf das Schloß zu, dessen Schornsteine, vom Licht gefärbt, hinter St. Auberts Lieblingseichen, deren Zweige den niedrigern Theil des Gebäudes zum Theil verheelten, hervorschimmerten. Emilie konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken.

Aufs neue widerstand sie dem Druck des Kummers, bis der Wagen an dem kleinen Thore still hielt, das auf das Gebieth stieß, wovon sie jetzt die einzige Besitzerinn war. Sie schlug die Augen auf, als der Wagen plötzlich still hielt, und sah ihres Vaters alte Haushälterinn herbeykommen, um ihr das Thor zu öffnen. Auch Manchon kam gelaufen, und begrüßte sie bellend; er wedelte mit dem Schwanze, als seine junge Gebietherinn ausstieg und sprang freudig um sie her.

„Liebstes Fräulein! sagte Therese und schwieg, und sah Emilien, deren Thränen die Antwort erstickten, an, als wolle sie etwas trostähnliches ihr darbiethen. Das Hündchen sprang und wedelte noch immer um sie herum und flog dann bellend an den Wagen. Ach Fräulein, mein armer Herr! sagte Therese, deren Gefühle mehr als ihre Delikateſſe rege gemacht waren — Manchon denkt, er säße noch im Wagen.“ Emilie schluchzte laut; das Hündchen sprang in den offnen Wagen, sogleich aber wieder heraus und schnüffelte mit der Nase um die Pferde herum.

„Weinen Sie doch nicht so, Fräulein — sagte Therese; es bricht mir das Herz es anzusehn.“ Der Hund kam nun zu Emilien, lief wieder zum Wagen, und dann wieder zu ihr, und winselte traurig. „Armer Schelm, sagte Therese, du hast deinen Herrn verloren; wohl magst du winseln. Aber kommen Sie, liebes Fräulein, geben Sie sich zufrieden. Was soll ich hohlen, um Sie zu erfrischen?“

Emilie gab der Alten die Hand, sie suchte ihren Schmerz zurückzuhalten, und fragte sie freundlich, wie es denn so lange gegangen wäre? Allein sie zögerte noch immer in dem Gange, der nach dem Schlosse führte: denn es war niemand darinn, sie mit dem Kusse der Liebe zu begrüssen: ihr eignes Herz klopfte nicht mehr von ungeduldiger Freude, nach dem wohlbekannten Lächeln, und sie fürchtete, Gegenstände zu sehn, die ihr das volle Andenken ihres vorigen Glücks zurückriefen. Langsam ging sie nach der Thüre stand stille, ging wieder und stand wiederum stille. Wie still, wie verlassen, wie wüste schien ihr das Schloß. Sie zitterte, hereinzugehn, und tadelte doch sich selbst, daß sie verschob, was sie nicht vermeiden konnte; endlich ging sie mit schnellem Schritte, als fürchtete sie, sich umzusehn, durch den Saal in das Zimmer, das sie das ihrige zu nennen gewohnt war. Die Dunkelheit des Abends machte die Stille und die Einsamkeit, die darinn herrschte, noch feyerlicher. Die Stühle, die Tische, jedes Möbel, das ihr aus glücklichern Zeiten so bekannt war, sprach beredt zu ihrem Herzen. Sie setzte sich, ohne anfangs daran zu denken, in ein Fenster, das auf den Garten stieß, und wo St. Aubert oft mit ihr gesessen, und die Sonne be-

obachtet hatte, wenn sie sich von der reichen, herlichen Aussicht jenseits der Wälder verlor.

Nachdem sie eine Zeitlang ihren Thränen freyen Lauf gelassen hatte, wurde sie ruhiger, und als Therese, die sich mit dem Auspacken der Sachen beschäftigte, wieder erschien, hatte sie sich so weit wieder erhohlt, daß sie im Stande war, mit ihr zu sprechen.

Ich habe das grüne Bett für Sie zurechte gemacht, sagte Therese, als sie den Kaffee auf den Tisch setzte: ich glaubte, es würde Ihnen jetzt besser gefallen, als ihr eignes; allein nimmermehr hätte ich mir heute vor vier Wochen vorgestellt, daß Sie allein zurückkommen würden. Ach, was für ein Tag! die Nachricht brach mir beynahe das Herz. Wer hätte auch denken sollen, als mein armer Herr vom Hause wegging, daß er nicht wieder zurückkommen würde? — Emilie verbarg ihr Gesicht im Schnupftuch und winkte mit der Hand.

„Versuchen Sie doch den Kaffee, sagte Therese. Mein liebes junges Fräulein, trösten Sie sich wir müssen alle sterben. Mein lieber Herr ist jetzt ein Heiliger dort oben." Emilie nahm das Schnupftuch vom Gesicht und schlug ihre Augen voll Thränen zum Himmel auf: bald aber trocknete sie sich ab und fragte mit ruhiger, aber bebender Stimme nach einigen Armen, die ihr Vater unterstützt hatte.

„Ach, sagte Therese, indem sie den Kaffee einschenkte und ihn ihrer Herrschaft reichte, das war ein Tag, als die traurige Nachricht ankam! alle die noch gehen konnten, sind täglich hier gewesen, um nach Ihnen] und dem Herrn zu fragen. Sie fuhr dann fort zu erzählen, daß einige gestorben wären, die sie gesund verlassen hätte, und andre die krank waren, sich wieder erhohlt hätten."

Emilie saß eine Weile ganz in Kummer vertieft, da. An jedem Gegenstande, auf den ihr Auge fiel, hing eine Erinnerung, die sie unmittelbar auf den Gegenstand ihres Schmerzes leitete. Ihre Lieblingspflanzen, welche St. Aubert sie zu warten gelehrt hatte, die kleinen Zeichnungen, die das Zimmer schmückten, und wobey sein Geschmack ihr zur Richtschnur diente; die Bücher, die er zu ihren Gebrauch ausersehn hatte, und die sie zusammen zu lesen pflegten; ihre musikalischen Instrumente, die er so gern spielen hörte, und oft selbst berührte, jeder Gegenstand gab ihrem Kummer neue Stärke. Endlich raffte sie sich aus dieser weichlichen Schwermuth auf, rief alle Entschlossenheit zu Hülfe, und ging in die verlaßnen Zimmer, die nur einen stärkern Eindruck auf sie machen mußten je länger sie zögerte, sie zu betreten.

Nachdem sie durch das Gewächshaus bis an die Thüre der Bibliothek gekommen war, verließ ihr Muth sie einen Augenblick: und vielleicht erhöhte der Schatten, den der Abend und das Laub der Bäume ins Zimmer warf, die feyerliche Stimmung ihrer Gefühle, als sie in das Zimmer trat und jeder Gegenstand das Andenken ihres Vaters hervorrief. Dort stand ein Lehnstuhl, in welchem er zu sitzen pflegte — sie fuhr zusammen als sie ihn erblickte, denn sie hatte so oft ihren Vater darin sitzen sehn, und der Gedanke an ihn stieg so deutlich in ihr auf, daß sie beynahe glaubte, ihn vor sich zu haben. Sie unterdrückte die Täuschungen einer aufgeregten Einbildungskraft, ohne jedoch über eine gewisse bange Furcht, die sich in ihre Bewegungen mischte, Herr werden zu können. Sie ging langsam nach dem Stuhle und setzte sich darauf hin: vor demselben stand ein Pult mit

einem aufgeschlagenen Buche, so wie ihr Vater es zurückgelassen hatte. Es vergingen einige Augenblicke, ehe sie Muth faßte, es zu untersuchen: als sie aber die aufgeschlagne Seite ansah, erinnerte sie sich sogleich, daß St. Aubert, am Abend vor seiner Abreise aus dem Schloße, ihr einige Stellen daraus vorgelesen hatte. Dieser Umstand rührte sie jetzt tief. Sie sah auf das Blatt; weinte und sah wieder hin. Das Buch schien ihr heilig und unschätzbar, und nicht um Indiens Schätze würde sie es aus der Stelle gerückt, oder die aufgeschlagne Seite zugemacht haben. Sie blieb unbeweglich vor dem Pulte sitzen und konnte sich nicht entschließen es zu verlassen, ohngeachtet die zunehmende Dunkelheit und die tiefe Stille des Zimmers ein schauderliches Gefühl in ihr erweckten. Ihre Gedanken verweilten bey dem wahrscheinlichen Zustande abgeschiedner Geister, und sie erinnerte sich an das rührende Gespräch, daß St. Aubert den Abend vor seinem Tode mit La Voisin über diesen Gegenstand geführt hatte.

Indem sie so da saß, sah sie die Thüre langsam aufgehn und ein leises Rauschen in einer Ecke des Zimmer schreckte sie auf. Sie glaubte durch die Dämmrung sich etwas bewegen zu sehn. Die Materie, über welche sie eben nachgedacht hatte, und die jetzige Stimmung ihrer Seele, die ihre Einbildungskraft jedem Eindruck der Sinne öffnete, erregte eine plötzliche Furcht vor etwas Übernatürlichem in ihr. Aber was sollte ich fürchten? sagte sie. Wenn die Geister derjenigen, die wir lieben, jemahls zu uns zurückkehren können, so geschieht es gewiß in Frieden.

Alles war wieder stille, und sie schämte sich beynahe ihrer Ängstlichkeit; sie glaubte nun daß

entweder ihre Einbildungskraft sie getäuscht oder daß sie eins von den Geräuschen gehört hätte, die man oft, ohne sich die Ursache erklären zu können, in alten Häusern spürt. — Allein bald kam es wieder, sie sah etwas auf sich zukommen und sich gleich darauf in den Stuhl neben sie drängen, sie schrie laut auf, allein ihre fliehenden Sinnen kehrten sogleich zurück, als sie gewahr wurde, daß Manchon neben ihr saß, und ihre Hand freundlich leckte.

Da sie sich durchaus unfähig fühlte, die verlaßnen Zimmer des Schlosses, wie sie sich anfangs vorgesetzt hatte, an diesem Abend zu besuchen, ging sie aus der Bibliothek in den Garten, und die Terrasse am Flusse hinab. Die Sonne war jetzt untergegangen, allein unter den dunkeln Zweigen der Mandelbäume sah man den Saffranglanz des Westen sich sanft über die Hügel ausbreiten. Die Fledermaus flog stumm vorüber, und nur dann und wann hörte man den klagenden Ton der Nachtigall.

Sie wandelte fort, bis sie an St. Auberts Ahornbaum kam, unter dessen Schatten sie so oft um diese Stunde gesessen, und mit ihrer theuren Mutter über den Zustand nach diesem Leben gesprochen hatte. Wie oft hatte ihr Vater gesagt, daß ihm der Gedanke, sie in einer andern Welt wieder zu treffen, ein süßer Trost sey. Emilie verließ, von diesen Erinnerungen überwältigt, den Ahornbaum, und als sie sich nachdenkend an die Mauer der Terrasse lehnte, sah sie eine Gruppe von Bauern fröhlich an den Ufern der Garonne tanzen, die sich in breiter Fläche unten ausbreitete, und das Abendlicht zurückwarf. Welch ein Abstand zwischen ihnen und der unglücklichen, verlaß-

nen Emilie! Sie waren froh und leichten Muths, wie sie zu seyn pflegten, als sie — auch froh war, und St. Aubert mit einem von Vergnügen und Wohlwollen strahlendem Gesichte ihrer fröhlichen Musik zuhörte. Emilie wandte sich hinweg, unvermögend, die Erinnrungen, die durch diesen Anblick in ihr aufgeregt wurden, zu ertragen: aber ach, wohin konnte sie sich wenden, ohne auf Gegenstände zu stoßen, die ihrem Schmerze neue Schärfe gaben?

Therese kam ihr entgegen, als sie langsam auf das Haus zuging. Ach liebes Fräulein, sagte sie, ich habe Sie wohl eine halbe Stunde gesucht, und war bange, daß Ihnen etwas zugestoßen seyn möchte. Wie mögen Sie doch nur in dieser feuchten Nachtluft umhergehn! Kommen Sie doch herein! Was würde mein armer Herr sagen, wenn er Sie sehen könnte!

„Ich bitte dich, sey still, liebe Therese, sagte Emilie, und ging schweigend ins Schloß. Therese leuchtete ihr durch den Saal in das ehemahlige Wohnzimmer, wo sie das Tischtuch mit einen einsamen Paar Messer und Gabel aufgelegt hatte. Emilie befand sich schon im Zimmer, ehe sie merkte, daß es nicht das ihrige war; doch unterdrückte sie die Bewegung, die sie geneigt machte, es zu verlassen, und setzte sich ruhig an den kleinen Eßtisch hin. Ihres Vaters Huth hing an der Wand gegen über, und sie wurde blaß, als er ihr in die Augen fiel, Therese sah sie und dann den Gegenstand an, auf den ihre Augen geheftet waren, und ging, ihn wegzunehmen, allein Emilie winkte mit der Hand. — Nein, sagte sie, laß ihn hängen. Ich will in mein Zimmer gehn und versuchen, ob ich schlafen kann. Morgen wird mir besser seyn.

„Das ist ein betrübter Zustand, sagte Therese: Liebes Fräulein, nehmen sie doch etwas zu sich. Ich habe einen Fasan zurecht gemacht, und noch dazu einen rechten schönen. Der alte Herr Barreaux schickte ihn diesen Morgen, denn ich sah ihn gestern und sagte ihm, daß Sie kämen. Sie können nicht glauben, wie sehr er sich die traurige Nachricht zu Herzen gezogen hat.

„Hat er das wirklich?" sagte Emilie mit sanfter Stimme: denn sie fühlte ihr armes Herz auf einen Augenblick durch einen Strahl von Sympathie erwärmt.

Endlich fühlte sie ihre Lebensgeister ganz erschöpft und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Neuntes Kapitel.

Emilie erhielt einige Tage nach ihrer Zurückkunft einen Brief von ihrer Tante, Madame Cheron, worin diese nach einigen Alltagscondolenzen und Rathschlägen, sie nach Toulouse einlud, und hinzusetzte, daß, da ihr verstorbner Bruder ihr Emiliens Erziehung anvertraut hätte, sie sich verbunden glaubte, die Aufsicht über ihr Betragen zu führen. Emilie hatte gerade damahls keinen höhern Wunsch, als zu La Vallee zu bleiben, dem Schauplatze ihrer frühen Glückseeligkeit, ihr jetzt unendlich theuer, weil es der letzte Aufenthalt derjenigen war, die sie auf immer verloren hatte. Hier konnte sie unbemerkt weinen, ihren Tritten nachspüren, und sich jedes kleinen Umstandes von ih-

nen erinnern. Allein sie wünschte doch auf keine Weise sich den Unwillen der Madame Cheron zuzuziehn.

Obgleich ihre Zärtlichkeit ihr nicht zuließ, nur einen Augenblick darüber zu murren, daß St. Aubert Madame Cheron zu ihrer Vormünderinn ernannt hatte, so fühlte sie doch, daß ihre Glückseeligkeit dadurch großentheils von der Laune ihrer Tante abhängig gemacht war. Sie bath in ihrer Antwort um Erlaubniß, noch einige Zeit zu La Valle zu bleiben, weil ihre Lebensgeister so niedergeschlagen wären, daß sie Ruhe und Einsamkeit bedürfte, um sie wieder herzustellen. — Beydes konnte sie bey Madame Cheron nicht finden, die ein großes Vermögen in Stand setzte, ihrer Neigung zu einem sehr zerstreuten Leben nachzuhängen. Nachdem sie diese Antwort fortgeschickt hatte, fühlte sie sich um vieles leichter.

In den ersten Tagen ihres Kummers erhielt sie einen Besuch von Herrn Barreaux, der aufrichtig um St. Aubert trauerte. Ich habe wohl Ursache, meinen Freund zu beklagen, sagte er, denn nie werde ich seines Gleichen wieder finden. Hätte ich einen solchen Mann in der sogenannten Gesellschaft gefunden, so würde ich sie nie verlassen haben.

Herrn Barreaux Achtung für ihren Vater machte ihn Emilien sehr werth; es war ihrem Herzen Wonne, von ihren Verstorbenen mit einem Manne sprechen zu können, den sie so sehr verehrte, und der bey einer zwar rauhen Aussenseite so viel Herzensgüte und Delicatesse besaß.

Verschiedne Wochen verstrichen in ruhiger Einsamkeit, und Emiliens Schmerz begann sich in stille Melancholie zu sänftigen.

Als ihre Seele sich von dem ersten Stoße des

Kummers wieder erhohlt hatte, fühlte sie, daß es gefährlich sey, sich einem stillen Hinbrüten hinzugeben, und daß Thätigkeit allein ihr die verlorne Schnellkraft wieder geben konnte; sie suchte daher geflissentlich alle ihre Stunden mit Beschäftigung auszufüllen. Jetzt erst fühlte sie den Werth der Erziehung, die St. Aubert ihr gegeben hatte. Indem er ihren Verstand anbaute, sicherte er ihr eine Zuflucht vor der Unthätigkeit, ohne daß sie dazu Zerstreuungen und kostbare, abwechselnde Vergnügungen der Gesellschaft, wovon ihre Lage sie ausschloß, bedurfte. Auch beschränkten sich die Wirkungen dieser Erziehung nicht auf selbstische Vortheile allein; da St. Aubert jede liebenswürdige Eigenschaft ihres Herzens gewöhnt hatte, floß es jetzt in Wohlwollen gegen alles um sie her über, und lehrte sie, wenn sie das Unglück andrer nicht ganz aus dem Wege räumen konnte, es wenigstens durch zärtliches Mitleid zu mildern. —

Madame Cheron ließ Emiliens Briefe unbeantwortet: sie schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß man ihr erlauben würde noch einige Zeit in ihrer Einsamkeit zu bleiben, und ihre Seele hatte nun so viel Stärke wieder erhalten, daß sie es wagte, die Scenen zu besuchen, welche das Andenken vergangner Zeiten am mächtigsten in ihr aufriefen. Unter diese gehörte die Fischerhüte, um die zärtliche Schwermuth dieses Orts zu erhöhn, und die Töne noch einmahl hervorzurufen, denen ihre Mutter und St. Aubert so gerne zuhorchten, nahm sie ihre Laute mit dahin. Sie ging allein und um die stille Abendstunde, die der Fantasie und dem Schmerze so süß ist. Sie war zum letztenmahl in Gesellschaft ihrer Ältern, wenige Tage zuvor, ehe ihre Mutter sich aufs Krankenbette legte,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0151
DFG

hier gewesen; und als sie jetzt die Wälder, die das Gebäude umringten, betrat, erwachte das Andenken voriger Zeiten mit solcher Stärke in ihr, daß ihre Entschlossenheit auf einen Augenblick dem Übermaaße des Schmerzes wich. Sie stand still, lehnte sich, um nicht zur Erde zu sinken, an einen Baum und weinte einige Minuten, ehe sie sich genug erhohlen konnte, um weiter zu gehn. Der kleine Fußpfad, der nach dem Gebäude führte, war mit Gras überwachsen, und die Blumen, welche St. Aubert nachläßig am Rande ausgestreut hatte, waren von Unkraut beynahe erstickt. Sie stand oft still, um den öden, jetzt so einsamen, verlaßnen Ort zu betrachten, und als sie mit zitternder Hand die Thüre der Fischerhütte öffnete, sagte sie: ach alles, alles ist noch eben so, wie ich es zuletzt verließ, und mit denen verließ, die nie wiederkehren sollen! Sie ging an ein Fenster, das auf den Fluß stieß, und die Augen starr darauf geheftet, verlor sie sich bald in schwermüthigen Träumen, und würde wahrscheinlich noch länger so geblieben seyn, hätte nicht ein schneller Fußtritt von aussen sie aufmerksam gemacht und erinnert, daß sie ganz unbeschützt sey. Gleich darauf öffnete sich die Thüre und es trat ein Fremder herein, der bey Emiliens Anblick still stand und eine Entschuldigung stammelte. Bey dem Ton seiner Stimme verlor sich Emiliens Furcht in mächtigern Regungen; diese Töne waren ihrem Ohre bekannt, und ob sie gleich in der Dämmrung die Züge des Sprechenden nicht unterscheiden konnte, erweckte doch seine Stimme eine zu starke Erinnrung in ihr, um sie zweifelhaft zu lassen.

Er wiederhohlte seine Entschuldigung und Emilie brachte eine Art von Antwort hervor, als

der

der Fremde schnell näher drang und ausrief: Gütiger Gott! ist es möglich — nein ich kann mich nicht irren — Fräulein Emilie selbst!

„Sie ist es in der That, sagte Emilie, die in ihrer ersten Vermuthung bestärkt wurde, den sie sah nun deutlich Valancourts Gesicht, von mehr als gewöhnlichem Feuer beseelt. Tausend schmerzvolle Erinnrungen drängten sich an ihre Seele, und die Gewalt, womit sie sich zu bekämpfen suchte, diente nur, ihre Bewegung zu erhöhn. Valancourt, der sich indessen angelegentlich nach ihrem Befinden erkundigte, und die Hoffnung äusserte, daß die Reise für St. Aubert von guten Folgen gewesen wäre, errieth nun aus dem Thränenstrome, den sie nicht länger zu unterdrücken vermochte, die unglückliche Wahrheit. Er führte sie zu einem Stuhl und setzte sich neben sie; ihre Thränen flossen unaufhaltsam, und sie merkte nicht eher, daß er ihre Hand in der seinigen geschlossen hielt, bis sie sie von den Tropfen der Sympathie befeuchtet fühlte, welche Betrübniß um St. Aubert und zärtliches Mitleid mit ihr aus seinen Augen hervorlockte.

Ich fühle, sagte er endlich, ich fühle, wie fruchtlos jeder Versuch, Sie zu trösten, seyn muß. Ich kann nur mit Ihnen klagen, denn ich kann über die Quelle Ihrer Thränen nicht ungewiß seyn. Wollte Gott, daß ich mich irre!

Emilie konnte nur durch Thränen antworten, bis sie endlich aufstand und ihn bath, den traurigen Ort mit ihr zu verlassen. Valancourt wagte nicht, sie zurückzuhalten, ohngeachtet er ihre Schwäche sah; er legte ihren Arm in den seinigen und führte sie aus der Fischerhütte. Sie gingen schweigend durch die Wälder. So sehr auch Valancourt

die nähern Umstände von ihres Vaters Tode zu erfahren wünschte, wagte er es doch nicht, sie darum zu befragen, und sie selbst war zu betrübt, um sprechen zu können. Endlich schöpfte sie Muth genug, von ihrem Vater zu reden und mit wenig Worten die Geschichte seines Todes zu erzählen. Valancourt gerieth bey dieser Erzählung in die stärkste Bewegung, und als er hörte, daß St. Aubert unterwegs gestorben, und Emilie unter Fremden zurückgeblieben sey, drückte er ihre Hand zwischen den seinigen und rief, von einem unwillkührlichen Gefühl überrascht: „Gott! warum war ich nicht bey Ihnen!" Gleich darauf aber faßte er sich wieder, und sprach von ihrem Vater, bis er die gänzliche Erschöpfung ihrer Lebensgeister merkte, und unvermerkt das Gespräch auf sich selbst lenkte. Emilie erfuhr nun, daß er nach ihrer Trennung noch eine Zeitlang am Ufer des mittelländischen Meeres fortgewandelt, und dann durch Languedoc nach Gasconien, seinem Geburtsorte, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zurückgekehrt war.

Nachdem er seine kleine Erzählung geendigt hatte, fiel er in ein Stillschweigen, welches Emilie sich nicht geneigt fühlte, zu unterbrechen, es dauerte fort, bis sie das Schloß erreichten, wo er still stand, als fühlte er, daß dieß die Grenze seines Spazierganges sey. Hier sagte er, daß er die Absicht hätte, den folgenden Tag nach Esturnere zurückzugehn, und bath sie um Erlaubniß, noch vorher am andern Morgen Abschied von ihr zu nehmen. Emilie glaubte, eine gewöhnliche Höflichkeit nicht wohl abschlagen zu können, ohne zu verrathen, daß sie sich etwas mehr darunter dächte, und antwortete ihm, daß er sie zu Hause finden würde.

Vorzüglich erinnerte sie sich, wie ernst und

dringend ihr Vater sie gebeten hatte, die bewußten Papiere zu vernichten — sie erwachte aus der Betäubung, worin der Schmerz sie erhalten hatte; erschrack bey dem Gedanken, ihm noch nicht gehorcht zu haben und beschloß, daß kein Tag mehr den Vorwurf dieser Vernachläßigung mit sich führen sollte.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen befahl Emilie St. Aubert ehemahliges Schlafzimmer zu heitzen, und ging gleich nach dem Frühstück dahin, um die Papiere zu verbrennen. Nachdem sie, um nicht gestört zu werden, die Thüre verriegelt hatte, öffnete sie das Kabinet, worinn sie verborgen lagen. Sie fühlte einen fremden Schauer und stand einige Augenblicke zitternd da; eine bange Furcht hielt sie ab, das Brett wegzuschieben. In einem Winkel des Kabinets stand der Tisch, an welchem sie ihren Vater den Abend vor seiner Abreise sitzen und mit so vieler Bewegnug, wahrscheinlich in diesen Papieren, lesen sah.

Das einsame Leben, welches Emilie zeither geführt hatte, und die traurigen Gegenstände, wobey sie ihre Gedanken verweilen ließ, hatten ihre Fantasie oft mit den trüben Schatten erfüllt, wofür sonst nur schwache Seelen empfänglich sind. Mehr als einmahl seit ihrer Rückkehr nach Hause hat sie solche Anfälle gehabt; oft hatten in der

Abenddämmrung bey ihren Wanderungen durch das einsame Gebäude Erscheinungen sie geschreckt, die sie in heitern Tagen nicht würde bemerkt haben. Dieser Nervenschwäche mag es zugeschrieben werden, daß sie, als ihre Augen zum zweytenmahle auf den Lehnstuhl fielen, der in einer dunkeln Ecke des Kabinets stand, das Gesicht ihres verstorbenen Vaters daselbst zu sehn glaubte. Sie stand einen Augenblick, die Augen auf den Fußboden geheftet, da, und verließ voll Angst das Kabinet. Bald aber kehrte ihr Muth wieder zurück; sie machte sich selbst einen Vorwurf, daß sie sich durch eine solche Schwachheit in einer so wichtigen Handlung stören ließe, und öffnete aufs neue die Thüre. St. Aubert hatte ihr die Diele so bezeichnet, daß es nicht möglich war, sie zu verfehlen, sie erkannte auch den Strich, den er ihr beschrieben hatte, und als sie darauf drückte, glitt die Diele herunter, und ließ sie das Bündel Papiere, nebst einigen einzeln zerstreuten, und die Börse, mit Golde sehn. Mit zitternder Hand nahm sie alles heraus, ließ die Diele wieder fallen, stand einen Augenblick still und wollte sich eben aufrichten, als ihre aufgeregte Fantasie sie dasselbe Gesicht im Stuhle sehen ließ. Dieses Bild — ein neuer Beweiß, welche unglückliche Wirkung Einsamkeit und Schmerz nach und nach bey ihr hervorgebracht hatten, warf ihre Stärke nieder; sie eilte schnell in das Zimmer und sank beynahe ohne Bewußtseyn in einen Stuhl. Die rückkehrende Vernunft besiegte bald diese furchtbare, aber beklagenswerthe Verirrung der Einbildungskraft, und sie ging wieder zu den Papieren, aber noch so sehr ausser sich, daß ihre Augen sich unwillkührlich auf die Züge einiger Blätter, die offen da lagen, heftete: sie war sich in diesem Augenblick nicht bewußt,

daß sie ihres Vater strenges Verboth verletzte, bis eine Stelle von schrecklichem Inhalt ihr Aufmerksamkeit und Gedächtniß zugleich wieder gab. Sie legte eilends die Papiere weg, allein die Worte, welche in gleichem Maaße Schrecken und Neugier bey ihr rege gemacht hatten, konnte sie nicht wieder aus ihren Gedanken verbannen. Je länger sie dabey verweilte, je mehr wurde ihre Einbildungskraft entflammt. Von der stärksten Begierde getrieben, dieß schreckliche Geheimniß weiter zu erforschen, fing sie an, ihr Versprechen, die Papiere zu vernichten, zu bereuen. Einen Augenblick zweifelte sie sogar, ob es recht seyn könnte, hier zu gehorchen, da so wichtige Gründe dafür sprachen, weitere Aufklärung zu suchen. Doch dauerte diese Unschlüssigkeit nur einen Augenblick.

„Ich habe ein feyerliches Versprechen gegeben, ein feyerliches Geboth zu beobachten, sagte sie zu sich selbst: und es liegt mir ob, zu gehorchen, nicht aber zu vernünfteln. Ich will eilen, die Versuchung aus dem Wege zu räumen, die meinen Frieden zerstören und mein Leben durch das Bewußtseyn eines unauslöschlichen Fehlers verbittern würde, so lange ich noch Kraft habe, ihr zu widerstehn."

Neu gestärkt durch das Gefühl ihrer Pflicht vollendete sie den Sieg der Rechtschaffenheit über die stärkste Versuchung, die sie noch je gekannt hatte, und überantwortete die Papiere den Flammen. Ihre Augen folgten der langsam verzehrenden Flamme; sie schauderte bey der Erinnerung an die eben gelesenen Worte, und bey der Überzeugung, daß die einzige Gelegenheit, sich jemahls Licht darüber zu verschaffen, nunmehr auf immer dahin war.

Lange nacher erst fiel ihr die Geldbörse ein;

und als sie im Begriff war, sie ungeöffnet in einen Schrank zu legen, merkte sie erst, daß etwas größeres als Münze darin war, und untersuchte es. „Seine Hand hat also hier geruht — sagte sie, indem sie einige Goldstücke küßte, und mit ihren Thränen benetzte — seine Hand, die nun Staub ist!" Unten im Beutel lag ein kleines Paket; nachdem sie es herausgenommen und ein Papier nach dem andern losgemacht hatte, fand sie ein elfenbeinernes Gehäuse mit dem Miniaturgemählde eines Frauenzimmers. Sie fuhr zusammen. — Dasselbe, rief sie, dasselbe, über welchem mein Vater weinte! So genau sie auch die Züge untersuchte, konnte sie sich auf niemand besinnen, dem es glich. Es war von seltner Schönheit, und Sanftmuth, von Gram beschattet, und von Ergebung gemildert, leuchtete daraus hervor.

St. Aubert hatte ihr keinen Auftrag wegen dieses Gemähldes gegeben, ja, er hatte seiner nicht einmahl gedacht, und sie glaubte sich also berechtigt, es zu behalten. Mehr als einmahl fiel ihr ein, mit welcher Wärme er von der Marquise von Villeroi gesprochen hatte, und sie war fast geneigt es für ihr Bildniß zu halten: doch fand sie keinen Grund, warum er ein Gemählde von dieser Dame aufbewahrt und noch mehr, warum er es mit solcher Rührung an jenem Abend sollte betrachtet haben.

Emilie staunte noch immer das Gesicht an; untersuchte die Züge, und wußte nicht, wo der Zauber saß, der ihre Aufmerksamkeit fesselte und ihr solche Empfindungen von Liebe und Mitleid einflößte. Dunkelbraunes Haar spielte nachläßig um die offne Stirne; die Nase war sanft gebogen, die Lippen sprachen ein Lächeln, allein es war ein schwermüthiges; die Augen waren blau und mit

einem unaussprechlich milden Ausdruck gen Himmel gerichtet, während die sanft bewölkte Stirne die feine Fühlbarkeit des Charakters verrieth.

Emilie wurde durch das Geräusch der Gartenthüre aus dem Nachdenken erweckt, worin die Betrachtung dieses Gemähldes sie versetzt hatte; sie sah ans Fenster, und wurde Valancourt gewahr, der auf das Schloß zukam. Ihre Seele war durch die Ideen, welche sie beschäftigt hatten, so sehr in Aufruhr gebracht, daß sie sich auffer Stande fühlte, ihn zu sehn, und erst einige Minuten in ihrem Zimmer zubringen mußte, um sich wieder zu fassen.

Als sie zu ihm herunter kam, fiel ihr die merkliche Veränderung in seinem Gesicht und Wesen auf die sie den Abend zuvor bey der Dämmrung und bey der Beschäftigung mit ihrem eignen Schmerz nicht bemerkt hatte. Allein Niedergeschlagenheit und Ermattung verschwanden auf einen Augenblick in dem Lächeln, welches sein Gesicht verklärte, als er sie wahrnahm. „Sie sehn, sagte er, daß ich mich der Erlaubniß, Ihnen Lebewohl zu sagen, bediene, die Sie mir gestern mit so viel Güte ertheilten.“

Emilie lächelte schwach und fragte ihn, um etwas zu reden, ob er sich lange in Gasconien aufgehalten hätte? „Nur wenige Tage, erwiederte Valancourt und erröthete sanft; meine Wanderschaft schien mir sehr langweilig, nachdem ich das Unglück gehabt hatte, mich von den Freunden zu trennen, die mir meine Reise zwischen den Pyrenäen so süß gemacht hatten.“

Bey diesen Worten trat Emilien eine Thräne ins Auge; er bemerkte es, und um ihre Aufmerksamkeit von der Erinnrung abzuleiten, die sie hervorgelockt hatte, und seine Kopflosigkeit wieder gut

zu machen, lenkte er das Gespräch auf andre Gegenstände — bewunderte die angenehme Lage des Schlosses und die schöne Aussicht. Emilie, der es sauer wurde, ein Gespräch zu führen, war froh, daß sich eine Gelegenheit fand, von gleichgültigen Dingen zu reden. Sie gingen die Terasse hinab, wo Valancourt über die Gegend am Flusse und die Aussicht auf die gegen über liegenden Ufer der Garonne in Entzücken gerieth.

Als er sich an die Mauer der Terasse lehnte und dem schnellen Strome der Garonne zusah, sagte er: vor einigen Wochen war ich auch an der Quelle dieses edlen Flusses. Ich war damahls noch nicht so glücklich Sie zu kennen, sonst würde ich mir Ihre Gegenwart gewünscht haben: denn die Scene schien ganz für Ihren Geschmack geschaffen. Der Fluß entspringt in der wildesten und erhabensten Gegend der Pyrenäen, die ich noch je gesehn habe.

Er beschrieb darauf diesen Wasserfall zwischen den Gebürgen, wo er anschwellend von den Gewässern, welche die Schneeberge herabrinnen, in das Thal Arran stürzte, zwischen dessen romantischen Anhöhen er hinschäumt und seinen Lauf nach Nordwesten verfolgt, bis er in den Plainen von Languedoc hervorgeht. Dann spült er die Mauern von Toulouse und gewinnt nach Nordwesten sich hinwindend, ein milderes Ansehen, indem er in seinem Laufe nach dem biscayischen Meerbusen die grünen Fluren von Gasconien und Guyenne befruchtet.

Emilie und Valancourt sprachen von den Scenen durch welche sie zwischen den Pyrenäischen Alpen gekommen waren. Eine sanfte Zärtlichkeit bebte in

seiner Stimme; oft sprach er mit allem Feuer des Genies, dann wieder schien er sich kaum bewußt, was er sagte, ohngeachtet er fortfuhr zu sprechen. Ihr Schweigen erinnerte endlich Valancourt, wie nahe sein Gespräch den Anlaß ihres Schmerzes berührte, und er vertauschte es mit einem andern, das aber nicht viel weniger rührend für sie war. Wenn er die Größe des Ahornbaumes bewunderte, der seine breiten Zweige über die Terasse ausbreitete, und sie jetzt mit seinem Schatten deckte, so erinnerte sie sich, wie oft sie hier mit St. Aubert saß, und auch ihn diesen schönen Baum bewundern hörte.

„Dieß war ein Liebligsbaum meines Vaters, sagte sie; er pflegte hier in den schönen Sommerabenden mit seiner Familie zu sitzen."

Valancourt verstand ihre Gefühle und schwieg. Hätte sie ihre Augen von der Erde aufgehoben, so würde sie Thränen in den seinigen gesehn haben. Er stand auf und lehnte sich an die Mauer, von wo er nach wenig Augenblicken in sichtlicher Bewegung wieder auf seinen Platz zurückkehrte. Emilie selbst fand ihre Kräfte so sehr erschöpft, daß sie vergebens versuchte, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Valancourt setzte sich wieder zu ihr, allein er war still und zitterte. Endlich sagte er mit stammelnder Stimme: ich bin im Begriff diese schöne Gegend — und Sie — vielleicht auf immer zu verlassen! Diese Augenblicke werden nie wiederkehren; ich kann sie nicht ungenutzt lassen, so sehr ich auch zittre zu reden. Ich fürchte, Ihr zartes Gefühl zu beleidigen, wenn ich es wage Ihnen die Bewundrung zu erklären, die ich ewig fühlen muß — o daß es mir dereinst vergönnt seyn möchte, es Liebe zu nennen!

Emilie war zu bewegt, um antworten zu kön-

nen, und Valancourt, der jetzt zu ihr aufzublicken wagte, sah ihr Gesicht sich verändern und glaubte sie einer Ohnmacht so nahe, daß er einen unwillkührlichen Versuch machte, sie zu unterstützen, welches Emilien zum Gefühl ihrer Lage und zur Anstrengung ihrer Kräfte wieder erweckte. Valancourt that nicht, als wenn er ihre Schwache bemerkte, allein der Ton seiner Stimme verrieth die zärtlichste Liebe. Ich will mich nicht erkühnen, sagte er, dieß Gespräch jetzt weiter fortzusetzen, allein vielleicht erlauben Sie mir doch zu sagen, daß diese Augenblicke des Scheidens vieles von ihrer Bitterkeit verlieren würden, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, daß diese Erklärung mich nicht für immer aus ihrer Gegenwart verbannt hat. —

Emilie machte einen neuen Versuch, die Verwirrung ihrer Sinne zu überwinden. Sie fürchtete, der entschiedene Vorzug, den ihr Herz Valancourt gab, möchte sie verleiten, ihm Hoffnungen zu geben, für die ihre Bekanntschaft noch zu jung war. Denn, so liebenswürdige Eigenschaften sie auch in dieser kurzen Zeit bey ihm bemerkt, und so sehr auch die Meinung ihres Vaters diese bey ihr geheiligt hatte, glaubte sie doch im Ganzen noch nicht genug von seinem Werthe überzeugt zu seyn, um sich über einen Punct zu entschließen, der so unendlich wichtig für das Glück ihres ganzen Lebens war. Doch war der Gedanke, Valancourt ganz zu entfernen, ihr so sehr schmerzhaft, daß sie es kaum ertragen konnte, dabey zu verweilen; und dieß Bewußtseyn ihrer Parteylichkeit machte sie noch unschlüssiger und furchtsamer, eine Bewerbung anzunehmen, für die ihr eignes Herz zu lebhaft sprach. Ihr Vater hatte Valancourts Familie, wenn auch

nicht seine Umstände, gekannt und ohne Tadel gefunden. Von den letztern hatte Valancourt selbst, so weit es die Delikatesse zuließ, ihr einen Wink gegeben, indem er sagte, daß er ihr wenig mehr anzubiethen hätte, als ein Herz, das sie anbethete. Er hatte nur um entfernte Hoffnung gefleht, und sie konnte sich nicht entschließen, sie ihm zu verbiethen, ohngeachtet sie sich eben so wenig ihn aufzumuntern getraute. Endlich faßte sie Muth zu sagen, daß sie sich durch die gute Meinung eines Mannes, den ihr Vater geschätzt hätte, sehr geehrt finden müsse.

„So hielt er mich wirklich seiner Achtung werth? sagte Valancourt mit einer von gewaltsamer Bewegung bebenden Stimme. Aber, fuhr er fort, verzeihn Sie die Frage: ich weiß kaum was ich rede. Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mich dieser guten Meinung nicht unwerth hielten, wenn Sie mir nur erlauben wollten, Sie zuweilen zu sehn, so würde ich Sie mit etwas verminderter Unruhe verlassen.“

Emilie sagte nach einem kleinen Stillschweigen: ich will aufrichtig gegen Sie seyn; denn ich weiß, daß Sie meine Lage fühlen und ihr etwas zu Gute halten werden. Sehn Sie diese Offenherzigkeit als einen Beweis meiner Achtung an. Ob ich gleich hier in dem Hause lebe, das ehemahls ach! meines Vaters war, lebe ich doch allein. Ich habe keinen Vater mehr — dessen Gegenwart Ihre Besuche gut heissen könnte; und Sie fühlen gewiß selbst, ohne daß ich weiter etwas sage, wie wenig schicklich es für mich seyn würde, sie jetzt anzunehmen.

„Ich darf es nicht läugnen, erwiederte Valancourt — aber, setzte er traurig hinzu, was soll

mich für meine Aufrichtigkeit trösten? Ich quäle Sie, und würde gern das Gespräch abbrechen, wenn ich nur die Hoffnung mit ihr nehmen dürfte, daß es mir einst erlaubt seyn wird, es zu erneuern, mich ihrer Familie bekannt zu machen."

Emilie war aufs neue verlegen, und aufs neue unschlüssig, was sie antworten sollte. Sie fühlte tief das Schwierige, das Traurige ihrer Lage, die keinen Verwandten, keinen Freund ließ, der sie in dieser bedenklichen Lage mit Rath unterstützen könnte. Madame Cheron, die ihre einzige Verwandtinn war, und billig diese Freundinn hätte seyn sollen, war entweder so sehr mit ihrem eignen Vergnügen beschäftigt, oder so empfindlich über die Abneigung, die ihre Nichte gezeigt hatte, La Vallee zu verlassen, daß sie ihre Hand ganz von ihr abgezogen zu haben schien.

Ach, ich sehe wohl, sagte Valancourt nach einer langen Pause, während welcher Emilie einigemahl zu sprechen angefangen und immer wieder abgebrochen hatte, daß ich nichts zu hoffen habe. Meine Besorgniß war nur zu gegründet; Sie halten mich Ihrer Achtung unwerth. Diese unglückliche Reise! die ich als die seeligste Zeit meines Lebens betrachtete! diese entzückenden Tage sollten also mein ganzes übriges Leben verbittern! Wie oft habe ich zwischen Hoffnung und Furcht auf sie zurückgesehn, doch konnte ich bis diesen Augenblick es nie über mich erhalten, ihren süßen Eindruck zu bereuen.

Seine Stimme stockte, und er verließ schnell seinen Platz, um auf die Terasse zu gehn. Ein Ausdruck von Verzweiflung lag auf seinem Gesicht der Emilien tief rührte. Das Vorwort ihres Herzens überwältigte einigermaßen ihre Furchtsamkeit, und

als er sich wieder niedersetzte, sagte sie mit einer Stimme, welche die zärtlichen Regungen ihres Herzens verrieth. „Sie thun sich selbst und mir unrecht, wenn Sie mich unfähig glauben, Ihren Werth zu fühlen; ich will Ihnen gestehn, daß Sie längst meine Achtung besessen haben, und daß ich —

Valancourt wartete ungeduldig auf den Schluß ihrer Rede, allein die Worte starben auf ihren Lippen — aus ihren Augen aber strahlten alle Regungen ihres Herzens wieder. Valancourt ging in einem Augenblick von dem Unmuth der Verzweiflung zu allem Entzücken der Freude und Zärtlichkeit über. O Emilie, meine Emilie! rief er aus — lehren Sie mich diesen Augenblick tragen — lassen Sie ihn mich als den heiligsten meines Lebens versiegeln!" —

Er drückte ihre Hand an seine Lippen — sie war kalt und zitternd — und als er zu ihr aufsah, fand er ihr Gesicht von einer Todtenblässe überzogen. Thränen kamen ihr zu Hülfe, und Valancourt hing voll ängstlicher Besorgniß über ihr. Nach wenig Augenblicken erhohlte sie sich wieder, und sagte mit einem matten Lächeln: „Können Sie mir diese Schwachheit verzeihen?" Meine Lebensgeister haben sich noch immer nicht von dem letzten Stoße erhohlt."

„Entschuldigen kann ich mich nicht, sagte Valancourt, allein ich will mich jetzt, da ich Sie mit der süßen Gewißheit, Ihre Achtung zu besitzen, verlassen darf, ein Gespräch zu erneuern enthalten, welches vielleicht beygetragen hat, Sie noch unruhiger zu machen."

Dann aber, seinen Vorsatz vergessend, sprach er aufs neue von sich selbst. Sie wissen nicht, sag-

te er, wie viele ängstliche Stunden ich in Ihrer Nähe zubrachte, wenn Sie vielleicht — wofern ein Gedanke von Ihnen mich aufzusuchen gewürdigt hat — mich weit entfernt glaubten. In den stillen Stunden der Nacht, wo kein Auge mich bemerken konnte, wandelte ich um Ihr Schloß. Es war mir süß, mich Ihnen so nahe zu wissen, und es lag ein eigner Zauber für mich in dem Gedanken, daß ich um Ihre Wohnung wachte: indeß sie schliefen. Diese Gegenden sind mir nicht ganz neu. Einmahl wagte ich mich in die Verzäunung, und brachte eine der glücklichsten und zugleich schwermüthigsten Stunden unter Ihrem Fenster zu.

Emilie fragte ihn, seit wie lange er schon in dieser Gegend gewesen wäre? „Seit einigen Tagen, antwortete er. Es war meine Absicht, mich der Erlaubniß, die Herr von St. Aubert mir ertheilt hatte, zu bedienen, allein ich weiß nicht, wie es kam; so sehnlich ich es auch wünschte, verließ mich doch immer der Muth, wenn der Augenblick selbst erschien und ich verschob immer meinen Besuch von einer Zeit zur andern. Endlich quartierte ich mich in ein Dorf nicht weit von hier und streifte mit meinen Hunden in dieser reizenden Gegend umher, stets mit dem Wunsche, Sie unterwegens anzutreffen und doch nie kühn genug, Sie zu besuchen."

Er sprach noch lange fort, ohne den Flug der Zeit zu bemerken, bis er sich endlich zu besinnen schien. „Ich muß gehn, sagte er traurig, allein ich gehe mit der Hoffnung, Sie wieder zu sehn — mich Ihrer Familie vorstellen zu dürfen — lassen Sie mich diese Hoffnung aus Ihrem Munde bestätigt hören!"

„Meine Familie wird sich freuen, einen Freund

meines verstorbenen Vaters zu sehen, sagte Emilie. — Valancourt zögerte noch immer, unvermögend, sich von ihr zu reissen. Emilie saß schweigend, den Blick zur Erde gesenkt, da, und Valancourt, der sie mit unverwandten Augen ansah, konnte den Gedanken nicht los werden, daß es ihm bald nicht mehr möglich seyn würde, auch nur in sein Gedächtniß den getreuen Abdruck dieses schönen Gesichtes zurückzurufen. In diesen Augenblick hörte Emilie schnelle Fußtritte hinter dem Ahornbaum heran rauschen; sie sah sich um, und erblickte Madame Cheron. Eine plötzliche Röthe schlich sich auf ihre Wangen und sie zitterte krampfhaft. — Doch stand sie sogleich auf, um ihren Besuch zu bewillkommnen. „So Nichte, sagte Madam Cheron, indem sie einen Blick voll Befremdung und forschender Neugier auf Valancourt warf — So Nichte, wie geht es Ihnen? Allein ich darf wohl nicht fragen; denn ich lese in Ihrem Gesicht, daß Sie Ihren Verlust bereits wieder zu ersetzen gewußt haben."

„So lügt mein Gesicht, Madame, mein Verlust kann nie wieder ersetzt werden!"

„Schon gut, schon gut; ich will nicht mit Ihnen streiten; ich sehe wohl, daß Sie ganz Ihres Vaters Charakter geerbt haben — allein wissen Sie, daß es weit besser für den armen Mann gewesen wäre, wenn er einen andern Charakter gehabt hätte."

Ein Blick voll Würde und Unwillen, den Emilie auf Madame Cheron warf, würde jedes andre Herz gerührt haben. Sie gab ihrer Tante keine andre Antwort, sondern stellte ihr Valancourt vor; er konnte seinen Unmuth kaum unterdrücken, und Madame Cheron erwiederte seinen

Gruß mit einer leichten Verbeugung und einem verächtlich forschenden Blick. Nach wenig Augenblicken empfahl er sich Emilien auf eine Art, die sowohl seinen Schmerz, selbst von ihr zu gehn, als sie in der Gesellschaft der Madame Cheron zurückzulassen, ausdrückte.

„Wer ist der junge Mann, sagte ihre Tante mit einem Tone, der zugleich Neugier und Tadel verrieth. Vermuthlich ein unnützer Anbeter von Ihnen; ich hätte Ihnen doch in der That mehr Gefühl von Schicklichkeit zugetraut, als in Ihrer jetzigen unbefreundeten Lage die Besuche eines jungen Mannes anzunehmen. Ich muß Ihnen sagen, daß die Welt diese Dinge bemerken und gewiß sehr frey darüber reden wird."

Über diese Unart höchst aufgebracht, versuchte Emilie sie zu unterbrechen; allein Madame Cheron wollte durchaus mit aller Selbstwichtigkeit einer Person, der die Ausübung der Gewalt etwas neues ist, fortfahren.

„Es ist durchaus nothwendig, daß Sie unter die Aufsicht einer Person kommen, die besser im Stande ist, Sie zu führen, als Sie selbst. Ich habe in der That zu einem solchen Geschäfte nicht viel Zeit; allein da es einmahl die letzte Bitte Ihres armen Vaters gewesen ist, auf Ihre Aufführung zu achten, so muß ich Sie wohl unter meine Aufsicht nehmen. Allein das muß ich Ihnen sagen, Nichte, wenn Sie sich nicht ganz meinem Willen gemäß betragen, so werde ich mich nicht länger um Sie bekümmern."

Emilie machte keinen Versuch, Madame Cheron zum zweytenmahle zu unterbrechen; Schmerz und Selbstgefühl ihrer Unschuld erhielten sie still

bis

bis ihre Tante sagte: ich bin jetzt gekommen, um Sie nach Toulouse abzuhohlen; es thut mir leid, daß Ihr armer Vater nach alledem, in so schlechten Umständen gestorben ist: doch will ich Sie mit mir nach Hause nehmen. Der arme Mann! er war immer mehr freygebig als klug; sonst würde er seine Tochter nicht so abhängig von seinen Verwandten zurückgelassen haben."

„Auch ist dieß, hoffe ich, nicht ganz der Fall, sagte Emilie kalt, und eben so wenig war die edle Großmuth, wodurch er sich immer auszeichnete an der Zerrüttung seiner Finanzen Schuld. Ich hoffe, daß die Angelegenheiten des Herrn von Motteville noch immer ohne zu großen Schaden für seine Gläubiger in Ordnung gebracht werden können, und während dieser Zeit werde ich recht gerne zu La Vallee bleiben."

„Ich zweifle nicht daran, versetzte Madame Cheron mit spöttischem Lächeln, und gewiß werde ich es zugeben, da ich sehe, wie nothwendig Sie Ruhe und Einsamkeit zur Wiederherstellung Ihrer Gemüthsruhe bedürfen. Ich hätte Sie nicht so vieler Verstellung fähig gehalten, Nichte. Als Sie diese Entschuldigung vorschützten, war ich treuherzig genug, sie für wahr zu halten, und hätte mir nicht träumen lassen, einen so angenehmen Gesellschafter, als dieser Herr La Val — ich vergesse den Nahmen — bey Ihnen zu finden?"

Emilie konnte die Unwürdigkeiten nicht länger ertragen. Es war eine sehr gegründete Entschuldigung, Madame, sagte sie, und ich fühle jetzt in der That mehr als je, den Werth der Einsamkeit, nach der ich mich damahls sehnte. Wenn die Absicht Ihres Besuchs, wie es scheint, bloß dahin ging, das Leiden Ihrer armen, verwaisten Nich-

te durch Beleidigungen noch mehr zu schärfen, so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie vielleicht besser gethan hätten, sich ihn zu ersparen.

„Ich sehe, daß ich ein sehr lästiges Geschäfte übernommen habe, sagte Madame Cheron, hoch erröthend." — „Ich bin überzeugt, Madame, sagte Emilie sanft, indem sie ihre Thränen zurückzuhalten suchte, daß mein Vater es nicht dafür hielt. Es ist mein Trost, zu denken, daß mein Betragen unter seinen Augen stets so war, als er es gut hieß und äusserst kränkend müßte es für mich seyn, der Schwester eines solchen Vaters nicht zu gehorchen — ja wenn Sie glauben, daß dieß Geschäft Ihnen wirklich so lästig seyn wird, so muß ich beklagen, das es Ihnen anvertraut wurde."

„Schon gut, Nichte. Schöne Worte machen es nicht aus. Indessen bin ich in Rücksicht meines armen Bruders bereit, das Unschickliche Ihres Betragens dießmahl zu übersehn, und zu versuchen, wie Sie sich künftig aufführen werden."

Emilie unterbrach sie mit der Bitte, ihr zu sagen, was sie unter dieser Unschicklichkeit verstände.

„Was ich darunter verstehe! Ist es nicht die höchste Unschicklichkeit, Besuche von einem Liebhaber anzunehmen, den Ihre Familie nicht kennt! erwiederte Madame Cheron, ohne an die Unschicklichkeit zu denken, deren sie sich selbst schuldig machte da sie ihre Nichte der Möglichkeit eines solchen Fehlers aussetzte."

Eine schwache Röthe überzog Emiliens Gesicht; Stolz und Betrübniß kämpften an ihrer Brust, und ehe sie sich besann, daß der Anschein ihrer Tante Argwohn einigermaßen rechtfertigte, konnte sie es nicht über sich erhalten, sich in die Vertheidigung eines Betragens einzulassen, das von ihrer

Seite so unschuldig und absichtslos gewesen wär. Sie erzählte nun, auf welche Art Valancourt mit ihrem Vater bekannt geworden wäre; den Umstand mit den Flintenschuß und ihr Zusammenreisen nachher — so wie den bloßen Zufall, der ihn den Abend vorher zu ihr führte. Sie gestand, daß er seine Neigung für sie erklärt und um Erlaubniß gebeten hätte, sich an ihre Familie zu wenden."

„Und sagen Sie mir doch, wer ist den eigentlich dieser junge irrende Ritter, was hat er für Anspruch? Er muß sich hierüber selbst erklären, sagte Emilie; mein Vater kannte seine Familie und ich glaube, daß sie ohne Tadel ist." Sie fuhr nun fort, alles zu sagen, was sie von ihm wußte.

„So so, es ist also ein jüngerer Bruder, wie es scheint, rief ihre Tante, und folglich ein Bettler. In der That eine schöne Geschichte! So hat also mein Bruder nach einer Bekanntschaft von wenig Tagen ein so wunderbares Gefallen an diesem jungen Menschen gefunden? — allein das sieht ihm ähnlich. In seiner Jugend fand er immer ein solches Gefallen und Misfallen, wo kein andrer Mensch einen Grund dazu sah; ja ich muß wirklich sagen, daß die Leute, die ihm nicht gefielen, mir oft gerade die angenehmsten waren: allein über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Er ließ sich immer so sehr von den Gesichtern der Leute einnehmen. Ich für meinen Theil habe keinen Begriff davon, und halte dieß alles für lächerliche Grillen. Was hat doch wohl das Gesicht eines Mannes mit seinem Charakter zu schaffen? Kann ein Mann von gutem Charakter etwas dafür, wenn er ein unangenehmes Gesicht hat?" Madame Cheron sprach diese letzte Sentenz mit der entscheidenden Miene einer Person aus, die sich selbst Glück wünscht.

eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, und einen unwiderleglichen Machtspruch gethan zu haben glaubt.

Emilie, die dem Gespräch ein Ende zu machen wünschte, fragte ihre Tante, ob sie nicht einige Erfrischungen zu sich nehmen wollte, und Madame Cheron begleitete sie ins Schloß ohne aber von einem Gegenstande abzubrechen, den sie mit so viel Wohlgefälligkeit gegen sich selbst, und mit so viel Strenge gegen ihre Nichte verhandelte.

„Es thut mir leid zu sehn, Nichte, sagte sie auf eine Äusserung Emiliens über Physiognomik, daß Sie viele von Ihres Vaters Vorurtheilen angenommen haben, worunter auch diese plötzlichen Neigungen für Leute um ihres Gesichts willen gehören. Ich merke wohl, daß Sie sich einbilden, nach einer Bekanntschaft von wenig Tagen heftig verliebt in diesen jungen Ritter zu seyn. Es war auch etwas so allerliebst romanhaftes in der Art Ihrer Zusammenkunft.“

Emilie preßte die Thränen zurück, die in ihren Augen zitterten. Wenn mein Betragen wirklich diese Strenge verdienen wird, Madame, so werden Sie wohl thun, sie mich empfinden zu lassen; bis dahin aber sollte doch wenigstens Gerechtigkeit, wenn nicht Zärtlichkeit, Sie zurückhalten. Ich habe Sie nie vorsätzlich beleidigt, und jetzt, da ich meine Ältern verloren habe, sind Sie die einzige Person, von der ich Freundlichkeit und Güte erwarten kann. Lassen Sie mich nicht mehr als je den Verlust solcher Ältern beklagen. Die letzten Worte wurden beynahe durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen erstickt, und sie brach in Thränen aus. Die Erinnerung an die Delikatesse und Zärtlichkeit, welche St. Aubert ihr immer bewies; an die glücklichen Tage, welche sie hier zubrachte drang-

te sich ihr auf, und wenn sie das rauhe, fühllose Betragen der Madame Cheron, die Demüthigungen, welche in Zukunft in dieser Gesellschaft auf sie warten mußten, damit verglich, so bemächtigte sich ihrer ein Grad von Schmerz, der beynahe an Verzweiflung grenzte. Madame Cheron, die sich mehr durch den Vorwurf, der in Emiliens Worten lag, beleidigt, als durch ihren Schmerz gerührt fühlte, sagte nichts um sie zu beruhigen; allein ohngeachtet sie sich stellte, als wäre es ihr nicht angenehm, ihre Nichte bey sich aufzunehmen, wünschte sie doch im Grunde nichts sehnlicher. Die Liebe zu herrschen war ihre Hauptleidenschaft, und sie wußte, wie sehr diese dadurch gekitzelt werden mußte, wenn sie eine junge Waise in ihr Haus nahm, die gegen ihre Machtsprüche nichts einwenden durfte, und an der sie ohne Zwang jede üble Laune des Augenblicks auslassen konnte.

Sobald sie das Schloß betraten, äusserte Madame Cheron den Wunsch, daß sie alles, was sie nach Toulouse mitzunehmen dächte, einpacken möchte, weil sie auf der Stelle abreisen wollte. Emilie suchte sie nun zu bereden, ihre Abreise wenigstens bis zum andern Tage zu verschieben, und es gelang ihr endlich mit vieler Mühe.

Der Tag verstrich in Ausübung kleiner Tyranneyen von Madame Cherons, und in trauriger Rückerinnerung und schwermüthigen Vorgefühl von Emiliens Seite. Sobald ihre Tante sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, ging sie, um noch einmahl von allen andern Zimmern in dieser geliebten Heimath, die sie nun bald, auf wer weiß wie lange verlassen, und mit einer Welt, in der sie ganz fremd war, vertauschen sollte, Abschied zu nehmen. Sie konnte eine bange Ahndung, die sich

ihr wiederhohlt aufdrängte, als würde sie La Vallee nie wieder sehn, nicht los werden. Nachdem sie lange Zeit in ihres Vaters Bibliothek verweilt, einige von seinen Lieblingsbüchern, um sie mit ihren Kleidern einzupacken, ausgesucht, und manche Thräne beym Abwischen des Staubes vergossen hatte, setzte sie sich in seinen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch, und blieb da, in traurigen Betrachtungen verloren, bis Therese die Thüre aufmachte, um ihrer Gewohnheit nach, ehe sie zu Bette ging, zu sehn, ob alles ruhig wäre. Sie fuhr zusammen, als sie ihre junge Herrschaft sah; Emilie aber ließ sie hereinkommen und trug ihr auf, das Schloß zu ihrer Aufnahme stets bereit zu halten.

„Ach, warum müssen Sie es doch je verlassen! Nach meinen dummen Verstand zu urtheilen, würden Sie es hier besser haben, als wo Sie hingehn. Emilie antwortete nichts auf diese Bemerkung: die Betrübniß, welche Therese über ihre Abreise äusserte, rührte sie; allein sie fand einigen Trost in der einfachen Anhänglichkeit dieser treuen Alten, und trug ihr auf, sich während ihrer Abwesenheit nichts zu versagen, was ihr zur Bequemlichkeit oder Erleichterung gereichen könnte.

Nachdem sie Theresen zu Bette geschickt hatte, durchwanderte Emilie noch jedes einsame Zimmer des Schlosses. Am längsten verweilte sie in ihres Vaters ehemahligem Schlafzimmer von schwermüthigen, wiewohl nicht unangenehmen, Empfindungen durchdrungen. Zu wiederhohltenmahlen kehrte sie an der Thüre wieder zurück, um noch einen Blick auf das Zimmer zu werfen, bis sie sich endlich in das ihrige begab. Sie sah aus ihrem Fenster in den Garten herunter, auf welchen der hinter den Spitzen der Palmbäume hervorgehende

Mond ein schwaches Licht warf. Die ruhige Schönheit der Nacht erhöhte das Verlangen in ihr, sich noch einmahl die wehmüthig süße Befriedigung zu verschaffen, den geliebten Schatten ihrer Kindheit Lebewohl zu sagen. Sie warf einen leichten Schleyer über, und ging stillschweigend in den Garten hinab, wo sie, froh noch einmahl die Luft der Freyheit zu athmen, und unbemerkt seufzen zu können, nach dem fernen Lustwäldchen eilte. Die tiefe Ruhe der Gegend, der süße Wohlgeruch, der auf dem Lüftchen schwebte, die Größe des weiten Horizonts und des klaren blauen Himmels sänftigte den Sturm ihrer Seele und erhub sie allmählig zu der erhabnen Beschauung, welche die Übel dieser Welt unsern Augen so klein und unbedeutend macht, daß wir uns wundern, wie sie uns nur einen Augenblick beunruhigen konnten. Emilie vergaß Madame Cheron und alle ihre Mishandlungen, während ihre Gedanken zu der Betrachtung dieser zahllosen Welten aufstiegen, die in den Tiefen des Äthers zerstreut zu tausenden vielleicht dem menschlichen Auge verborgen und beynahe über den Flug der menschlichen Fantasie hinaus liegen. Sie verfolgte ihren Weg durch das Wäldchen nach der Terasse — oft aber stand sie tiefsinnig still, wenn das Gedächtniß die Qualen der leidenden Liebe erweckte und sie im Geiste die Abgeschiedenheit sah, der sie entgegen zu gehn im Begriff stand.

Jetzt stand der Mond hoch über den Wäldern, färbte ihre Spitzen mit bleichem Lichte und schoß zwischen dem Laube lange Strahlen hin, während unten auf der rauschenden Garonne der zitternde Glanz vom zartesten Nebel schwach verhüllt ward. Emilie betrachtete lange den spielenden Schimmer,

hörte dem sanftem Gemurmel des Stroms und dem noch leisern Wehen des Lüftchens zu, das von Zeit zu Zeit zwischen den hohen Palmbäumen säuselte. „Wie entzückend ist der süße Duft dieser Wälder, rief sie, wie lieblich die Gegend! Ach! wie oft werde ich mich ihrer erinnern und sie beseufzen, wenn ich weit entfernt bin! Was wird sich nicht vielleicht alles mit mir zutragen, bis ich sie wieder sehe! O friedliche, beglückende Schatten! Scenen meiner kindischen Freuden, der väterlichen Zärtlichkeit, die nun auf ewig dahin ist! warum muß ich euch verlaßen! In eurer Einsamkeit würde ich noch immer Sicherheit und Ruhe finden. Süße Stunden meiner Kindheit — ich stehe jetzt im Begriff selbst von euren letzten Denkmälern zu scheiden. Keine Gegenstände, die euer Bild wieder auffrischen könnten, werden mir übrig bleiben!"

Sie trocknete ihre Thränen und blickte aufwärts; göttliche Ruhe schlich sich wieder in ihr Herz, stillte sein Klopfen und begeisterte sie aufs neue mit Hoffnung, mit Zuversicht und Ergebung in den Willen der Gottheit, deren Werke ihre Seele mit Anbetung erfüllten.

Emilie sah lange den Ahornbaum an, und setzte sich dann zum letztenmahl auf die Bank unter seinen Schatten, wo sie so oft mit ihren Ältern und noch vor wenig Stunden mit Valancourt gesessen hatte. Bey der Erinnrung an ihn stieg ein gemischtes Gefühl von Achtung, Zärtlichkeit und banger Furcht in ihrer Seele auf. Sie erinnerte sich an sein letztes Geständniß, daß er oft in der Nacht in der Nähe ihrer Wohnung umher gewandert und sogar sich in die Grenze des Gartens gewagt hatte, und plötzlich fiel ihr der Gedanke ein, daß er vielleicht gerade in diesem Augenblick hier umherirrte. Scheue

Besorgniß, ihn zu treffen, und sich vielleicht dem gegründeten Tadel ihrer Tante auszusetzen, wenn sie erführe, daß sie in einer so nächtlichen Stunde ihren Liebhaber hier gesprochen hatte, trieb sie sogleich von ihrem geliebten Ahornbaume weg, nach dem Schlosse. Sie warf einen ängstlichen Blick umher, und stand oft einen Augenblick still um die schattigte Gegend zu untersuchen, ehe sie weiter zu gehn wagte — allein sie bemerkte kein lebendiges Wesen, bis sie bey einigen Mandelbäumen, die nicht weit vom Hause in dichten Haufen standen, verweilte, um noch einen Scheideblick auf den Garten zu werfen, und noch einmahl ein Lebewohl zu seufzen. Als ihre Augen über die Landschaft hinirrten, glaubte sie jemand aus dem Wäldchen hervorkommen, und langsam eine vom Monde beleuchtete Allee hinauf gehn zu sehn — allein die Entfernung und das unvollkommne Licht ließ sie nicht mit Gewißheit unterscheiden, ob diese Erscheinung Fantasie oder Wirklichkeit war. Sie blieb noch ein Weilchen stehen, bis sie in der Todtenstille der Luft ein plötzliches Geräusch hörte, und gleich darauf Fußtritte nicht weit von sich zu unterscheiden glaubte. Sie hielt sich keinen Augenblick länger mit Vermuthung auf, sondern eilte ins Schloß, wo sie aus ihrem Kammerfenster noch einmahl in den Garten sah; als sie das Fenster zumachte, glaubte sie deutlich eine Gestalt zu sehn, die zwischen den Mandelbäumen hinschlich, die sie eben verlassen hatte. Sie zog sich sogleich vom Fenster zurück, und suchte, so aufgeregt auch ihre Lebensgeister waren, im Schlummer die Erquickung einer kurzen Vergessenheit.

Eilftes Kapitel.

Der Wagen, der Madame Cheron und Emilien nach Toulouse bringen sollte, erschien in aller Frühe vor der Thüre des Schlosses, und Emilie fand ihre Tante bereits im Frühstückszimmer. Sie war still und traurig, und Madame Cheron, deren Eitelkeit durch das niedergeschlagene Wesen ihrer Nichte beleidigt wurde, machte ihr mit einer Art, welche nicht dienen konnte, sie zu erheitern, Vorwürfe darüber. Mit vieler Schwierigkeit wurde Emiliens Bitte, den kleinen Hund, ihres Vaters ehemahligen Liebling, mitnehmen zu dürfen, zugestanden. Ihre Tante, voll Ungeduld fortzukommen, ließ den Wagen vorfahren, und Emilie konnte im Vorbeygehn nur noch einen letzten Scheideblick in die Bibliothek und auf den Garten werfen. Die alte Therese stand an der Thüre, um von ihrem jungen Fräulein Abschied zu nehmen. „Gott erhalte Sie," rief sie ihr zu, während Emilie ihr die Hand drückte und nur mit einem erzwungenen Lächeln antworten konnte.

Vor dem Thore, das aufs Feld ging, hatten sich verschiedne von ihres Vaters Armen versammlet, um ihr Lebewohl zu sagen. Sie würde gern noch mit ihnen gesprochen haben, wenn ihre Tante dem Kutscher erlaubt hätte, still zu halten; so aber begnügte sie sich, beynahe alles Geld, was sie bey sich hatte, unter sie auszutheilen, und sank dann, sich ganz ihrer stummen Schwermuth hingebend, in den Wagen zurück. Ihre Seele wurde von traurigen Vorstellungen zu sehr eingenommen, als daß sie

auf die Unterhaltung der Madame Cheron von unwichtigen Gegenständen hätte achten können, so daß sie bald in tiefem Stillschweigen dahin fuhren.

Valancourt war indessen, das Herz mit Emiliens Bilde erfüllt, nach Estuviere zurückgekehrt. Oft gab er sich Träumen künftiger Glückseeligkeit hin, öfter aber peinigte ihn die Besorgniß, bey Emiliens Familie Wiederspruch zu finden. Er war der jüngere Sohn aus einer alten Familie in Gasconien; und da er früh seine Ältern verloren hatte, war die Sorge seiner Erziehung und die Verwaltung seines kleinen Erbtheils, seinem Bruder, dem Grafen Düvarney, der beynahe um zwanzig Jahre älter war, anheim gefallen. Valancourt war in allen Kenntnißen seines Zeitalters unterrichtet worden, und sein feuriger Geist, mit angeborner Seelengröße verbunden, zeichnete ihn vorzüglich in den körperlichen Übungen, die man damahls für ritterlich hielt, aus. Sein kleines Vermögen hatte durch die nothwendigen Ausgaben zu seiner Erziehung sehr gelitten, allein La Valancourt der ältere schien zu glauben, daß Genie und Talente den Mangel zeitlicher Güter bey ihm ersetzen würden. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, ihn beym Militair, beynahe der einzige Stand, den damahls ein Edelmann, ohne sich zu beschimpfen, wählen konnte, vortheilhaft unterzubringen und er wurde bey der Armee enrollirt. Allein sein Bruder verstand sich wenig auf seinen eigentlichen Charakter. Dieß Feuer für alles was gut und groß in der moralischen Welt sowohl, als in der physischen ist, verrieth sich schon in seinen Kinderjahren, und der starke Unwillen, den er bey schlechten oder niedrigen Handlungen empfand und äusserte, zog ihm oft Vorwürfe seines Lehrers zu, der ihm diese wil-

den Ausbrüche eines heftigen Temperaments, wie er es hieß, verwies; der aber selbst, wenn er über die Tugenden der Sanftmuth und Mäßigung sprach, die Sanftmuth und das Mitleidsgefühl zu vergessen schien, die sein Mündel stets gegen Unglückliche zeigte.

Er hatte eben Urlaub von seinem Regiment erhalten, als er die Reise in die Pyrenäen machte, der er seine Bekanntschaft mit St. Aubert verdankte; und da dieser Urlaub beynahe verlaufen war, lag es ihm um so mehr am Herzen, sich Emiliens Familie zu erklären; er hatte alle Ursache Widerspruch zu befürchten; denn wenn auch sein Vermögen mit einem mäßigen Zuschuß von dem ihrigen hinreichte, sie zu unterhalten, so war es doch bey weitem nicht groß genug, um Pläne der Eitelkeit oder des Ehrgeitzes auszuführen. Valancourt war vom letztem nicht ganz frey, allein er sah goldne Berge bey der Armee vor sich, und glaubte, daß er indessen mit Emilien sehr glücklich mit seinem kleinen Einkommen leben könnte. Er dachte jetzt einzig darauf, sich ihrer Familie bekannt zu machen, und hoffte von Emilien, deren schnelle Abreise von La Vallee er nicht wußte, eine Adresse zu diesem Zweck zu erhalten.

Indessen setzten die Reisenden ihre Reise fort; Emilie versuchte oft, fröhlich zu scheinen, und fiel nur zu oft in Schweigen und Niedergeschlagenheit zurück. Madame Cheron, die ihre Schwermuth einzig auf Rechnung der Trennung von ihrem Liebhaber setzte, und die Betrübniß, welche Emilie noch immer über St. Auberts Verlust blicken ließ, mehr für Affektation als für wahres Gefühl hielt, suchte es lächerlich zu machen, daß man einen so tiefen

Schmerz noch so lange nach der ihm gewöhnlich zugestandnen Zeit fühlen könnte.

Diese unangenehmen Vorlesungen wurden endlich durch die Ankunft der Reisenden zu To..use unterbrochen. Emilie, die seit vielen Jahren nicht dort gewesen war, und sich des Orts nur dunkel erinnerte, erstaunte über die Pracht, welche in ihrer Tante Hause herrschte; und vielleicht um so mehr, da sie so ganz gegen die bescheidne Eleganz abstach, an die sie gewöhnt war. Sie folgte Madame Cheron durch einen großen Saal, wo verschiedne Bedienten in reichen Livreen prangten, in ein Prunkzimmer, das mit mehr Pracht als Geschmack ausstaffirt war. Ihre Tante, die sehr über Ermüdung klagte, befahl das Abendessen sogleich anzurichten. „Ich bin herzlich froh, sagte sie, und warf sich auf einen Sopha hin, wieder in meinem eignen Hause zu seyn und meine eignen Leute um mich zu haben. Ich verabscheue das Reisen, ob ich es gleich eigentlich lieben sollte, denn was ich auswärts sehe, macht mir mein eignes Schloß nur doppelt angenehm. Warum sind sie so still, Kind? Was fehlt Ihnen denn jetzt?"

Emilie unterdrückte eine Thräne, die ihr ins Auge stieg, und suchte den Ausdruck eines gepreßten Herzens hinweg zu lächeln: sie dachte an ihre Heimath, und fühlte den Hochmuth und die pralerische Eitelkeit der Madame Cheron zu sehr. Kann dieß wirklich meines Vaters Schwester seyn? sagte sie zu sich selbst, und die Überzeugung, daß sie es wirklich war, erwärmte ihr Herz mit etwas freundlichern Gefühlen, — sie wünschte nun, den harten Eindruck, den ihrer Tante Charakter auf ihr Gemüth gemacht hatte zu mildern, und sich gefällig und bereitwillig gegen sie zu zeigen. Es mislang

ihr nicht ganz, sie hörte mit anscheinendem Wohlgefallen zu, wie Madame Cheron sich über die Pracht ihres Hauses ausließ, von den vielen Gesellschaften, die sie hielte und von dem, was sie aus Emilien zu machen dächte, sprach. Emiliens Furchtsamkeit hatte das Ansehn einer Zurückhaltung, die ihre Tante für Stolz und Unwissenheit zugleich hielt, und ihr Vorwürfe darüber machte. Emilie war oft über das dreiste Betragen, daß sie an andern hatte bewundern sehn und über das glänzende Nichts, dem sie Beyfall zollen hörte, erröthet: allein dieser Beyfall, weit entfernt, sie zur Nachahmung des Betragens, dem er ertheilt wurde, zu reizen, machte vielmehr, daß sie sich in die Zurückhaltung einhüllte, die sie vor solchen Thorheiten schützen konnte.

Madame Cheron betrachtete die Furchtsamkeit ihrer Nichte beynahe mit Verachtung und suchte mehr, sie durch Vorwürfe niederzudrücken, als ihr durch sanftes Entgegenkommen Muth zu machen.

Das Auftragen des Abendessens unterbrach einigermaßen das wohlgefällige Gespräch der Madame Cheron und die peinlichen Betrachtungen, welche sich Emilien dabey aufdrangen. Nachdem die Mahlzeit, die durch die Aufwartung einer großen Menge von Bedienten, und durch einen Überfluß von Gerichten, ein prunkhaftes Ansehn gewann, vorüber war, begab Madame Cheron sich in ihr Schlafzimmer und ein Mädchen erschien, um Emilien in das ihrige zu führen. Nachdem sie eine große Treppe hinaufgestiegen und verschiedene Gänge passirt waren, kamen sie an eine Hintertreppe, die nach einem entlegenen Theile des Schlosses führte, und hier öffnete der Bediente die Thüre eines kleinen Zimmers, das wie er sagte, für

Fräulein Emilien bestimmt wäre, die nun endlich, da sie sich wieder allein sah, den Thränen, die sie so lange zu unterdrücken sich bemüht hatte, freyen Lauf ließ.

Ihres Vaters Schooßhündchen, der jetzt bey ihr im Zimmer war, däuchte sie ein Freund zu seyn, und als das Thier um sie herum hüpfte als sie weinte, und ihr die Hände leckte, sagte sie: armer Manchon, ich habe jetzt niemand mehr, der mich lieb hat, als dich. Ihre Thränen flossen reichlicher. Bald aber fielen ihres Vaters Ermahnungen ihr ein; sie erinnerte sich, wie oft er sie getadelt hatte, daß sie einem fruchtlosen Grame nachhinge, wie oft er sie auf die Nothwendigkeit der Stärke und Geduld aufmerksam gemacht, und ihr gesagt hatte, daß Übung die Kräfte der Seele stärkt, bis sie endlich den Kummer entnerven und gänzlich besiegen. Diese Erinnerungen trockneten ihre Thränen, sänftigten allmählig ihre Lebensgeister und befeuerten sie mit einem süßen Eifer, Vorschriften auszuüben, die ihr Vater ihr so oft eingeprägt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Madame Cherons Haus lag nicht weit von der Stadt Toulouse entfernt, und war von großen Gärten umgeben, in welchen Emilie, die früh aufgestanden war, vor dem Frühstück spatzieren ging. Von einer Terasse, die auf der höchsten Gegend des Gartens hinlief, hatte man eine weite Aussicht auf Languedoc. Im fernen Horizont nach Süden

hin entdeckte sie die wilden Spitzen der Pyrenäen und ihre Fantasie mahlte ihr sogleich die grünen Fluren Gasconiens zu ihren Füßen. Ihr Herz bezeichnete ihr ihre friedliche Heimath — die Nachbarschaft, wo Valancourt war — wo St. Aubert gewesen war, und ihre Einbildungskraft, der den Schleyer der Entfernung durchdrang, zauberte diese Heimath in all ihrer interessanten, romantischen Schönheit vor ihre Augen. Unachtsamkeit auf die Scene, die unmittelbar vor ihr lag, und auf den Flug der Zeit blieb sie gelehnt an das Fenster eines Pavillons, der die Terasse schloß, stehen, die Augen starr auf Gasconien geheftet, und die Seele voll von den interessanten Vorstellungen, welche der Anblick in ihr erweckte, bis ein Bedienter kam, um sie zum Frühstück zu rufen. Sie sah sich nun plötzlich wieder aus den Träumen der Fantasie in die Wirklichkeit der Gegenwart versetzt, und die schnurgeraden Gänge, die viereckigten Blumenbeete, und Springbrunen des Gartens mußten nothwendig einen doppelt widrigen Eindruck auf sie machen, da sie den ungekünstelten Reizen und natürlichen Schönheiten der Gegend um La Vallee entgegen standen, womit ihre Erinnrung sich so innigst beschäftigt hatte.

„Wo sind Sie denn so frühe herumgelaufen? sagte Madame Cheron, als ihre Nichte ins Zimmer trat. Ich liebe diese einsamen Spatziergänge nicht.“ Es befremdete Emilien sehr, daß die Gärten — denn sie sagte ihrer Tante, daß sie nicht weiter gewesen wäre — mit in dem Verboth begriffen schienen. „Ich wünschte, daß Sie nicht wieder so früh ohne Begleitung ausgehen möchten, sagte Madame Cheron. Meine Gärten sind sehr groß, und man darf einem jungen Mädchen, das

zu

zu La Vallee Bestellungen im Mondenschein machen konnte, auch an andern Orten nicht allzuviel trauen.

Emilie, äusserst befremdet und beleidigt, vermochte kaum, sich eine Erklärung dieser Worte auszubitten, und als sie es endlich that, weigerte sich ihre Tante durchaus, sie zu geben, ob sie gleich durch strenge Blicke und halbabgebrochne Worte Emilien zu verstehn zu geben suchte, daß sie recht gut um gewisse von ihr begangne Fehltritte wisse. Das Selbstbewußtseyn der Unschuld konnte nicht verhindern, daß eine Röthe sich auf Emiliens Wange schlich.

Emilie, die nicht zweifeln konte, daß ihrer Tante Irrthum daher rühre, daß sie an dem Abend vor ihrer Abreise von La Vallee ihren nächtlichen Spatziergang bemerkt hätte, erzählte mit aller Unbefangenheit der Unschuld die Veranlassung dazu. Madame Cheron lächelte verächtlich, weil es ihr entweder nicht beliebte, diese Erklärung für gültig aufzunehmen, oder weil sie ihre Einwendungen dagegen nicht sagen mochte — und nicht lange darauf schloß sie das Kapitel mit den Worten: ich baue niemahls auf die Worte der Leute, sondern beurtheile sie nach ihren Handlungen, doch bin ich nicht abgeneigt zu versuchen, wie Ihre Aufführung in Zukunft seyn wird.

Emilie, die weniger über ihrer Tante Mäßigung und geheimnißvolles Schweigen, als über die Anklage, die sie vernehmen mußte, erstaunte, dachte tief darüber nach, und zweifelte nunmehr kaum, daß die Person, welche sie des Nachts in den Gärten zu La Valle gesehn hatte, Valancourt gewesen seyn müsse, und daß Madame Cheron ihn dort bemerkt hätte. Diese schien ein peinliches Ge-

spräch nur zu verlassen, um zu einem andern überzugehn; sie kam auf die Angelegenheiten ihrer Nichte, und auf ihr Vermögen, das sich in des Herrn Motteville Händen befand. Indem sie so mit pralerischem Mitleid von Emiliens Unglück sprach, ermangelte sie nicht, sich über die Pflichten der Demuth und Dankbarkeit auszubreiten, und es Emilien recht deutlich fühlbar zu machen, daß sie nicht bloß von ihrer Tante, sondern auch von ihrer Tante Gesinde als eine Abhängige betrachtet wurde.

Sie hörte nun, daß eine große Gesellschaft zu Tisch erwartet würde; Madame Cheron wiederhohlte bey dieser Gelegenheit den Unterricht vom vorigen Abend wegen ihres Betragens in Gesellschaft, und Emilie wünschte, daß sie Muth genug haben möchte, ihn zu befolgen. Endlich zog sie sich zu ihrer Toilette, dem Throne ihrer Huldigung zurück, und Emilie ging in ihr Zimmer; um ihre Bücher auszupacken, und zu versuchen, ob sie sich bis zur Stunde des Ankleidens durch Lesen erheitern könnte.

Mit einer Furchtsamkeit, die sie trotz alles Bemühens nicht überwinden konnte, und die durch das Bewußtseyn, von Madame Cheron scharf beobachtet zu werden, vermehrt wurde, trat Emilie in den Saal. Ihre Trauerkleidung, die sanfte Niedergeschlagenheit ihres Gesichts und die zurückhaltende Bescheidenheit ihres Betragens machten sie für viele in der Gesellschaft zu einem sehr interessanten Gegenstand. Sie erkannte unter ihnen den Signor Montoni und seinen Freund Cavigni — die sie das letztemahl bey Quesnels gesehen hatte; sie schienen mit der Vertraulichkeit alter Bekannten mit Madame Cheron zu sprechen, die ihnen mit besonderm Wohlgefallen zuhörte.

Dieser Signor Montoni hatte in seinem We-

sen eine gewisse Superiorität, etwas Beseeltes und Geistvolles, das jedem, der sich ihm nahte, eine gewisse Achtung abzuzwingen schien. Seine Züge verriethen unverkennbar einen schnellen Scharfblick, allein er hatte sie, so wie die Gelegenheit es forderte, unbedingt in seiner Gewalt, und man hätte an diesem Tage mehr als einmahl den Triumph der Kunst über die Natur darauf entdecken können. Emilie fühlte Bewundrung, aber nicht die Bewundrung, die zur Achtung führt: die ihrige war mit einer gewissen Furcht vermischt, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte.

Cavigni war munter und einschmeichelnd wie ehemahls und ohngeachtet er seine Aufmerksamkeit beynahe einzig der Madame Cheron widmete, fand er doch zuweilen Gelegenheit, mit Emilien zu sprechen. Anfangs ließ er nur seinen Witz bey ihr spielen, bald aber mischte er eine gewisse Zärtlichkeit ein, die sie bemerkte und davor erschrack. So wenig sie auch antwortete, machte doch ihr sanftes Wesen ihm Muth zu reden, und sie fühlte sich erleichtert, als ein junges Mädchen in der Gesellschaft, das unaufhörlich sprach, seine Aufmerksamkeit an sich riß.

Der Tag verstrich, ohne daß irgend etwas wichtiges vorfiel, und wiewohl es Emilien unterhalten hatte, die verschiedenen Charaktere, die sie vor sich sah, zu beobachten, war sie doch froh, sich zu den Betrachtungen zurückziehn zu können, die sie als Pflichten anzusehn gelernt hatte.

Vierzehn Tage verstrichen in einem Kreis von Zerstreuung und Gesellschaft, und Emilie, die Madame Cheron auf allen Besuchen begleitete, fand oft Unterhaltung, öfter aber Langeweile. Anfangs fiel es ihr auf, bey den Gesprächen, die sie

mit anhörte, soviel Kenntnisse und Talente zu bemerken, und es dauerte lange, ehe sie einsah, daß diese Talente meistens nur Blendwerk und die Kenntnisse nur gerade so viel waren als erfordert wurde, die Täuschung zu unterhalten. Am meisten aber hinterging sie die Miene steter Fröhlichkeit und guter Laune, welche jeder Gast verrieth und deren Quelle sie in eben so beständiger Heiterkeit und eben so bereitwilligem Wohlwollen suchte.

Emilie verlebte die angenehmsten Stunden in dem Pavillon auf der Terasse, wohin sie sich, so oft sie unbemerkt fortschleichen konnte, mit einem Buche oder ihrer Laute begab, um ihre Melancholie zu besiegen, oder ihr nachzuhängen. Wenn sie so da saß, die Augen starr auf die fernen Pyrenäen und ihre Gedanken auf Valancourt und auf die geliebten Gegenden von Gasconien gerichtet, spielte sie oft die süßen, schwermüthigen Gesänge ihrer Provinz, die Volkslieder, die sie seit ihrer frühesten Kindheit gehört hatte.

Eines Abends, nachdem sie sich davon losgemacht hatte, ihre Tante in Gesellschaft zu begleiten, begab sie sich auch mit ihren Büchern und ihrer Laute nach dem Pavillon. Es war der milde, schöne Abend eines schwülen Tags, und die Fenster, die nach Westen gingen, öffneten dem Auge alle Pracht der untergehenden Sonne. Emilie spielte ihre Laute mit dem feinen schwärmerischen Ausdruck, der aus ihrem Herzen kam. Die stille Stunde und Gegend, das Abendlicht auf der Garonne, die nicht fern von ihnen sich ergoß, und deren Wellen sie oft mit einen Seufzer nach La Vallee hinfließen sah; diese vereinten Umstände stimmten ihr Herz zur Zärtlichkeit, und ihre Gedanken flogen zu Valancourt. Sie hatte seit ihrer Ankunft zu Toulouse

nichts von ihm gehört, und erst jetzt, da sie von ihm entfernt und in Ungewißheit war, merkte sie, welchen Antheil ihr Herz an ihm nahm.

Das Stampfen eines Pferdes auf einem Wege, der sich unter den Fenstern des Pavillons hinwand, weckte sie aus ihrer Träumerey, und sie sah einen Mann vorüber reiten, dessen Ähnlichkeit in Figur und Anstand mit Valancourt — denn die Dämmerung ließ ihr nicht zu, seine Gesichtszüge zu unterscheiden — ihr sogleich auffiel. Sie zog sich eilends vom Geländer zurück, um nicht gesehn zu werden, doch wünschte sie, den Fremden genauer zu beobachten, der ohne hinaufzusehn vorüber ritte. Als sie wieder an das Geländer trat, sah sie ihn durch die Dämmerung unter den hohen Bäumen, die nach Toulouse führen, hinreiten. Dieser kleine Vorfall brachte ihre Lebensgeister in solche Unruhe, daß der Pavillon und die Gegend nichts anziehendes mehr für sie hatten, und nachdem sie noch ein kleines Weilchen auf der Terasse umhergegangen war, kehrte sie ins Schloß zurück.

Den folgenden Morgen wurde sie zu ihrer Tante gerufen, die ihr mit einem von Zorn flammenden Gesicht entgegen kam, und ihr einen Brief hinhielt.

„Kennen Sie die Hand? sagte sie mit rauher Stimme und mit einem Blick, der Emilien das Herz durchbohren sollte — indeß diese den Brief aufmerksam ansah und versicherte, daß sie die Hand nicht kenne."

Reizen Sie mich nicht, rief ihre Tante; sie kennen sie gewiß, gestehn Sie die Wahrheit; ich verlange durchaus, daß Sie die Wahrheit auf der Stelle gestehn.

Emilie schwieg und drehte sich nach der Thüre

um, allein Madame rief sie zurück. O Sie sind also schuldig, sagte sie, Sie kennen die Hand!

„Wenn Sie vorhin ungewiß darüber waren, versetzte Emilie ruhig, Madame, warum beschuldigen Sie mich denn jetzt einer Falschheit?"

„Es ist ganz vergebens, sich hier aufs Läugnen zu legen, sagte Madame Cheron. Ich lese in Ihrem Gesichte, daß Sie um diesen Brief wissen, und möchte wohl behaupten, daß Sie viele dergleichen von diesem unverschämten Menschen in meinem Hause müssen erhalten haben."

Durch die Indelicatesse dieser Anschuldigung noch mehr beleidigt, als durch die Plumpheit der ersten, vergaß Emilie sogleich den Stolz, der ihr Stillschweigen aufgelegt hatte, und suchte sich von der Anklage zu reinigen, allein Madame Cheron wollte sich nicht überzeugen lassen.

„Ich kann mir unmöglich einbilden, fuhr sie fort, daß dieser junge Mensch die Dreistigkeit gehabt haben könnte, mir zu schreiben, wenn Sie ihn nicht dazu aufgemuntert hätten — und ich muß jetzt —"

„Erlauben Sie mir, Madame, unterbrach Emilie sie furchtsam, Sie an einige nähere Umstände eines Gespräches, das wir zu La Vallee hatten, zu erinnern. Ich sagte Ihnen damahls aufrichtig, daß ich Herrn Valancourt nicht verbothen hätte, sich an meine Familie zu wenden."

„Ich will mich nicht unterbrechen lassen, sagte Madame Cheron, indem sie selbst ihre Nichte unterbrach; ich wollte sagen — ja, ich habe vergessen, was ich eigentlich sagen wollte. Aber wie kam es denn, daß Sie es ihm nicht verbothen? — Emilie schwieg. Wie kam es, daß Sie ihn aufmunterten, mich mit diesem Briefe zu belästigen? Ein

junger Mensch, den niemand kennt; — ein Wildfremder an diesem Orte — ein junger Abenteurer, der sich ohne Zweifel nach einer guten Heirath umthut. Zwar hierin hat er wohl seinen Zweck verfehlt!"

„Mein Vater kannte seine Familie, sagte Emilie bescheiden, ohne ihre Empfindlichkeit über die letzten Worte merken zu lassen."

„O das kann ganz und gar für keine Empfehlung gelten, erwiederte ihre Tante mit ihrer gewöhnlichen Geläufigkeit über diesen Gegenstand, er fand so ein lächerliches Gefallen an manchen Leuten! Er beurtheilte immer die Leute nach ihren Physiognomien und wurde immer hintergangen."

„Und doch haben Sie selbst mich nur eben jetzt nach meiner Miene für schuldig erklärt, sagte Emilie in der Absicht ihrer Tante einen Verweis zu geben, den diese achtungslose Erwähnung ihres Vaters ihr abdrang."

„Ich ließ Sie hieher rufen, erwiederte ihre Tante hoch erröthend, um Ihnen zu sagen, daß ich mich in meinem eignen Hause durch keine Besuche oder Briefe von jungen Leuten, die sichs in den Kopf gesetzt haben mögen, Ihnen die Cour zu machen, will beunruhigen lassen. Dieser Herr von Valentin — mich däucht, so heißt er, ist so unverschämt mich zu bitten, daß ich ihm erlauben möchte, mir seine Aufwartung zu machen. Ich werde ihm eine gehörige Antwort schicken. Ihnen aber, Fräulein Emilie, wiederhohle ich ein für allemahl, daß wenn Sie nicht geneigt sind, sich nach meinen Vorschriften und nach meiner Lebensweise zu fügen, ich die Mühe aufgeben werde, mich um Ihre Aufführung zu bekümmern. — Ich werde

mich nicht länger mit Ihrer Erziehung abgeben sondern Sie in ein Kloster schicken."

„Liebe Tante, sagte Emilie in Thränen ausbrechend und durch den groben Argwohn, den ihre Tante geäussert hatte, auffer sich gesetzt; liebe Tante, womit habe ich diese Vorwürfe verdient!"

Sie konnte nichts weiter sagen, und fürchtete so ängstlich, sich in dieser Sache irgend eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen zu lassen, daß vielleicht Madame Cheron in diesem Augenblick ohne viele Mühe ihr das Versprechen, Valancourt auf immer zu entsagen, abgepreßt haben würde. Ängstlich, jede Möglichkeit eines Fehlers zu vermeiden, und geneigt, sich allen Einschränkungen, die ihre Tante schicklich finden würde, unbedingt zu unterwerfen, ließ sie einen Gehorsam sehn, worauf Madame Cheron wenig baute, da sie ihn als die Wirkung von Furcht oder List zu betrachten schien.

„Gut, gut, versprechen Sie mir also, daß Sie diesen jungen Menschen ohne meine Erlaubniß niemahls weder sehn, noch an ihn schreiben wollen."

„Beste Tante, erwiederte Emilie, können Sie wohl glauben, daß ich eins oder das andere ohne Ihr Vorwissen zu thun im Stande wäre!"

„Ich kann darüber nichts glauben, denn man kann niemahls wissen, wie junge Mädchens handeln werden. Es ist schwer, einiges Vertrauen in Sie zu setzen, da sie selten so viel Verstand haben, daß ihnen an der Achtung der Welt etwas liegt."

„Allein, fuhr sie fort, Sie haben mir noch nicht das verlangte Versprechen gegeben." Emilie

gab es sehr bereitwillig, und bediente sich der Erlaubniß, sich zu entfernen um in den Garten zu gehn. Sie suchte ihre Lebensgeister wieder zu beruhigen, und langte endlich in ihrem geliebten Pavillon am Ende der Terasse, wieder an. Hier setzte sie sich an eins der vom Laube beschatteten Fenster, das auf einen Balkon stieß, und hier kam die Stille und Abgeschiedenheit des Ortes ihr zu Hülfe, ihre Gedanken wieder zu sammlen, und so zu ordnen, daß sie ein klares Urtheil von ihrem bisherigen Betragen zu fällen im Stande war. Sie rief sich aufs genauste jedes Wort ihres letzten Gespräches mit Valancourt zu La Vallee zurück, und genoß die Befriedigung, nichts zu finden, was nur die zarteste Delikatesse hätte kränken können. Nur führte die Erinnerung an diesen Geliebten manche sehr peinliche Empfindung mit sich, denn sie konnte keineswegs sie mit dem Gedanken ihm auf immer zu entsagen, aussöhnen: und da Madame Cheron bereits eine so sehr hohe Misbilligung dieser Liebe hatte blicken lassen, so sah sie viel Widerspruch voraus: Doch mischte sich in dieß alles ein Grad von Entzücken, der trotz ihrer Vernunft die Gestalt der Hoffnung annahm; nur beschloß sie selbst, daß nichts auf der Welt sie bewegen sollte, sich auf einen geheimen Briefwechsel einzulassen, und nahm sich vor, wenn sie je wieder mit Valancourt zusammenkäme, dieselbe sorgfältige Zurückhaltung gegen ihn zu beobachten, die stets ihr Betragen bezeichnet hatte. Als sie die Worte: „sollten wir je wieder zusammenkommen" bey sich selbst wiederhohlte, fuhr sie zusammen, als wäre dieß ein Gedanke, den sie sich noch nie gedacht hätte, und Thränen traten ihr in die Augen. Sie trocknete sie schnell, weil sie Fußtritte heran-

nahen hörte — die Thüre des Pavillons wurde geöffnet, und als sie sich umdrehte, sah sie — Valancourt. Eine gemischte Regung von Vergnügen, Überraschung und Furcht drängte sich so plötzlich an ihr Herz, daß es beynahe ihre Lebensgeister überwältigte — die Farbe verließ ihre Wangen und kehrte dann höher als je zurück; sie war für einen Augenblick weder im Stande zu sprechen, noch vom Stuhle aufzustehn. Sein Gesicht war der Spiegel, in welchem sie den Abdruck ihrer eignen Bewegungen erblickte, und es brachte sie zur Herrschaft über sich selbst zurück. Die Freude, die aus seinen Zügen hervorleuchtete, als er in den Pavillon trat, wurde sogleich gedämpft, als er ihre Bewegung sah, und mit zitternder Stimme fragte er, ob sie sich nicht wohl befände. Von ihrer ersten Überraschung wieder zu sich selbst gekommen, antwortete sie ihm mit sanftem Lächeln; aber ein Gemisch von kämpfenden Bewegungen belagerte ihr Herz, und strebte die sanfte Würde ihres Betragens zu überwältigen. Es würde schwer gewesen seyn zu bestimmen, ob die Freude, Valancourt zu sehn, oder die Furcht vor ihrer Tante Unwillen, wenn sie diese Zusammenkunft erführe, das Übergewicht hatte. Nach einem kurzen ängstlichen Gespräch führte sie ihn in den Garten, und fragte ihn, ob er Madame Cheron gesehn hätte? „Nein, sagte er, ich habe sie nicht gesehn, denn man sagte mir, daß sie beschäftigt wäre, und sobald ich hörte daß Sie im Garten wären, eilte ich hieher.“ — Er schwieg einen Augenblick in sichtlicher Bewegung und fuhr dann fort: Darf ich es wagen, Ihnen die Absicht meines Besuchs zu sagen, ohne mir Ihren Unwillen zuzuziehn, und darf ich hoffen daß Sie mich nicht der Zudringlichkeit beschuldi-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0194
DFG

gen werden, wenn ich mich sobald der Erlaubniß, die Sie mir einst gaben, mich an Ihre Familie zu wenden, bediene? Emilien, die nicht wußte, was sie ihm antworten sollte, wurde alle weitere Verlegenheit erspart, und es blieb ihr nur Gefühl der Furcht, als sie die Augen aufschlug und Madame Cheron in die Allee einbiegen sah. Das zurückkehrende Bewußtseyn der Unschuld aber, überwältigte bald diese Furcht, und statt ihre Tante zu vermeiden, ging sie ihr mit Valancourt entgegen. Der stolze und misbilligende Blick, den Madame Cheron auf sie warf, machte Emilien zittern, denn sie las deutlich in ihrer Tante Gesicht, daß sie diese Zusammenkunft für mehr als zufällig hielt. Nachdem sie ihr Valancourt vorgestellt hatte, ließ ihre Unruhe ihr nicht zu, länger bey ihnen zu verweilen, und sie ging ins Schloß zurück, wo sie mit zitternder Angst den Ausgang des Gespräch's erwartete. Sie wußte sich Valancourts Besuch bey ihrer Tante, ehe er die erbetene Erlaubniß erhalten hatte, nicht zu erklären, da ihr ein Umstand unbekannt war, der die Bitte würde fruchtlos gemacht haben, selbst wenn Madame Cheron geneigt gewesen wäre, sie zu gewähren. Valancourt hatte in der Unruhe seines Geistes den Brief zu datiren vergessen, so daß es Madame Cheron unmöglich war, ihn zu beantworten, und als er sich auf diesen Umstand besann, tröstete er sich vielleicht um so leichter, da er dadurch einen Vorwand erhielt, zu ihr zu gehn, ehe sie ihm eine abschlägige Antwort schicken konnte.

Madame Cheron hielt eine lange Conferenz mit Valancourt, und als sie wieder ins Schloß zurückkam, lag zwar die üble Laune, aber nicht der Grad von Strenge, den Emilie befürchtet hat-

te, auf ihrem Gesicht. „Ich habe diesen jungen Menschen verabschiedet, sagte sie, und hoffe, daß mein Haus nie wieder von ähnlichen Besuchen belästigt werden wird. Er versichert mich, daß Ihre Zusammenkunft nicht vorher verabredet war."

„Beste Tante, sagte Emilie in äusserster Bewegung, Sie haben ihm doch unmöglich diese Frage vorlegen können?"

„Allerdings habe ich das gethan, Sie werden doch nicht glauben, daß ich so unklug hätte seyn können, es zu vergessen."

„Gütiger Himmel, rief Emilie, was für eine Meinung muß er von mir bekommen haben, wenn Sie einen solchen Verdacht gegen mich äussern konnten."

„Das thut sehr wenig zur Sache, welche Meinung er von Ihnen haben mag: denn ich habe dem Dinge ein Ende gemacht; allein ich glaube, er wird wegen meines klugen Betragens keine schlimmere Meinung von mir bekommen haben. Ich gab ihm zu erkennen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse, und daß ich zu viel Delicatesse besäße, um eine geheime Correspondenz in meinem eignen Hause zu dulden."

Emilie hatte von Madame Cheron mehr als einmahl das Wort Delicatesse gehört, allein sie war jetzt mehr als je in Verlegenheit zu errathen, wie sie es bey einem Falle, wo ihr ganzes Betragen mehr als je die entgegengesetzte Benennung zu verdienen schien, anwenden könnte."

„Es war sehr unüberlegt von meinem Bruder, erwiederte Madame Cheron, daß er mir die Mühe überließ, Aufsicht über Ihr Betragen zu führen. Ich wünschte Sie gut versorgt zu wissen, allein wenn ich sehe, daß ich noch ferner mit solchen

Besuchen als dieser Herr Valancourt belästigt werden soll, so werde ich Sie ohne weitere Umstände ins Kloster schicken Vergessen Sie diese Wahl zwischen beyden nicht. Der junge Mensch ist so unverschämt gewesen, mir zu gestehn — denken Sie nur er gesteht es selbst! — daß sein Vermögen sehr klein ist, und daß er hauptsächlich von einem ältern Bruder und von dem Stande, den er sich erwählt hat, abhängt. Er hätte diese Dinge doch wenigstens vor mir verschweigen sollen, wenn es ihm darum zu thun war, seinen Zweck zu erreichen. Kann er sich in der That einbilden, daß ich meine Nichte an einen Menschen, wie er selbst sich beschreibt, verheirathen würde.

Emilie trocknete ihre Thränen, als sie das aufrichtige Geständniß Valancourts hörte, und so niederschlagend auch diese Umstände für seine Hoffnungen waren, erregte ihr doch sein kunstloses Betragen einen Grad von Vergnügen, der alle andern Eindrücke überwog. Nur wurde ihr schon so früh im Leben die Bemerkung aufgezwungen, daß gesunder Verstand und edle Rechtschaffenheit nicht immer der Thorheit und kleinlichen List die Wage halten können.

Madame Cheron verfolgte ihren Triumph — „Auch hat er beliebt mir zu sagen, daß er seinen Abschied von niemand anders als von Ihnen annehmen wollte; allein diese Gunst habe ich ihm durchaus verweigert. Er muß wissen, das es vollkommen genug ist, wenn er mir nicht gefällt, und ich wiederhohle Ihnen bey dieser Gelegenheit noch einmahl, daß, wenn Sie sich erdreisten, hinter meinem Rücken eine Zusammenkunft mit ihm zu verabreden, Sie mein Haus auf der Stelle verlassen sollen."

„Wie wenig kennen Sie mich, Madame, daß Sie ein solches Verboth für nothwendig halten! sagte Emilie, indem sie ihre Bewegung zu unterdrücken suchte — wie wenig kennen Sie die theuren Ältern, die mich erzogen!"

Madame Cheron ging nun, um sich zu einer Gesellschaft, die sie zu besuchen versprochen hatte, anzukleiden; und Emilie, die sich gern davon losgemacht hätte, wagte es nicht, darum zu bitten, damit man ihr Zuhausebleiben nicht einem unlautern Bewegungsgrunde zuschreiben möchte. Sobald sie sich in ihrem kleinen Zimmer allein sah, verließ sie die Stärke, die in Gegenwart ihrer Tante sie aufrecht gehalten hatte: sie erinnerte sich nur, daß Valancourt, dessen Charakter sich ihr aus jedem neuen Umstande liebenswürdiger entfaltete, vielleicht auf immer aus ihrer Gegenwart verbannt war, und sie brachte die Zeit, die sie nach ihrer Tante Meinung auf ihren Anzug hätte wenden sollen, mit Weinen hin. Indessen brachte sie dieß wichtige Geschäfte noch geschwind genug zu Stande obgleich, als sie bey Tische erschien, ihre Augen der Madame Cheron verriethen, daß sie geweint hatte, und ihr einen strengen Verweiß zuzogen.

Ihr Bemühen heiter zu scheinen, mislang ihr nicht gänzlich, als sie in dem Hause der Madame Clairval zu der Gesellschaft kam. Dieß war eine ältliche Witwe; die erst kürzlich auf ein Gut ihres verstorbenen Mannes bey Toulouse gezogen war. Sie hatte viele Jahre zu Paris auf prächtigen Fuß gelebt, besaß von Natur ein frohes Temperament, und hatte seit ihrem Aufenthalte zu Toulouse verschiedne Feten gegeben, die man noch nie so prächtig in der Gegend gesehn hatte.

Diese erregten nicht nur den Neid, sondern den

kleinlichen Ehrgeitz der Madame Cheron, die wenigstens, da sie es ihr an Aufwand nicht gleich thun konnte, unter ihre vertrautesten Freundinnen gezählt zu werden wünschte. In dieser Absicht bewies sie ihr die kriechendste Aufmerksamkeit und machte sichs zum Gesetz, nie versagt zu seyn, so oft sie eine Einladung von Madame Clairval erhielt. Sie sprach aller Orten, wohin sie kam, davon, und that sich viel darauf zu Gute, ihre Bekannten glauben zu machen, daß sie auf dem allervertrautesten Fuß zusammen umgingen.

Die Unterhaltung an diesem Abend bestand in einem Ball und Soupee. Es war ein Ball für die Fantasie; die Gesellschaft tanzte in Gruppen zerstreut in dem weit ausgedehnten Garten. Die hohen, dickbelaubten Bäume, unter welchen sie sich versammleten, waren mit einer Menge, mit Geschmack und Fantasie vertheilten, Lampen erhellt. Die bunte, mannigfaltige Kleidung der Gesellschaft, die auf dem Rasen saß, nach Herzenslust schwazte, den Tänzen zusah, Erfrischungen zu sich nahm oder zur Belustigung auf der Zitter spielte: das galante Betragen der Herren, die kleinen, eigensinnigen Manieren der Damen, der leichte muntere Schritt ihrer Tänze; die Musikanten, die mit der Laute, Hoboe und Trommel am Fuße eines Umbaums saßen, und die arcadische Scene der Wälder ringsum, bildeten ein charakteristisches, auffallendes Gemählde eines französischen Festes. Emilie betrachtete die Scene mit schwermüthigem Wohlbehagen und man denke sich ihre Bewegung; als sie plötzlich, da sie bey ihrer Tante stand und nach einer von den Gruppen sah, Valancourt erblickte. Sie sah ihn mit einem jungen, schönen Mädchen tanzen, das er mit einer Vertraulichkeit und Auf-

merksamkeit, die sie selten an ihm bemerkt hatte, unterhielte. Sie wandte sich schnell ab, und bemühte sich, auch Madame Cheron, die mit Signor Cavigni sprach, und weder Valancourt bemerkte, noch geneigt schien, sich unterbrechen zu lassen hinweg zu ziehn. Eine plötzliche Schwäche übernahm Emilien, und unvermögend, sie aufrecht zu halten, setzte sie sich auf eine Rasenbank unter den Bäumen zu verschiednen andern Personen. Ein junger Mann, der ihre auffallende Blässe bemerkte, fragte ob sie krank wäre und erboth sich, ihr ein Glas Wasser zu hohlen; sie dankte ihm für seine Höflichkeit, ohne sie aber anzunehmen. Ihre Besorgniß, daß Valancourt ihre Bewegung wahrnehmen möchte, machte, daß sie sich Gewalt anthat, sie zu überwinden, und es gelang ihr, wenigstens ihr Gesicht wieder in einige Ordnung zu bringen. Madame Cheron sprach noch mit Cavigni, und der Graf Bauvillers, der Emilien angeredet hatte, machte einige Bemerkungen über die Gegend, worauf sie antwortete, ohne beynahe zu wissen was? denn ihre Seele war unabläßig mit dem Gedanken an Valancourt beschäftigt, in dessen Nähe sie sich äusserst unbehaglich fühlte. Doch setzten sie einige Bemerkungen, die der Graf machte, in die Nothwendigkeit, die Augen auf ihn zu richten, nnd in demselben Augenblick begegnete Valancourt den ihrigen. Sie erblaßte aufs neue; sie fühlte, daß sie im Begriff war, wieder in Ohnmacht zu fallen und wandte sogleich ihre Augen ab, doch bemerkte sie erst, daß Valancourt die Farbe veränderte, als er sie gewahr ward. Sie würde sogleich ihren Platz verlassen haben, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß sie ihm dadurch nur noch deutlicher den Antheil verrathen würde, den ihr

Herz

Herz an ihm nahm. Sie that sich Gewalt an, um auf des Grafen Gespräch zu achten und kam endlich wieder zu sich selbst. Als er aber einige Bemerkungen über Valancourts Tänzerinn machte, würde die Furcht, ihm merken zu lassen, daß sie dabey interessirt war, sie ihm unfehlbar verrathen haben, wenn nicht der Graf seine Blicke auf das junge Frauenzimmer, von dem er sprach, gerichtet hätte. Die junge Dame, sagte er, die mit jenem Herrn dort tanzt, der in allen Dingen, nur nicht im Tanze vollkommen zu seyn scheint, wird unter die Schönheiten von Toulouse gezählt. Sie ist hübsch, und wird einst ein sehr großes Vermögen bekommen; allein ich hoffe, daß sie sich einen bessern Gefährten fürs Leben wählen wird, als sie für den Tanz gewählt hat. Ich wundre mich, daß er bey einer so guten Figur und einem so guten Anstand nicht mehr Sorgfalt darauf gewendet hat, sich im Tanze zu vervollkommnen.

Emilie, der bey jedem Worte das Herz schlug, bemühte sich, das Gespräch von ihm abzulenken, und fragte nach dem Nahmen des Frauenzimmers mit dem er tanzte; allein der Tanz war zu Ende, ehe noch der Graf antworten konnte, und Emilie, die Valancourt auf sich zukommen sah, stand auf und ging zu Madame Cheron.

„Der Chevalier Valancourt ist hier, Madame, sagte sie leise zu ihrer Tante, lassen Sie uns fortgehn. Ihre Tante stand sogleich auf, allein Valancourt erreichte sie, ehe sie sich noch entfernen konnten. Er verneigte sich tief gegen Madame Cheron, und mit einem ernsthaften, niedergeschlagenen Wesen gegen Emilien, auf deren Gesicht, aller ihrer Bemühung ohngeachtet, eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung lag. Madame Cherons

Gegenwart verhinderte Valancourt zu bleiben, und er ging mit einem solchen Ausdruck von Traurigkeit fort, daß Emilie sich Vorwürfe machte, ihn noch mehr betrübt zu haben. Der Graf Bauvillers der ihrer Tante bekannt war, riß sie aus ihrem Tiefsinn.

„Ich habe Sie wegen einer Unart um Verzeihung zu bitten, sagte er, die ich gewiß ganz ohne mein Verschulden beging. Ich wußte nicht, daß der Chevalier die Ehre hat, Ihnen bekannt zu seyn, als ich so freymüthig sein Tanzen bekritisirte." Emilie wurde roth und lächelte, und Madame Cheron ersparrte ihr die Mühe zu antworten. „Wenn Sie den Menschen meinen, der eben vor uns vorübergegangen ist, sagte Sie, so irren Sie sehr. Ich kann Sie versichern, daß er weder ein Bekannter von mir, noch von Fräulein Aubert ist; ich weiß nichts von ihm."

„O das ist der Chevalier Valancourt, sagte Cavigni nachläßig und sah sich um." — Sie kennen ihn also? fragte Madame Cheron. „Ich bin nicht bekannt mit ihm, erwiederte Cavigni." — Sie wissen also nicht, was ich für Ursache habe, ihn unverschämt zu finden. Er hat die Dreistigkeit gehabt, den Bewunderer bey meiner Nichte zu machen."

„Wenn alle diejenigen unverschämt genannt zu werden verdienen, die Fräulein St. Aubert bewundern, so fürchte ich, daß es sehr viele Unverschämte gibt; und ich bin sehr bereit, mich selbst für einen davon zu erklären."

„O Signor, sagte Madame Cheron mit einem affektirten Lächeln, ich sehe, daß Sie in Frankreich die Kunst zu complimentiren gelernt haben. Allein es ist grausam, gegen Kinder Complimente

zu machen, da sie leicht Schmeicheley mit Wahrheit verwechseln.

Cavigni drehte sich um, und sagte gleich nachher mit affektirter Miene; gegen wen sollen wir sie denn machen, Madame, denn es würde doch ungereimt seyn, einer Frau von seinem Verstande Complimente zu sagen: eine solche ist über alles Lob erhaben. Er warf bey diesen Worten einen schlauen Blick auf Emilien, und das Lächeln, das in seinem Auge gelauscht hatte, schlich sich hervor. Sie verstand ihn vollkommen, und erröthete für Madame Cheron, die ihm zur Antwort gab: Sie haben ganz recht Signor, kein Frauenzimmer vom Verstande kann Complimente vertragen.

„Ich habe den Signor Montoni sagen hören, erwiederte Cavigni, daß er in seinem ganzen Leben nur ein Frauenzimmer gekannt hätte, das sie verdiente."

„So, rief Madame Cheron, mit einem unaussprechlich wohlgefälligen Lächeln, und wer könnte das seyn."

„O erwiederte Cavigni, es ist unmöglich, sie zu miskennen, denn gewiß, es gibt nur dieß einzige Frauenzimmer in der Welt, die Werth genug besitzt, Lobsprüche zu verdienen, und Verstand genug, sie abzulehnen. Bey den meisten Frauenzimmern ist der Fall gerade umgekehrt." Er sah aufs neue Emilien an, die noch höher für ihre Tante erröthete, und sich mit Unwillen von ihm abwandte.

„Ich wette mein Leben, sagte Madame Cheron, daß Sie ein Franzose sind. Ich habe noch nie etwas halb so artiges von einem Ausländer gehört."

„Gewiß, Madame, sagte der Graf, der bis-

her schweigend zugehört hatte, mit einer tiefen Verbeugung, nur würde die Artigkeit des Compliments ohne den Scharfsinn, der die Anwendung entdeckte, gänzlich verloren gegangen seyn."

Madame Cheron merkte den Sinn dieser Spötterey nicht, und entging also dem peinlichen Gefühl, das Emilie für sie empfand. „O, hier kommt der Signor Montoni selbst, rief ihre Tante; wahrhaftig, ich werde ihm alle die schönen Dinge wieder erzählen, die Sie mir gesagt haben." — Allein der Signor bog einen andern Weg ein. — „Sagen Sie mir nur, wer Ihren Freund heute so fest hält, fragte Madame Cheron mit bekümmerte Miene; ich habe ihn den ganzen Abend auch noch nicht einen Augenblick gesehn!"

„Er hatte sich auf heute dem Marquis La Riviere versagt, erwiederte Cavigni, und dieß hat ihn bis jetzt aufgehalten, sonst würde er sicher nicht so lange das Glück entbehrt haben, Ihnen aufzuwarten. Ich weiß selbst nicht, wie ich es so lange habe unterlassen können, Ihnen meines Freundes Entschuldigung auszurichten, allein Ihre Unterhaltung, Madame, hat etwas so bezauberndes, daß sie selbst das Gedächtniß fesselte."

„Diese Entschuldigung, Signor, würde aus seinem eignen Munde befriedigender gewesen seyn, erwiederte Madame Cheron, deren Eitelkeit sich durch Montonis Vernachlässigung mehr gekränkt, als durch Cavignigs Compliment geschmeichelt fühlte. Ihr Betragen bey dieser Gelegenheit, und Cavignis Reden erweckten einen Verdacht bey Emilien, den, so ungereimt er sie auch däuchte, verschiedne Umstände zu bestätigen schienen. Sie glaubte wahrzunehmen, daß Montoni ihrer Tante sehr ernstlich die Aufwartung mache, und daß sie es nicht nur

annähme, sondern mit eifersüchtiger Empfindlichkeit auf jeden Anschein von Vernachlässigung von seiner Seite achtete. Es war lächerlich, daß Madame Cheron in ihren Jahren einen zweyten Mann wählen sollte, doch machte ihre Eitelkeit es nicht unmöglich; daß aber Montoni, mit seinem Scharfsinn, mit seiner Figur und seinen Ansprüchen Madame Cheron wählen könnte, schien höchst wunderbar. Ihre Gedanken verweilten indessen nicht lange bey diesem Gegenstand; ein näheres Interesse beschäftigte sie. Valancourt, von ihrer Tante verworfen, und Valancourt, mit einem muntern, schönen Mädchen tanzend, quälte abwechselnd ihre Seele. Bey jedem Schritte, den sie that, sah sie sich furchtsam nach ihm um, und der Mismuth, den sie empfand, als sie ihn in dem Gedränge nicht fand, sagte ihr, daß sie seinen Anblick mehr gehofft als gefürchtet hatte.

Montoni kam bald darauf zu der Gesellschaft. Er murmelte einige kurze Worte von Bedauern, so lange an einem andern Orte haben verweilen zu müssen, da er doch gewußt hätte, daß er das Glück genießen würde, Madame Cheron hier zu sehn. Sie nahm seine Entschuldigung mit der Miene eines kleinen maulenden Mädchens an, und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf Cavigni, der seinen Freund schalkhaft ansah, als wollte er sagen: ich will nicht zu sehr über dich triumphiren, sondern will so gut seyn, meinen Sieg mit Bescheidenheit zu ertragen; allein nimm dich ja in Acht, mein Freund, daß ich dir nicht mit der Beute davon laufe.

Das Abendessen wurde in verschiednen Pavillons und in einem grossen Saale im Schlosse aufgetragen : und zwar mit mehr Geschmack, als mit

Pracht oder Überfluß. Madame Cheron und ihre Gesellschaft speisten mit Madame Clairval im Saal, und Emilie konnte kaum ihre Bewegung verbergen, als sie Valancourt an demselben Tische sitzen sah. Madame Cheron, die ihn mit höchstem Mißfallen erblickte, fragte eine Dame, die zunächst bey ihr saß: Sagen Sie mir doch, wer ist denn eigentlich der junge Mensch dort? — Es ist der Chevalier Valancourt, war die Antwort. — „Seinen Nahmen weiß ich wohl, aber wer ist denn dieser Chevalier Valancourt, daß er sich an diesen Tisch eindrängt." Diese Aufmerksamkeit der Dame, mit der sie sprach, wurde, ehe sie antworten konnte, zum zweytenmahle auf eine andre Seite gelenkt. Der Tisch an welchem sie saßen, war sehr lang, und da Valancourt mit seiner Tänzerinn am untern Ende, und Emilie beynahe oben saß, so konnte ihn die Entfernung leicht verhindern, sie gewahr zu werden. Sie vermied, nach dem Ende des Tisches hinzusehn, allein so oft ihre Augen in die Gegend fielen, sah sie ihn mit seiner schönen Gesellschafterinn sprechen, und diese Bemerkung trug eben so wenig als die Nachrichten, die sie von dem Vermögen und den Vorzügen des jungen Frauenzimmers hörte, zu ihrer Ruhe bey.

Madame Cheron, an die diese Bemerkungen um Stoff zur Unterhaltung zu haben, oft gerichtet wurden, schien unermüdet in ihrem Bemühn, Valancourt herabzusetzen, gegen den sie alle kleinliche Empfindlichkeit eines armseligen Stolzes fühlte. „Ich finde das Frauenzimmer artig, sagte sie, nur muß ich mich über ihre Wahl beym Tanzen wundern."

„O der Chevalier Valancourt ist einer unsrer vorzüglichsten jungen Leute, erwiederte die Dame,

an welche diese Bemerkung gerichtet wurde; man sagt, daß er Fräulein d'Emeri mit ihrem sehr großen Vermögen bekommen wird."

„Unmöglich, rief Madame Cheron, die vor Verdruß erröthete, es ist unmöglich, daß sie so wenig Geschmack haben kann; er hat so wenig das Ansehn eines Mannes vom Stande, daß ich ihn nie dafür halten würde, wenn ich ihn nicht an Madame Clairvals Tische sähe. Ausserdem habe ich auch noch besondre Ursachen, das Gerücht für ungegründet zu halten."

Es läßt sich nicht wohl daran zweifeln, erwiederte die Dame, die sich durch diesen Widerspruch ihres Urtheils über Valancourts Werth beleidigt fand, sehr ernsthaft. — Doch, erwiederte Madame Cheron, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst diesen Morgen seinen Antrag abgewiesen habe."

Sie wollte durch diese Worte nicht eigentlich sagen, was sie zu sagen schien, sondern bediente sich dieses Ausdrucks nur, weil sie die üble Gewohnheit hatte, bey allem, was ihre Nichte betraf, sich für die wichtigste Person zu halten, und weil es auch buchstäblich wahr war, daß sie Valancourt abgewiesen hatte. „Man kann in der That an Ihren guten Gründen nicht zweifeln, erwiederte die Dame mit spöttischem Lächeln." — Eben so wenig als an der guten Urtheilskraft des Cehvalier Valancourt, setzte Cavigni hinzu, der hinter Madame Cherons Stuhl stand, und glaubte, daß sie einen Vorzug, der ihrer Nichte gegolten hatte, sich selbst zueignete. „Ich dächte doch, daß man an seinem richtigen Urtheil zweifeln könnte, sagte Madame Cheron, die sich durch einen Lobspruch, der, wie sie glaubte, Emilien galt, nicht sehr geschmeichelt fühlte."

„Ach! rief Cavigni aus, indem er Madame Cheron mit verstelltem Entzücken ansah, wie vergebens sind diese Worte, da dieß Gesicht — diese Gestalt — dieser Anstand sie wiederlegen! Armer Valancourt! sein nur zu feines Urtheil ist sein Unglück gewesen!"

Emilie sah verwundert und verlegen vor sich hin; die Dame, die bisher das Wort geführt hatte, erstaunte und Madame Cheron verstand zwar diese Rede nicht ganz, war aber doch sehr geneigt, sie als ein Compliment für sich selbst aufzunehmen und sagte lächelnd: „O Signor, Sie sind sehr galant, aber wer Sie des Chevaliers Wahl so vertheidigen hört, sollte glauben, daß ich der Gegenstand derselben bin!"

„Man kann nicht daran zweifeln, versetzte Cavigni mit einer tiefen Verbeugung."

„Und würde das nicht eine große Demüthigung für mich seyn, Signor?"

„Unstreitig Madame!"

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, sagte Madame Cheron."

„Es ist auch nicht zu ertragen, erwiederte Cavigni."

„Aber was kann man thun, um einem so demüthigenden Mißverständniß vorzubeugen? fragte Madame Cheron wieder."

„Ja, da kann ich Ihnen wahrhaftig nicht helfen, erwiederte Cavigni mit nachdenkender Miene. Die einzige Möglichkeit, die Verläumdung zu widerlegen, und die Leute glauben zu machen, was Sie wünschen, wäre wohl, daß Sie auf Ihrer ersten Behauptung beharrten: denn wenn man hört, daß es dem Chevalier an Urtheilskraft fehlt, so ist es möglich, daß man glaubt, er hätte sich nie er-

dreistet, Ihnen seine Bewundrung zu erklären. Wenn man dann aber wieder diese Bescheidenheit bedenkt, die Sie gegen Ihre eignen Vorzüge so unempfindlich macht, so wird man aufs neue nicht an Valancourts Geschmack zweifeln können, so sehr Sie ihn auch herabsetzen. Mit einem Worte, die Leute werden trotz all Ihres Bemühens fortfahren zu glauben, was jeder, ohne mein Zuthun von selbst würde geglaubt haben, — daß der Chevalier Geschmack genug besitzt, ein schönes Frauenzimmer zu bewundern."

„Das ist doch in der That sehr traurig? — sagte Madame Cheron mit einem tiefen Seufzer."

„Darf ich wohl fragen, was so sehr traurig ist? — sagte Madame Clairval, der das traurige Gesicht und der schmerzhafte Ton, womit dieß gesagt wurde, auffiel.

„Es ist eine delikate Sache, erwiederte Madame Cheron; eine sehr kränkende für mich.

„Das thut mir sehr leid zu hören, sagte Madame Clairval, ich hoffe doch nicht, daß diesen Abend etwas besonders unangenehmes für Sie vorgefallen ist?"

„Ach ja, nur eben jetzt, und Gott weiß, woher das Gerücht entstanden seyn mag: mein Stolz hat sich noch nie so gekränkt gefühlt; allein ich versichre Sie, es ist durchaus ohne Grund."

„Ums Himmelswillen, rief Madame Clairval, was ist denn geschehn? Können Sie mir gar kein Mittel angeben, wie ich Ihnen helfen, oder Sie trösten kann?"

„Die einzige Art, wie Sie beydes können, ist wenn Sie allenthalben, wohin Sie gehn, dem Gerücht widersprechen."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0209
DFG

„Recht gern, aber sagen Sie mir nur, was ich wiedersprechen soll!"

„Es ist sehr demüthigend, daß ich beynahe nicht weiß, wie ich davon reden soll, fuhr Madame Cheron fort; aber Sie sollen selbst urtheilen. Bemerken Sie wohl den jungen Mann dort, der unten am Tische sitzt, und mit Fräulein d'Emeri spricht?" „Ja, ja, ich errathe wohl, wen Sie meinen." — „Sie sehn selbst, wie wenig er das Ansehn eines Mannes vom Stande hat. Ich sagte eben, daß ich ihn nicht dafür würde gehalten haben, wenn er nicht hier am Tische säße." — „Aber das Gerücht, unterbrach sie Madame Clairval, lassen Sie mich nur erst die Ursache Ihres Verdrusses hören!" „Ach die Ursache meines Verdrusses, erwiederte Madame Cheron; dieser Mensch, den niemand kennt — (aber verzeihn Sie, Madame, ich überlegte nicht, was ich sagte —) dieser unverschämte junge Mensch hat die Dreistigkeit gehabt, sich um meine Nichte zu bewerben, und hat dadurch, wie ich fürchte, zu dem Misverständniß Anlaß gegeben, daß seine Bewerbung mir gegolten hätte. Und nun bedenken Sie nur, wie demüthigend ein solches Gerücht seyn muß. Ich weiß gewiß, daß Sie meine Lage fühlen werden. Ein Frauenzimmer von meinem Stande. Denken Sie nur, wie sehr mich schon der bloße Verdacht einer solchen Verbindung herabsetzen muß!"

„In der That herabsetzen, meine arme Freundinn! — verlassen Sie sich darauf, daß ich es allenthalben, wohin ich komme, wiederlegen werde."

„Mit diesen Worten richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf andre Personen in der Gesellschaft, und Cavigni, der bisher den ernsthaften Zuschauer bey der ganzen Scene gemacht hatte, ging schnell da-

von, weil er ein Lachen, das ihn krampfhaft drückte, nicht länger zurückhalten konnte.

„Sie scheinen nicht zu wissen, sagte die Dame die neben Madame Cheron saß, daß der Herr, von dem Sie sprachen, ein Neffe von Madame Clairval ist." — Unmöglich, rief Madame Cheron, die nun anfing zu merken, daß sie sich in ihrem Urtheil von Valancourt gänzlich geirrt hatte, und die ihn jetzt mit lauter Stimme eben so knechtisch pries, als sie ihn vorher mit leichtsinniger Bosheit getadelt hatte.

Emilie hatte die ganze Zeit über so tief in Gedanken gesetzen, daß sie beynahe nichts von dem Gespräch gehört hatte, und sie konnte nicht genug erstaunen über die Lobsprüche, die sie ihre Tante an Valancourt verschwenden hörte, da sie von seiner Verwandtschaft mit Madame Clairval nichts wußte: doch war es ihr ganz recht, daß Madame Cheron, die trotz allem Bemühn, unbefangen zu scheinen, sich in der That sehr verlegen fühlte, sich gleich nach dem Abendessen zum Fortgehn anschickte. Montoni kam herbey, um Madame Cheron an den Wagen zu führen, und Cavigni both mit einer feyerlich schlauen Miene Emilien die Hand. Als sie eben den Herrn gute Nacht wünschte und das Fenster aufzog, erblickte sie Valancourt in dem Gedränge am Thore. Er verschwand, ehe der Wagen fortfuhr; Madame Cheron enthielt sich, seiner gegen Emilien zu erwähnen, und sobald sie das Schloß erreicht hatten, trennten sie sich für die Nacht.

Den andern Morgen, als Emilie mit ihrer Tante beym Frühstück saß, wurde ihr ein Brief gebracht, dessen Handschrift sie auf dem Couvert erkannte; sie erbrach ihn mit zitternder Hand, und

Englisches Seminar
Universität Rostock

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0211
DFG

Madame Cheron fragte sie hastig, von wem er käme. Emilie erbrach das Siegel, und da sie den Nahmen Valancourt unterzeichnet sah, gab sie ihn stillschweigend ihrer Tante, die ihn begierig hinnahm. Indem sie ihn durchlief, bemühte sich Emilie, den Inhalt auf ihrem Gesichte zu lesen. Sie gab ihn an ihre Nichte zurück, deren Augen zu fragen schienen, ob sie ihn lesen dürfte. „Ja Kind, lesen Sie ihn nur, sagte Madame Cheron mit minder strengem Tone als sie erwartet hatte, und vielleicht hatte Emilie ihrer Tante noch nie so gerne gehorcht. Valancourt erwähnte in diesem Briefe der Zusammenkunft vom vorigen Tage nur ganz kurz, schloß aber mit der Erklärung, daß er seinen Abschied nur von Emilien annehmen könnte, und mit der Bitte, daß sie ihm erlauben möchte, ihr den Nachmittag aufzuwarten. Sie erstaunte über die Mäßigung, womit Madame Cheron ihr einen solchen Brief eingehändigt hatte, und fragte sie mit bebender, trauriger Stimme: was soll ich antworten, Madame?

„Nun, wir müssen doch wohl den jungen Mann sehn, erwiederte ihre Tante, und hören, was er weiter vorzubringen hat. Schreiben Sie ihm nur, daß er kommen möchte." — Emilie wagte kaum ihren Ohren zu trauen. „Doch, warten Sie nur, setzte sie hinzu, ich werde es ihm selbst ankündigen. — Sie rief nach Feder und Dinte. Emilie wußte noch immer nicht, ob sie ihren Sinnen trauen durfte, und unterlag beynahe ihren Gefühlen. Ihr Erstaunen würde minder groß gewesen seyn, wenn sie den Abend vorher gehört hätte, was Madame Cheron nicht vergessen hatte, daß Valancourt ein Neffe von Madame Clairval war.

Emilie erfuhr den nähern Inhalt von ihrer

Tante Briefe nicht, allein der Erfolg war ein Besuch von Valancourt, den Madame Cheron allein empfing, und eine lange Unterredung mit ihm pflog, ehe Emilie herunter gerufen wurde. Sie fand ihre Tante in einem wohlgefälligen Gespräch begriffen, und Valancourts Augen funkelten von Hoffnung, als er ihr mit ungeduldigem Verlangen entgegen kam.

„Wir haben eben von der bewußten Sache gesprochen, sagte Madame Cheron. Der Chevalier sagt mir, daß der verstorbene Herr Clairval ein Bruder von seiner Mutter, der Gräfinn Düvarney gewesen ist. Es ist nur Schade, daß er seiner Verwandtschaft mit Madame Clairval nicht früher erwähnt hat: ich würde diesen Umstand als eine hinlängliche Einführung in mein Haus betrachtet haben." — Valancourt verneigte sich, und wollte Emilien anreden, allein ihre Tante hielt ihn zurück. — „Ich erlaube Ihnen also, fuhr sie fort, die Besuche des Chevaliers anzunehmen, und ohngeachtet ich mich durch kein Versprechen binden, oder gradeswegs gesagt haben will, daß ich ihn als meinen Neffen betrachten werde, habe ich doch nichts gegen ihren Umgang einzuwenden, und werde eine nähere Verbindung für die Zukunft als einen Umstand ansehn, der vielleicht nach einer Reihe von Jahren Statt finden kann, wenn es dem Chevalier gelingt, sich in seinem Stande empor zu schwingen, oder wenn sich andre Dinge ereignen, die es rathsam für ihn machen, eine Frau zu nehmen. Nur werden so wenig Sie, Emilie, als Herr Valancourt, vergessen, daß bis dahin durchaus von keinem Gedanken an Heirath die Rede seyn darf."

Emilie wechselte während dieser unfeinen Re-

de mehr als einmahl die Farbe, und bey den letzten Worten stieg ihre Verlegenheit so hoch, daß sie auf dem Punct stand, das Zimmer zu verlassen. Valancourt, der sich nicht viel weniger verlegen fühlte, wagte es kaum, die anzusehn, für die er so peinlich litt. Sobald aber Madame Cheron schwieg, sagte er: Madame, so schmeichelhaft mir auch Ihr Beyfall ist — so sehr ich mich auch dadurch geehrt fühle — bleibt mir doch so viel zu fürchten, daß ich kaum zu hoffen wage —

„Erklären Sie sich näher, sagte Madame Cheron." Diese unerwartete Foderung setzte Valancourt in neue Verlegenheit; er fühlte sich aufs äusserste betroffen über Dinge, die ihn, wenn er ein bloßer Zuschauer der Scene gewesen wäre, vielleicht zum Lachen würden gereizt haben.

„Ehe ich nicht des Fräuleins Erlaubniß erhalten habe, Ihre Güte anzunehmen, sagte er stammlend — ehe nicht sie mir zu hoffen erlaubt —

„O wenn das alles ist, unterbrach ihn Madame Cheron — gut, ich werde die Antwort für sie übernehmen. Erlauben Sie mir aber zugleich, Ihnen zu sagen, daß ich ihre Vormünderinn bin, und daß ich erwarte, daß mein Wille in allen Fällen der ihrige seyn wird."

Mit diesen Worten ging sie aus dem Zimmer und ließ Valancourt und Emilien in gegenseitiger Verlegenheit zurück. Valancourt empfand zu feurig, als daß nicht Hoffnung den Sieg über die Furcht hätte davon tragen, und ihm Muth machen sollen, sie mit seiner natürlichen Offenheit und Wärme anzureden; allein es dauerte lange, ehe sie sich genug wieder erhohlen konnte, um seine Bitten und Folgen deutlich zu hören.

Madame Cherons Betragen bey dieser Gele-

genheit wurde gänzlich durch selbstsüchtige Eitelkeit regiert. Sie wollte ihre Nichte nach ehrgeitzigen Rücksichten verheirathen, nicht weil sie wünschte, sie im Besitz des Glücks zu sehen, welches der gewöhnlichen Meinung nach Rang und Reichthum gewähren, sondern weil sie etwas von der Wichtigkeit, die eine vornehme Verbindung ihr geben würde, auf sich zu ziehen hoffte. Sobald sie also erfuhr, daß Valancourt der Neffe einer Person von so viel Wichtigkeit als Madame Clairval war, wünschte sie sehnlich eine Verbindung, die Emilien für die Zukunft Rang und Vermögen hoffen ließ, und ihr selbst die Wichtigkeit mitzutheilen versprach, nach der sie so sehnlich trachtete. Ihre Berechnungen auf Vermögen bey dieser Heirath gründeten sich mehr auf ihre Wünsche, als auf einen Wink von Valancourt, oder auf besondere Wahrscheinlichkeit; denn wenn sie auf den Reichthum der Madame Clairval rechnete, mußte sie ganz vergessen haben, daß diese eine Tochter besaß. Indessen mochte es auch mit Emiliens künftigen Vermögen noch so unsicher stehen, so war es doch gewiß, daß jetzt ein gewisses Ansehn dadurch auf sie zurückfallen mußte, da Madame Clairval durch den Glanz und die Pracht ihres Hauses den Neid der ganzen Nachbarschaft und die Nachahmung eines Theils derselben erregte. Sie hatte also eben so wenig Rücksicht auf ihrer Nichte Glück genommen, als sie eine Verbindung, von der das Ende noch fern und ungewiß war, bewilligte, als sie damahls darauf nahm, da sie diese Verbindung durchaus verwarf: demohngeachtet sie die Mittel in Händen hatte, sie sowohl gewiß als der Klugheit gemäß zu machen; so war doch dieß auf keine Weise ihre gegenwärtige Absicht.

Von dieser Zeit an machte Valancourt fleißig

Besuche bey Madame Cheron, und Emilie brachte in seiner Gesellschaft die glücklichsten Stunden hin, die sie seit ihres Vaters Tode verlebt hatte. Beyde waren zu sehr mit dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigt, um ernsthaften Gedanken für die Zukunft Raum zu geben. Sie liebten und wurden geliebt und fühlten nicht daß diese Zärtlichkeit, welche das Glück ihrer jetzigen Tage machte, vielleicht das Leben ganzer Jahre nach sich ziehen würde. Madame Cheron trat indessen in nähern Umgang mit Madame Clairval, und ihre Eitelkeit fühlte sich nicht wenig dadurch geschmeichelt, bey jeder Gelegenheit der Neigung zwischen dem Neffen dieser Dame und ihrer Nichte Erwähnung zu thun.

Auch Montoni war jetzt ein täglicher Gast im Schlosse und Emilie sah nur zu deutlich, daß er wirklich den Anbeter, und zwar den begünstigten Anbeter bey ihrer Tante machte.

Auf solche Art verstrichen die Wintermonathe für Valancourt und Emilien nicht nur in Frieden, sondern in allem Genusse beglückter Zärtlichkeit; sein Regiment stand so nahe bey Toulouse, daß er leicht zu ihnen herüber kommen konnte. Der Pavillon auf der Terasse war ihr Lieblingsaufenthalt; Emilie pflegte hier mit Madame Cheron bey der Arbeit zu sitzen, während Valancourt ihnen Werke des Genies und Geschmackes vorlas, mit Vergnügen die Ausbrüche ihrer Begeisterung anhörte, seine eigne äusserte, und neue Gelegenheit fand zu bemerken, daß ihre Seelen geschaffen wären, eines des andern Glück zu machen, da ein Geschmack, einerley edle und wohlwollende Gesinnungen sie zu beseelen schienen.

Dreyzehntes Kapitel.

Madame Cherons Geitz gab endlich ihrer Eitelkeit nach. Einige glänzende Feste, die Madame Clairval gegeben hatte, und die allgemeine Huldigung, die man ihr bewies, machte sie begieriger als jetzt, eine Verbindung fest zu knüpfen, die ihr in ihrer eignen und in der Meinung der Welt ein so hohes Gewicht geben mußte. Sie schlug Heirathspuncte vor, und erboth sich, Emilien eine Ausstattung zu geben, wofern Madame Clairval sich zu ähnlichen Bedingungen für ihren Neffen verstehn wollte. Madame Clairval gab diesem Vorschlag Gehör, und nahm ihn an, weil sie Emilien mit allem Recht als die künftige Erbinn des Reichthums ihrer Tante betrachtete. Emilie wußte indessen von der ganzen Verhandlung nichts, bis Madame Cheron ihr sagte, daß sie sich zur Hochzeit, die ohne weitern Aufschub gefeyert werden würde, bereit halten sollte. Voll Erstaunen und durchaus unfähig, sich diese plötzliche Beschleunigung zu erklären, die Valancourt nicht gesucht hatte — denn er wußte nicht, was zwischen den ältern Damen vorgegangen war, und ließ sich ein solches Glück gar nicht träumen — machte sie gegründete Einwendungen dagegen; allein Madame Cheron, die jetzt eben so wenig Widerspruch ertragen konnte, als ehemahls, stritt nun eben so eifrig für eine schleunige Heirath, als sie sich vorher auch dem entferntesten Anschein einer Möglichkeit dazu widersetzt hatte, und Emiliens Bedenklichkeiten verschwanden, als sie Valancourt wieder sah, der nun sein

Glück erfahren hatte, und zu ihr eilte, um ihr Versprechen zu fodern.

Während man sich mit den Zurüstungen zu dieser Hochzeit beschäftigte, wurde Montoni der erklärte Liebhaber der Madame Cheron, und so unzufrieden auch Madame Clairval war, als sie von dieser Verbindung hörte, und so gern sie auch nunmehr die bevorstehende zwischen Valancourt und Emilien hintertrieben hätte, sagte ihr doch ihr Gewissen, daß es nicht recht sey, so mit dem Frieden zweyer Menschen zu spielen, denn Madame Clairval war zwar auch eine Frau nach der Mode, war aber doch lange nicht so weit als ihre Freundinn in der Kunst gekommen, mehr Zufriedenheit aus Rang und Bewundrung als aus der innern Befriedigung ihres Gewissens zu schöpfen.

Emilie sah sowohl das Übergewicht, welches Montoni über Madame Cheron erlangt hatte, als seine immer häufiger werdenden Besuche mit innerm Misvergnügen; sie wurde in ihrer eignen Meinung von diesem Italiener durch das Urtheil Valancourts, der von jeher ein Misfallen an ihm geäussert hatte, bestärkt. Eines Morgens, als sie bey ihrer Arbeit in dem Pavillon saß, und die erquickende Kühle des Frühlings genoß, der jetzt seine Farben über die Landschaft ausbreitete, während Valancourt ihr aus einem Buche vorlas, das er oft bey Seite legte, um zu sprechen, erhielt sie eine Aufforderung, unverzüglich zu Madame Cheron zu kommen. Sobald sie ins Zimmer trat, bemerkte sie mit Verwunderung die Niedergeschlagenheit auf ihrer Tante Gesicht, die mit der Munterkeit ihres bunten Anzugs in Widerspruch stand. —

„Sind Sie da, Nichte, sagte Madame Cheron und schwieg wieder mit sichtlicher Verlegenheit

— ich ließ Sie rufen — denn ich wünschte — ich wünschte, Sie zu sehn, weil ich Ihnen — weil ich Ihnen etwas neues zu sagen habe. Sie müssen von dieser Stunde an den Signor Montoni als Ihren Onkel betrachten — denn diesen Morgen wurden wir verheirathet."

Nicht sowohl über die Heirath, als über die Heimlichkeit, womit sie war vollzogen worden, und über die Verlegenheit, womit sie angekündigt wurde, erstaunt, schrieb sie endlich diese Heimlichkeit mehr Montonis Wunsche als ihrer Tante zu. Seine Frau aber wollte, daß man gerade das Gegentheil glauben sollte, und setzte deswegen hinzu: Sie sehn, daß ich alles Aufsehn zu vermeiden gewünscht habe, allein nunmehr, da die Ceremonie vorbey ist, liegt mir nicht länger daran, und ich wünsche meinen Leuten anzukündigen, daß sie den Signor Montoni als ihren Herrn betrachten sollen.

Emilie machte einen schwachen Versuch, ihr zu dieser so sichtlich thörichten Heirath Glück zu wünschen. „Ich werde nun meine Hochzeit mit einigem Glanze feyern, fuhr Madame Montoni fort, und um Zeit zu gewinnen, werde ich die Anstalten benutzen, die bereits zu der Ihrigen gemacht worden sind. Diese muß nun freylich noch ein wenig verschoben werden! Was von Ihren Hochzeitskleidern bereits fertig ist, hoffe ich, werden Sie mir zu Ehren bey dieser Gelegenheit tragen. Auch wünschte ich, daß Sie Herrn Valancourt die Veränderung meines Nahmens kund thun, und ihn bitten möchten, es auch der Madame Clairval anzukündigen. In wenig Tagen werde ich ein großes Fest geben, wobey ich um Ihrer aller Gesellschaft bitte.

Emilie war so sehr in Erstaunen und Nachdenken versetzt, daß sie der Madame Montoni kaum

antworten konnte, doch ging sie nach dem Pavillon zurück, um wie sie verlangt hatte, Valancourt von dem, was vorgefallen war, zu unterrichten. Sein herrschendes Gefühl, als er von dieser plötzlichen Heirath hörte, war nicht Erstaunen, und als er nun gar erfuhr, daß seine eigne deswegen verschoben werden mußte, und daß dieselben Anstalten im Schlosse, die gemacht worden waren, um seiner Emilie Hochzeitstag zu feyern, jetzt für Madame Montoni entweiht werden sollten, erschütterten ihn abwechselnd Schmerz und Unwillen. Er konnte keine dieser Empfindungen vor Emiliens scharfsinnigen Blicken verbergen, deren Bemühung, seinen Ernst zu zerstreuen und über seine bangen Besorgnisse zu lachen, fruchtlos blieben. Er nahm endlich mit einer ernsten Zärtlichkeit, die sie tief erschütterte, Abschied; sie vergoß sogar Thränen als er am Ende der Terasse verschwand, ohne selbst genau zu wissen warum.

Montoni nahm nunmehr vom Schlosse und von der Herrschaft über die Bewohner desselben mit der Gleichgültigkeit eines Mannes Besitz, der schon lange beydes als sein Eigenthum betrachtet hatte. Sein Freund Cavigni, der sich ihm sehr nützlich dadurch gemacht hatte, daß er der Madame Cheron die Aufmerksamkeit und Schmeicheley bewies, die sie forderte, die aber Montoni nur zu oft empörten, erhielt ebenfalls Zimmer im Schlosse, und wurde von den Bedienten mit eben den Gehorsam als der Herr des Hauses behandelt.

Nach wenig Tagen gab Madame Montoni, wie sie versprochen hatte, einer sehr zahlreichen Gesellschaft ein großes Fest. Valancourt erschien unter den Gästen, Madame Clairval aber lehnte es ab zu kommen. Es wurde Concert, Ball und Sou-

pee gegeben. Madame Montoni tanzte, lachte und scherzte den ganzen Abend hindurch unaufhörlich, während Montoni, still, zurückhaltend und stolz, der ganzen Parade und der frivolen Gesellschaft, die sie herbey gezogen hatte, herzlich überdrüßig schien.

Dieß war das erste und letzte Fest, das zu dieser Hochzeitsfeyer gegeben wurde. So sehr auch Montonis ernsthaftes Temperamet und sein finstrer Stolz ihn abhielten, solche Feste zu genissen, war er doch sehr geneigt, sie zu befördern.

Es waren erst wenig Wochen seit ihrer Heirath verstrichen, als Madame Montoni Emilien ankündigte, daß der Signor nach Italien zurückzugehn dächte, so bald die nöthigen Zurüstungen zu einer so langen Reise getroffen seyn würden. Wir werden, sagte sie, nach Venedig, wo der Signor ein schönes Haus hat, und von da nach seinem Gute in Toscanien gehn. Warum machen Sie ein so ernsthaftes Gesicht, Kind? — Da Sie so sehr ein romantisches Land und schöne Aussichten lieben, werden Sie gewiß viel Vergnügen von dieser Reise haben.

„Soll ich denn von der Gesellschaft seyn, Madame? fragte Emilie mit äusserstem Erstaunen."

„Unfehlbar, wie können Sie sich nur einbilden, daß wir Sie zurücklassen würden! Aber Sie denken vermuthlich an den Chevalier; ich glaube, er weiß noch nichts von der Reise, allein er wird es bald erfahren. Signor Montoni ist zu Madame Clairval gegangen, um sie von unsrer Reise zu benachrichtigen und ihr zu sagen, daß für jetzt an die bewußte Verbindung zwischen den Familien nicht mehr zu denken ist.

Die Fühllosigkeit, womit Madame Montoni

ihrer Nichte ankündigte, daß sie sich vielleicht auf immer von dem Manne trennen müßte, mit dem sie fürs ganze Leben vereinigt zu werden gehofft hatte, erhöhte die Kränkung, die sie auf jeden Fall bey einer solchen Nachricht empfinden mußte. Sobald sie sprechen konnte, fragte sie ihre Tante um die Ursache der plötzlichen Veränderung ihrer Gesinnung gegen Valancourt, allein sie konnte nichts weiter zur Antwort erhalten, als daß der Signor diese Verbindung nicht zugeben wollte, weil er sie für weit unter dem hielte, was Emilie zu erwarten berechtigt sey.

„Ich überlasse jetzt diese Sache dem Signor ganz allein, setzte Madame Montoni hinzu, doch muß ich sagen, daß Herr Valancourt niemahls ein Liebling von mir gewesen ist, und daß ich mich nur habe übertäuben lassen, sonst hätte ich nimmermehr meine Einwilligung geben können. Ich war schwach genug — ich bin denn zuweilen so eine gute Närrinn, mich von andrer Leute Traurigkeit rühren zu lassen, und opferte so mein bestes Urtheil Ihrem Grame auf. Allein der Signor hat mir diese Thorheit sehr nachdrücklich verwiesen, und soll mir gewiß nicht zum zweytenmahle einen Vorwurf machen dürfen. Ich will also, daß Sie sich denjenigen unterwerfen, die Sie besser zu lenken wissen, als Sie sich selbst — ich will, daß Sie sich nach uns richten sollen."

Emilie war zu tief erschüttert, um Gründe oder Bitten anzuwenden, und als sie endlich das letzte versuchte, erstickte ihre Bewegung die Sprache, und sie zog sich in ihr Zimmer zurück, um über diesen plötzlichen sie ganz überwältigenden Streich des Unglücks nachzudenken, wenn anders Denken in ihrem Gemüthszustande möglich war.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0222
DFG

Es dauerte lange, ehe sie ihre Lebensgeister hinlänglich sammeln konnte, um das Nachdenken zuzulassen, das endlich dunkel und schrecklich sie befiel. Sie sah, daß Montoni seine eigne Vergrösserung durch sie suchte, und es fiel ihr ein, daß sein Freund Cavigni vielleicht die Person seyn könnte, für die er sich interessirte.

Sie brachte einige Stunden in diesem unruhigen Zustande hin, und als sie zu Tisch gerufen wurde, bath sie um Erlaubniß, in ihrem Zimmer zu bleiben; Madame Montoni aber war allein, und die Bitte wurde abgeschlagen. Emilie sowohl als ihre Tante sprachen wenig während der Mahlzeit; die eine war mit ihrem Schmerz beschäftigt, die andre fühlte sich durch Montonis unerwartete Abwesenheit gekränkt: denn seine Entfernnng beleidigte nicht nur ihre Eitelkeit, sondern machte auch ihre Eifersucht rege, weil sie glaubte, daß eine geheime Verabredung Ursache daran sey. Sobald die Bedienten hinausgegangen waren, und sie sich allein sahe, brachte Emilie das Gespräch auf Valancourt; allein ihre Tante, die sich weder zum Mitleid sänftigen, noch zu Gewissensbissen erwecken ließ, gerieth in Wuth, daß man sich ihren Willen widersetzen, oder Montonis Autorität in Zweifel ziehn könnte, wiewohl Emilie dieß letzte mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth that. Nach einem langen, qualvollen Gespräch zog sie sich endlich in Thränen zurück.

Indem sie durch den Saal ging, trat jemand durch die große Thüre herein. Sie glaubte, es sey Montoni, und wollte mit schnelleren Schritten weiter gehn, als sie Valancourts wohlbekannte Stimme hörte.

„Emilie, o meine Emilie! rief er mit stam-

melnder Zunge. Sie drehte sich um, und als er ihr näher kam, erschrack sie über den Ausdruck seines Gesichts, und über die wilde Verzweiflung in seiner Miene. „In Thränen Emilie! ich wünschte mit Ihnen zu sprechen, rief er; ich habe Ihnen viel zu sagen. Führen Sie mich an einen Ort, wo wir ungehindert reden können. Allein Sie zittern, Sie befinden sich nicht wohl — Lassen Sie mich Sie zu einem Stuhl führen!"

Er sah die Thüre eines Zimmers offen, und nahm sie eilends bey der Hand, um sie dahin zu führen; allein sie versuchte sie zurückzuziehn, und sagte mit mattem Lächeln: mir ist schon besser, wenn Sie meine Tante zu sehn wünschen, sie ist im Eßzimmer. „Ich muß mit Ihnen sprechen, meine Emilie, erwiederte Valancourt — großer Gott! ist es schon dahin gekommen! Sind Sie in der That so bereit, mich aufzugeben? Allein dieß ist ein unschicklicher Ort; man kann mich hören. Lassen Sie sich erbitten, mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, wenn es auch nur auf wenig Minuten seyn kann." — „Wenn Sie meine Tante werden gesehn haben, sagte Emilie!" — „Ich war elend genug, als ich hieher kam, rief Valancourt, vermehren Sie mein Elend nicht durch diese Kälte, durch diese grausame Verweigerung!

Die Traurigkeit, womit er dieß sagte, rührte sie beynahe bis zu Thränen, allein sie beharrte auf ihrer Weigerung ihn zu hören, bevor er mit Madame Montoni würde gesprochen haben. „Wo ist ihr Mann, wo ist denn Montoni? mit ihm, mit ihm muß ich sprechen, sagte er mit veränderter Stimme."

Emilie, die die Folgen des Unwillens fürchtete, der in seinen Augen flammte, sagte ihm zitternd, daß Montoni zu Hause wäre, und bath ihn

flehendlich, seinen Unwillen zu mäßigen. Bey dem bebenden Ton ihrer Stimme schmolz der wilde Blick seiner Augen sogleich in Zärtlichkeit. „Ihnen ist nicht wohl, Emilie, sagte er, sie werden uns beyde tödten! Vergeben Sie mir daß ich an Ihrer Liebe zweifeln konnte.“

Emilie wiederstand ihm nicht länger, als er sie in ein anstoßendes Zimmer führte. Die Art wie er Montoni nannte, hatte sie für seine eigne Sicherheit so besorgt gemacht, daß sie jetzt nur darauf dachte, den Wirkungen seiner gerechten Rache vorzubeugen. Er hörte ihre Bitten aufmerksam an, beantwortete sie aber nur mit Blicken der Zärtlichkeit und des Schmerzes, und bemühte sich um die ängstlichen Besorgnisse, welche sie quälten, zu stillen, seine Gesinnungen gegen Montoni so viel als möglich zu verheelen. Allein sie durchschaute den Schleyer, worin er seinen Unwillen gehüllt hatte, und da seine angenommene Ruhe sie nur noch mehr besorgt machte, legte sie ihm endlich ans Herz, wie unweise es sey, Montoni zu einer Unterredung zu zwingen, und irgend einen Schritt zu thun, wodurch ihre Trennung unabänderlich gemacht werden könnte. Solchen Gründen mußte Valancourt Gehör geben, und ihre rührenden Bitten entlockten ihm das Versprechen, daß er, wenn auch Montoni auf seinem Vorsatz, sie zu trennen, beharrte, doch nicht suchen würde, sein Unrecht durch Gewalt zu rächen. „Um meinetwillen! sagte Emilie. Lassen Sie sich den Gedanken an das, was ich leiden würde, von solcher Rache abhalten!“ — „Um Ihrentwillen! erwiederte Valancourt, und seine Augen füllten sich mit Thränen der Zärtlichkeit und des Schmerzes, während er sie anstaunte. — Ja, ja, ich werde mich selbst überwinden! Allein wenn ich gleich Ih-

nen mein feyerliches Versprechen, dieß zu thun, gegeben habe, so erwarten Sie doch nicht, daß ich mich Montonis Gewalt geduldig unterwerfe; könnte ich es, so würde ich Ihrer unwerth seyn. Und doch, Emilie! wie lange wird er mich vielleicht verdammen, ohne sie zu leben! Wie lange wird es währen, ehe Sie nach Frankreich zurückkommen! —

Emilie suchte ihn durch die Versicherung ihrer unwandelbaren Liebe und durch die Vorstellung, daß sie in nicht viel länger als einem Jahre mündig und folglich von der Vormundschaft ihrer Tante befreyt seyn würde, zu trösten. Diese Versicherungen konnten Valancourt wenig Beruhigung geben, wenn er bedachte, daß sie alsdann in Italien und in der Gewalt von Menschen wäre, deren Herrschaft über sie nicht mit ihren Rechten aufhören würde — allein er stellte sich, als fühle er sich dadurch beruhigt. Emilie, durch das Versprechen, welches sie von ihm erhalten hatte, und durch seine anscheinende Fassung getröstet, war im Begriff ihn zu verlassen, als ihre Tante ins Zimmer trat. Sie warf auf ihre Nichte, die sich sogleich entfernte, einen strengen verweisenden Blick, und auf Valancourt einen Blick voll stolzen Unwillens.

„Dieß Betragen hätte ich nicht von Ihnen erwartet, sagte sie, ich erwartete sicher nicht, Sie in meinem Hause zu sehn, seit Ihnen gesagt war, daß Sie nicht länger willkommen wären, und noch weniger hätte ich geglaubt, daß Sie eine geheime Unterredung mit meiner Nichte suchen, oder daß Emilie sie zugestehn würde."

Valancourt, der es nothwendig fand, Emilien von dieser Beschuldigung zu rechtfertigen, erklärte ihr, daß die Absicht seines Besuchs gewesen sey, mit Montoni zu sprechen, und äusserte sich

über die Veranlassung dazu mit der Mäßigung, welche mehr Madame Montonis Geschlecht als ihre persönlichen Eigenschaften ihm auflegte.

Sie beantwortete seine Vorstellungen durch Grobheiten; beklagte aufs neue, daß ihre Klugheit immer dem, was sie Mitleid nannte, nachgegeben hätte, und setzte hinzu, sie fühlte die Thorheit in diese Verbindung eingewilligt zu haben, so sehr, daß sie, um nicht wieder in eine ähnliche Schwäche zu fallen, die Sache gänzlich dem Signor Montoni übergeben hätte.

Valancourts beredte Gründe bewirkten zwar endlich, daß sie das Unwürdige ihres Betragens einigermaßen fühlte, und wenigstens Scham, wenn auch keine Gewissensbisse empfand. Endlich stieg ihr Zorn zu einer solchen Höhe, daß Valancourt sich genöthigt sah, schnell das Haus zu verlassen, um nicht durch eine unbesonnene Antwort seine eigne Achtung zu verscherzen. Er überzeugte sich nunmehr vollkommen, daß er von Madame Montoni nichts zu hoffen hatte, denn welches Mitleid oder Gerechtigkeit ließ sich wohl von einer Person erwarten, die ihr Unrecht fühlte, ohne es zu bereuen.

Von Montoni konnte er sich eben so wenig versprechen, denn es war augenscheinlich, daß der Plan sie zu trennen, von ihm herrührte, und es ließ sich nicht erwarten, daß er seine eignen Entwürfe Bitten oder Vorstellungen aufopfern würde, die er voraus gesehn und ihnen Widerstand zu leisten, sich vorbereitet haben mußte. Da er sich indessen seines Versprechens gegen Emilien erinnerte und da ihm mehr der Gedanke an seine Liebe, als die Furcht, seinem Ansehn etwas zu vergeben, am Herzen lag, so hütete er sich sehr, etwas zu thun,

wodurch er Montoni unnöthiger Weise aufbringen könnte. Er schrieb ihm, nicht um eine Zusammenkunft zu fodern, sondern um darum zu bitten, und nachdem er dieß gethan hatte, bemühte er sich, seine Antwort ruhig zu erwarten.

Montoni gab Valancourt zur Antwort, da eine Zusammenkunft zwischen ihnen, weder die Einwendungen des Einen aus dem Wege räumen, noch die Wünsche des Andern vernichten könnte, so würde sie nur dazu dienen, einen unnützen Streit zwischen ihnen anzuspinnen und er hielt es also für klüger, sie abzulehnen.

Nur Rücksicht auf die Gründe der Klugheit, worauf Emilie ihn aufmerksam gemacht hatte, und auf sein ihr gethanes Versprechen, konnte die Aufwallung unterdrücken, die ihn nach Montonis Hause trieb, um zu fodern, was man seinen Bitten verweigert hatte. Er wiederhohlte nur sein Gesuch, ihn zu sehn, verstärkt durch alle Gründe, die seine Lage ihm eingeben konnte. So verstrichen einige Tage in unablässigen Vorstellungen von der einen, und unerbittlicher Verweigerung von der andern Seite; denn es mochte nun Furcht oder Scham, oder der Haß seyn, der aus beyden entsteht, was Montoni den Mann scheuen ließ, den er beleidigt hatte; genug er beharrte durchaus auf seiner Weigerung, und ließ sich weder durch den Schmerz, den Valancourts Briefe verriethen, zum Mitleid bewegen, noch durch die Stärke seiner Gründe, zur Reue über seine Ungerechtigkeit erwecken. Endlich aber, als Valancourt seine Briefe uneröffnet zurück bekam, vergaß er in den ersten Augenblicken leidenschaftlicher Verzweiflung jedes Emilien gethane Versprechen, das feyerliche ausgenommen, wodurch er sich verbunden hatte, alle Gewaltthätigkei-

ten zu vermeiden, und eilte nach Montonis Schlosse, mit dem festen Vorsatz ihn zu sehn, auf welche Art es auch sey. Montoni ließ sich verläugnen und als Valancourt darauf nach Madame und nach Fräulein St. Aubert fragte, verweigerten ihm die Bedienten durchaus den Eingang. Um sich in keinen Streit mit ihnen einzulassen, ging er endlich fort, und kam in einem Zustand der Seele, der nahe an Wahnsinn grenzte, zu Haus. Hier schrieb er Emilien ohne allen Rückhalt den Schmerz seines Herzens, und flehte sie an, da er auf keine andere Weise hoffen könnte, sie zu sehn, ihm ohne Montonis Vorwissen eine Zusammenkunft zu erlauben. Bald nachher aber legte sich die Leidenschaft; er fühlte, daß er Unrecht gethan hatte, durch die zu starke Schilderung seines Leidens Emiliens Schmerz noch zu erhöhn, und hätte die halbe Welt geben mögen, um seinen Brief zurück nehmen zu können. Die argwöhnische Vorsicht der Madame Montoni ersparte indessen Emilien diese Pein. Sie hatte Befehl gegeben, daß alle Briefe, die an ihre Nichte einliefen, ihr eingehändigt werden sollten, und nachdem sie diesen gelesen, und den Zorn ausgeschüttet hatte, den Valancourt durch die Art, wie er Montonis erwähnte, bey ihr erregte, übergab sie ihn den Flammen.

Montoni sehnte sich indessen mit jedem Tage mehr, Frankreich zu verlassen, und trieb sowohl die Bedienten, die sich mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigten, als die Personen, mit denen er noch besondere Geschäfte abzumachen hatte, zur Beschleunigung an. Die Briefe, worin Valancourt, da er wohl sah, daß er alles andere aufgeben mußte, wenigstens um die Erlaubniß, Emilien Lebewohl sagen zu dürfen, gebethen hatte, überging

er mit hartnäckigem Stillschweigen. Als aber Valancourt erfuhr, daß sie wirklich in wenig Tagen abreisen, und daß er sie nicht mehr sehn sollte, vergaß er alle Rücksichten der Klugheit und wagte es in einem zweyten Briefe an Emilien auf eine heimliche Heirath anzutragen. Auch dieser Brief fiel Madame Montoni in die Hände, und der letzte Tag von Emiliens Aufenthalt zu Toulouse erschien ohne Valancourt nur eine Zeile, seine Leiden zu mildern, nur ein Fünkchen von Hoffnung mitzubringen, daß ihm vergönt werden sollte, sie noch einmahl zu sehen.

Emilie war in dieser Zeit der quälenden Ungewißheit für Valancourt in die Art von Betäubung versunken, worin plötzliches und unhelfbares Unglück die Seele oftmahls stürzen kann. Sie liebte ihn mit der wärmsten Zärtlichkeit; sie war lange gewohnt gewesen, ihn als den Freund und Gefährten aller ihrer künftigen Tage zu betrachten, und kannte keinen Gedanken an Glück, der nicht mit dem Gedanken an ihn verbunden war. Was mußte sie also empfinden, da sie so plötzlich, vielleicht auf immer von ihm getrennt werden sollte; da sie die Gewißheit vor sich sah, in ferne Theile der Welt geworfen zu werden, wo keiner nur von des andern Daseyn hören konnte, und das alles, um dem Willen eines Fremden — denn das war doch Montoni — und einer Person zu gehorsamen, die noch vor kurzem ihre Verbindung eifrig betrieb! Vergebens suchte sie ihren Schmerz zu bekämpfen, und sich dem, was sie nicht ändern konnte, zu unterwerfen. Valancourts Stillschweigen betrübte sie mehr, als es sie befremdete, weil sie die Ursache richtig errieth; als aber der Tag vor ihrer Abreise aus Toulouse erschien und sie nun zu deutlich

sah, daß ihm nicht vergönnt werden sollte, Abschied von ihr zu nehmen, überwältigte der Schmerz jede andere Rücksicht, die sie abgehalten hatte, von ihm zu sprechen, und sie fragte Madame Montoni, ob man ihm diesen kleinen Trost verweigert hätte? Ihre Tante bejaht es, und setzte hinzu, daß nach dem Betragen, wodurch Valancourt sie bey ihrer letzten Zusammenkunft aufgebracht, und nach der Unverschämtheit, womit er den Signor durch seine Briefe verfolgt hätte, würden keine Bitten weiter helfen.

„Wenn der Chevalier diese Gefälligkeit von uns erwartet, sagte sie, so hätte er sich ganz anders benehmen, er hätte geduldig warten sollen, bis er gemerkt hätte, ob wir dazu geneigt wären; allein er mußte nicht kommen, und mir Grobheiten sagen, weil ich nicht für gut fand, ihm meine Nichte zu geben, und eben so wenig mußt er den Signor hartnäckig verfolgen, weil er nicht für gut fand, sich über eine so kindische Sache in Streit einzulassen. Sein ganzes Betragen überhaupt ist äusserst dreist und unverschämt gewesen, ich verlange durchaus, daß sein Nahme nie wieder genannt wird, und daß Sie mit diesem kindischen Jammern und Winseln aufhören, und wieder wie andre Leute, nicht aber mit einem so kläglichen Gesicht erscheinen, als wollten sie alle Augenblicke anfangen zu heulen. Wenn Sie auch nichts sagen, so können sie doch Ihren Schmerz nicht vor meinem Scharfblick verbergen. Ich sehe, daß Ihnen die Thränen schon wieder nahe sitzen, ohngeachtet ichs Ihnen verwiesen habe, ja selbst jetzt, trotz meines Verboths. —

Emilie, die sich abgewandt hatte, um ihre Thränen zu verbergen, verließ das Zimmer, um

ihnen freyen Lauf zu lassen, und der Tag verstrich in einer innern Angst, die sie noch nie in solchem Grade empfunden hatte. Sie blieb in ihrem Schlafzimmer in dem Stuhl, worin sie sich geworfen hatte, unbeweglich sitzen, als schon längst alle andere Bewohner des Hauses sich zur Ruhe gelegt hatten. Sie konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß sie Valancourt nie wieder sehn würde. Wie schrecklich stellte die Entfernung, welche bald sie trennen sollte, sich ihrer Einbildungskraft dar! Die Alpen, diese furchtbaren Mauern, drohten emporzusteigen, ganze Länder sich zwischen den Regionen, wo jedes leben mußte, auszustrecken. In angrenzenden Provinzen zu leben, in demselben Lande zu leben, wenn auch ohne ihn zu sehn, war Glückseeligkeit in Vergleich der Überzeugung, so schrecklich weit getrennt zu seyn.

Ihre Seele wurde durch alle diese Betrachtungen so sehr erschüttert, daß sie sich plötzlich einer Ohnmacht nahe fühlte; sie sah sich im Zimmer nach etwas um, womit sie sich wieder stärken könnte, und da ihr das Fenster ins Auge fiel, sammelte sie noch so viel Kräfte, es zu öffnen, und sich daneben zu setzen. Die frische Luft stärkte ihre Lebensgeister wieder, und das stille Mondlicht, das auf eine lange Ulmenallee vor dem Fenster fiel, wiegte sie in sanfte Ruhe und machte sie geneigt zu versuchen, ob Bewegung und frische Luft den innern Schmerz, der ihre Schläfen zusammen preßte; lindern würde. Im Schlosse war alles still, und sie schlich, wie sie glaubte unbemerkt, die große Treppe, die in den Saal führte, aus welchem eine Thüre unmittelbar in den Garten ging, herunter, öffnete die Thüre und betrat die Allee. Sie ging bald mit schnellen, bald mit schwankenden Schritten,

ten, getäuscht durch die Schatten zwischen den Bäumen; sie glaubte jemand in der Ferne zu entdecken, und fürchtete, es möchte ein Spion von Madame Montoni seyn. Doch überwand ihr Verlangen, den Pavillon wieder zu sehen, wo sie so manche glückliche Stunde mit Valancourt zugebracht, mit ihm die weite Aussicht auf Languedoc und auf ihr Geburtsland Gasconien bewundert hatte, ihre Furcht, und sie ging auf die Terasse zu, die längs dem obern Garten hinlief, und mit dem untern durch eine Marmortreppe, die an die Allee stieß, zusammenhing.

Nachdem sie diese Stuffen erreicht hatte, stand sie einen Augenblick still, um sich umzusehn, denn ihre Entfernung vom Schlosse vermehrte jetzt die Furcht, welche die Stille und Dunkelheit der Stunde erregt hatte. Da sie aber nichts wahrnahm, was sie rechtfertigen konnte, stieg sie die Terasse hinauf, wo das Mondlicht den langen breiten Gang mit dem Pavillon am äusserſten Ende beleuchtete, während die Strahlen das Laub der hohen Bäume und Gesträuche, die ihn zur Rechten begrenzten, und das kleine Wäldchen, das sich zur Linken sanft erhob, versilberten. Ihre Entfernung vom Schloße machte sie aufs neue unruhig; sie stand still um zu lauschen; die Nacht war so still, daß kein Laut ihr entwischen konnte, allein sie hörte nur die süßklagende Stimme der Nachtigall, und das leichte Rauschen des Laubes. Als sie den Pavillon erreicht hatte, schwächte die Dunkelheit den Eindruck nicht, den ein voller Anblick der wohlbekannten Gegend in ihr würde erregt haben. Sie öffnete die Fenster, und sah unter der belaubten Wölbung die vom Monde beleuchtete Landschaft schattigt und sanft da liegen.

Emilie fühlte die Eindrücke dieser Scene nur in so fern sie Valancourts Bild näher vor ihre Fantasie brachten. Ach! sagte sie mit einem tiefen Seufzer, als sie sich in einen Stuhl am Fenster warf, wie oft haben wir auf dieser Stelle zusammen gesessen! wie oft haben wir auf die Landschaft hingeblickt! Nimmer, nimmer werden wir sie zusammen wieder sehn — nimmer, ach! nimmer vielleicht werden wir einander wieder erblicken!"

Schrecken erstickte plötzlich ihre Stimme; sie hörte jemand im Pavillon reden, und schrie laut auf — es sprach weiter, und sie erkannte Valancourts wohlbekannte Töne. Es war in der That Valancourt, der sie in seinen Armen hielt. Einige Augenblicke lang erstickte ihre Bewegung alle Worte. „Emilie, sagte Valancourt endlich, indem er ihre Hand in der seinigen drückte, Emilie! — und die Worte erstarben aufs neue; allein der Ton, womit er ihren Nahmen ausgesprochen hatte, drückte alle seine Zärtlichkeit und Schmerzen aus.

O meine Emilie, fing er nach langem Schweigen wieder an, so sehe ich sie noch einmahl wieder! so höre ich noch einmahl den Ton dieser Stimme! Viele, viele Nächte lang habe ich mich in der schwachen Hoffnung Sie zu sehn, in diesen Gärten, in dieser Gegend umhergeschlichen. Es war die einzige Möglichkeit, die mir übrig blieb, und dem Himmel sey Dank, daß es endlich gelungen ist — ich bin nicht ganz zur Verzweiflung verdammt!"

Emilie sagte etwas, sie wußte kaum was. Sobald er sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, sagte er: ich kam bald nach Sonenuntergang hieher, und habe die ganze Zeit in den Gärten und in dem Pavillon hier verweilt: denn wiewohl ich

jetzt alle Hoffnung, sie zu sehn, aufgegeben hatte, konnte ich mich doch nicht entschließen, einen Ort zu verlassen, wo ich Ihnen so nahe war: wahrscheinlich würde ich bis zum Anbruch des Morgens hier geblieben seyn. O wie schwer sind mir die Augenblicke verstrichen, und doch so voll sich durchkreuzender Empfindungen. Oft glaubte ich Fußtritte zu hören und bildete mir ein, daß Sie herbeykämen, dann wieder hörte ich nichts als todtes, trauriges Schweigen. Als Sie aber die Thüre des Pavillons öffneten und die Dunkelheit mich verhinderte, mit Gewißheit zu unterscheiden, ob es meine Geliebte sey, o da schlug mein Herz so stark von Hoffnung und Furcht, daß mir die Sprache verging. Sobald ich den klagenden Ton Ihrer Stimme hörte, verschwanden meine Zweifel, aber nicht meine Furcht, bis Sie von mir sprachen: dann aber verlor sich die Besorgniß, Sie zu erschrecken in dem Übermaß meiner Empfindung und es war mir nicht möglich, länger zu schweigen. O Emilie, dieß sind Augenblicke, wo Freude und Schmerz so mächtig um den Vorrang kämpfen, daß das Herz kaum den Streit zu ertragen vermag.

Emiliens Herz gestand die Wahrheit dieser Worte ein, allein die Freude, die sie empfand, Valancourt gerade in dem Augenblick zu finden, wo sie beklagt hatte, daß sie ihn wahrscheinlich nie wieder sehn würde, zerfloß bald in Schmerz, sobald Nachdenken sich ihrer bemeisterte, und die Einbildungskraft Gesichter der Zukunft hervorrief. Sie kämpfte, die ruhige Fassung der Seele wieder zu erlangen, deren sie bedurfte, um diese letzte Unterredung auszuhalten. Für Valancourt war es durchaus unmöglich; die Regungen seiner Freude

verwandelten sich plötzlich in Schmerz, und er äusserte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken sein Grauen vor dieser Trennung, und seine Verzweiflung, sie je wieder zu sehn. Emilie hörte ihm stumm weinend zu, und führte dann, um ihren eignen Schmerz zu besiegen, und den seinigen zu besänftigen, alle Umstände an, die zur Hoffnung führen konnten. Allein die Stärke seiner Furcht ließ ihn sogleich den freundschaftlichen Betrug entdecken, womit sie sich selbst und ihn zu täuschen suchte, und rief Bilder hervor, die seiner Vernunft zu mächtig waren.

Sie sind im Begriff, sagte er, von mir in ein fernes Land, o wie weit entfernt! zu gehn — Sie eilen neuer Gesellschaft, neuen Freunden, neuen Bewunderern entgegen, und zwar mit Menschen, die alles versuchen werden, mich aus Ihrem Gedächtniß zu bannen. Wie kann ich dieß wissen und doch vergessen, daß Sie nie wieder für mich zurückkehren, nie, nie mein seyn werden. Seufzer erstickten seine Stimme.

„Sie glauben also, sagte Emilie, daß ich die Qual, die mich zerreißt, bloß aus unbedeutenden Gründen, bloß um mein selbst willen leide? Sie glauben" —

„Leiden! unterbrach Valancourt — für mich leiden! O Emilie, wie süß, wie bitter sind diese Worte! welchen Trost, welche Pein enthalten sie. Ich sollte nicht an der Dauer Ihrer Liebe zweifeln, und doch ist die Inkonsequenz der Liebe so groß, daß sie stets dem Argwohn offen steht, so ungerecht er auch seyn mag: daß sie stets neue Versicherungen von dem Gegenstande ihrer Neigung fodert, und sich stets gleichsam durch neue Überzeugung belebt fühlt, wenn die Worte des geliebten Gegen-

standes ihr sagen, daß sie ihm noch theuer ist — muß sie aber diese entbehren, so sinkt sie in Zweifel, oft in Kleinmuth zurück."

Er schien sich wieder zu sammeln und rief dann; „aber wie armselig bin ich, Sie in diesen Augenblicken zu quälen, wo ich mich bemühn sollte, Sie zu trösten und aufrecht zu halten!"

Dieser Gedanke erweckte seine ganze Zärtlichkeit: bald aber fiel er wieder in Niedergeschlagenheit zurück, fühlte nur für sich selbst, und beklagte diese grausame Trennung, mit so leidenschaftlicher Stimme, in so leidenschaftlichen Ausdrücken, daß Emilie nicht mehr ihren eignen Schmerz zu unterdrücken, oder den seinigen zu sänftigen vermochte. Valancourt, von Mitleid und Liebe zerrissen, verlor die Kraft und beynahe auch den Wunsch, seine Bewegung zu unterdrücken. O Emilie, mein Herz will brechen; ich kann, ich kann Sie nicht verlassen — Noch staune ich dieses Gesicht an, noch halte ich sie in meinen Armen — eine kleine Weile noch, und dieß alles wird mir ein Traum seyn! Ich werde sehen, und Sie nicht mehr sehen können — ich werde suchen, mir Ihre Züge ins Gedächtniß zu rufen, und der Eindruck wird aus meiner Einbildungskraft entflohn seyn; ich werde den Ton Ihrer Stimme hören wollen, und selbst das Gedächtniß wird stumm seyn. Ich kann, ich kann Sie nicht verlassen! Warum sollten wir das ganze Glück unsers Lebens dem Willen von Menschen anvertrauen, die kein Recht haben, es zu unterbrechen, und keine Macht es zu befördern, es sey denn, daß sie meine Emilie mir schenken wollten. O Emilie, wagen Sie nur, Ihrem eignen Herzen zu trauen, wagen Sie es, auf immer mein zu seyn! Seine Stimme bebte und er schwieg — Emilie fuhr

fort zu weinen, und schwieg auch, als Valancourt eine geheime Heirath vorschlug, und sie bath, den andern Morgen in aller Frühe Madame Montonis Haus zu verlassen und mit ihm nach der Kirche der Augustiner zu gehn, wo ein Mönch bereit seyn sollte, sie zusammen zu geben.

Das Stillschweigen, womit sie einen Vorschlag anhörte, den Liebe und Verzweiflung eingegeben hatten, und der ihr in einem Augenblick vorgetragen wurde, wo es kaum möglich schien, sich ihm zu widersetzen — „Sprechen Sie doch, meine Emilie, sagte Valancourt feurig, und lassen Sie mich Ihre Stimme hören, lassen Sie mich Sie mein Schicksal entscheiden hören!" Sie war unvermögend zu sprechen; ihre Wange war kalt, und die Sinne schienen ihr zu vergehn, doch wurde sie nicht ohnmächtig. Valancourts aufgeschreckte Einbildungskraft stellte sie ihm sterbend vor — er rief sie beym Nahmen, stand auf, um Hülfe aus dem Schlosse zu hohlen, und fürchtete dann wieder, wenn er an ihre Lage dachte, von ihr zu gehn, oder sie nur einen Augenblick zu verlassen.

Nach wenig Minuten stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und fing wieder an aufzuleben; der Kampf zwischen ihrer Liebe und der Pflicht, die sie jetzt ihres Vaters Schwester schuldig war; ihre Abneigung gegen eine geheime Heirath, ihre Furcht unter Umständen, die den Gegenstand ihrer Liebe in Elend und Reue stürzen mußten, die Welt zu verlassen, alle diese mancherley Rücksichten waren zu viel für ein Herz, das bereits vom Kummer entnervt war, und ihre Vernunft unterlag auf einige Augenblicke. Doch siegten endlich, so hart der Kampf auch war, Pflicht und Überlegung über Zärtlichkeit und traurige Vorahndungen. Vor allem

aber fürchtete sie, Valancourt in Unglück und leere Reue zu stürzen — die nur zu gewisse Folge einer Heirath ihn ihrer gegenwärtigen Lage. —

Mit einer Offenheit, welche bewies, wie sehr sie ihn wirklich schätzte und liebte, und die sie, wo möglich, ihm noch theurer machte, sagte sie ihm alle Gründe, weswegen sie seine Vorschläge verwarf. Der Sieg war beynahe zu viel für sein Herz; um Emiliens willen bemühte er sich, seinen Schmerz zu ersticken, aber die immer höher steigende Empfindung wollte sich nicht unterdrücken lassen. „O Emilie! rief er, ich muß Sie verlassen — ich muß Sie verlassen, und weiß, daß es auf immer ist!

Krampfhaftes Schluchzen unterbrach aufs neue seine Worte, und sie weinten still mit einander, bis Emilie sich besann, daß sie Gefahr liefen entdeckt zu werden; und, da sie es unschicklich fand, eine Unterredung zu verlängern, die ihr den Tadel ihrer Tante zuziehn konnte, rief sie alle ihre Stärke zusammen, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen.

„Bleiben Sie, rief Valancourt, ich beschwöre Sie zu bleiben, denn ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Die Erschütterung in meinem Innern, hat mich bisher nur von dem einzigen Gegenstand, der mich beschäftigte, sprechen lassen, ich habe mich enthalten, eines sehr wichtigen Zweifels zu erwähnen, und zwar zum Theil, um mir nicht das Ansehn zu geben, als sagte ich es in der unedlen Absicht, Sie unruhig zu machen, und Sie zur Einwilligung in meinen Vorschlag zu bewegen.

Emilie erschrack: sie führte Valancourt aus dem Pavillon auf die Terasse und er fuhr in folgenden Worten fort:

„Dieser Montoni, ich habe verschiedne seltsame Dinge von ihm gehört. Wissen Sie gewiß, daß er zu Madame Quesnels Familie gehört, und daß sein Vermögen wirklich ist, was es scheint?"

„Ich habe keinen Grund daran zu zweifeln, antwortete Emilie erschrocken. Am erstern kann ich in der That nicht zweifeln, vom letztern aber bin ich nicht zu urtheilen im Stande, und ersuche Sie daher, mir alles zu eröffnen, was Sie davon wissen."

Das werde ich gewiß, nur sind es sehr unvollständige und unbefriedigende Nachrichten. Ich erfuhr sie zufällig von einem Italiener, der mit einem andern von diesem Montoni sprach. Sie unterhielten sich von seiner Heirath: der Italiener sagte, wenn es der wäre, den er meinte, so würde Madame Cheron nicht sehr glücklich durch ihn werden. Er äusserte hierauf in allgemeinen Ausdrücken sein Misfallen an ihm, und ließ einige Winke von seinem Charakter fallen, die meine Neugierde erregten, so daß ich es wagte, einige Fragen an ihn zu thun. Er war anfangs sehr zurückhaltend, endlich aber gestand er doch, auswärts gehört zu haben, daß Montoni in verzweifelten Umständen und ein Mensch von verzweifeltem Charakter sey. Er erwähnte eines Schlosses zwischen den Appeninen, das Montoni gehörte, und einiger sehr sonderbaren Umstände aus seinem vorigen Leben. Ich drang in ihn, mir mehr zu entdecken, allein ich glaube, mein zu lebhafter Antheil machte ihn mistrauisch, denn er war durchaus nicht zu bewegen, mir mehr zu entdecken. Ich sagte ihm, wenn Montoni ein Schloß in den appeninischen Gebürgen besäße, so müßte

er doch wohl aus einer guten Familie und nicht ein bloßer Glücksritter seyn. Er schüttelte den Kopf und sah aus, als könnte er noch weit mehr sagen, schwieg aber stille.

Die Hoffnung, etwas mehr befriedigendes oder bestimmtes zu erfahren, machte, daß ich lange in seiner Gesellschaft blieb, allein der Italiener hüllte sich in seine Zurückhaltung, und sagte so oft ich das Gespräch erneuerte, er hätte diese Dinge nur durch flüchtige Gerüchte erfahren, worauf wenig zu bauen wäre, da dergleichen oft nur aus persönlichem Groll gesagt würde. Ich enthielt mich, weiter in ihn zu dringen, weil ich deutlich merkte, daß er wegen den Folgen von dem, was er bereits gesagt hatte, besorgt war, und mußte also über eine Sache in Ungewißheit bleiben, wo Ungewißheit beynahe unerträglich ist. Denken Sie selbst, Emilie, was ich dabey leiden muß, Sie in ein fremdes Land reisen zu lassen, und Sie den Händen eines Mannes von so zweydeutigem Charakter anvertraut zu wissen! Allein ich will Sie nicht unnöthiger Weise beunruhigen — es ist möglich, wie der Italiener auch anfangs sagte, daß dieser Montoni nicht die Person ist, die er meinte. Indessen überlegen Sie alles wohl, Emilie, ehe Sie sich entschliessen, sich ihm anzuvertrauen. O ich darf mir selbst nicht trauen, sonst würde ich in Sie dringen, alle die Gründe bey Seite zu setzen, die mich noch vor wenig Minuten vermochten, der Hoffnung auf Ihren unmittelbaren Besitz zu entsagen.

Valancourt ging mit schnellen Schritten die Terasse auf und ab, während Emilie, in tiefen Gedanken ans Geländer gelehnt, stehen blieb. Montoni hatte ihr nie gefallen; sie hatte oft mit Empfindlichkeit seinen anmaßenden Stolz, seine Herrsch-

sucht und seine finstre, mistrauische Wachsamkeit, selbst bey Kleinigkeiten, bemerkt; und der Ausdruck seines Gesichts hatte immer etwas abschreckendes für sie gehabt. Diese Bemerkungen machten sie geneigt zu glauben, daß dieß wirklich der Montoni sey, den der Italiener gemeint hatte. Der Gedanke seiner unumschränkten Willkühr in einem fremden Lande unterworfen zu seyn, war ihr schrecklich; allein nicht bloß Schrecken machte sie geneigt, sich unverzüglich mit Valancourt zu verbinden.

Bey Valancourt fand kein Kampf statt. Er glaubte im hellsten Lichte zu sehn — und Liebe both seiner Besorgniß die Hand — daß diese Reise Emilien ins Unglück bringen würde; er beschloß also, sich ihr hartnäckig zu widersetzen, und sie zu beschwören, daß sie ihm den Titel ihres rechtmäßigen Beschützers geben möchte.

Emilie, sagte er mit feyerlichem Ernst; jetzt ist nicht die Zeit, sophistischen Bedenklichkeiten nachzuhängen, und die ungewissen, verhältnißmäßig unbedeutenden, Umstände abzuwiegen, die auf unser künftiges Wohl Einfluß haben können. Ich sehe jetzt deutlicher als vorhin, die Reihe ernstlicher Gefahren, die Sie bey einem Manne von Montonis Charakter laufen. Die dunkeln Winke des Italieners sagten viel und mehr noch sagte die Meinung, die ich von Montonis Charakter habe, so wie er sich in seinem Gesichte abmahlt. Mich dünkt ich sehe in diesem Augenblick alles, worauf gedeutet werden konnte, daselbst geschrieben. Er ist der Italiener, den ich fürchte, und ich beschwöre Sie, sowohl um ihrent als um meinetwillen, den Gefahren vorzubeugen, die ich mit Schauder voraus sehe. O Emilie, lassen Sie meine Zärtlichkeit,

meine Arme Sie davon zurückhalten, geben Sie mir das Recht sie zu beschützen.

Allein in eben dem Maße, wie seine Einbildungskraft ihr die möglichen Übel, denen sie ausgesetzt seyn könnte, vergrößerte, zerstreute sich der Nebel, der die ihrige umwölkt hatte, und ließ sie die übertriebenen Bilder erkennen, wodurch seine Vernunft getäuscht ward. Sie erwog, daß es wirklich noch nicht erwiesen war, daß Montoni der sey, von dem der Italiener gesprochen hatte, daß, selbst wenn er es wäre, der Fremde nur nach bloßen Gerüchten von seinem Charakter und schlechten Glücksumständen urtheilte, und daß man, ohngeachtet Montonis Gesicht diesen Verdacht zu rechtfertigen schien, doch auf solche Umstände keine volle Gewißheit bauen könnte. Diese Betrachtungen würden wahrscheinlich in diesem Augenblick nicht so deutlich in ihrer Seele aufgestiegen seyn, wenn nicht Valancourts Ängstlichkeit ihre Gefahr so sehr übertrieben hätte, daß sie auf das verblendete Urtheil der Leidenschaft aufmerksam gemacht werden mußte. Während sie aber auf die sanfteste Art sich bemühte, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, stürzte sie ihn in einen neuen. Düstre Verzweiflung sprach plötzlich aus seiner Stimme und aus seinem Gesichte. „Emilie, rief er, dieß, dieß ist der bitterste Augenblick, den ich noch gekannt habe! Sie lieben mich nicht; Sie können mich nicht lieben. Wenn Sie mich liebten, so könnten Sie unmöglich so kalt, so vernünftig überlegen. Mein Innres ist von Schmerz über den Gedanken an unsre Trennung, und an die Übel, die für Sie daraus entstehn müssen, zerrissen; ich würde alles wagen, um sie zu verhindern — um Sie zu ret-

ten — Nein Emilie, nein, Sie können mich nicht lieben!"

„Wir haben jetzt keine Zeit mit Ausrufungen oder Betheurungen zu verlieren, sagte Emilie, indem sie sich bemühte, ihre Bewegung zu verbergen. Wenn Sie erst jetzt noch erfahren müßten, wie theuer Sie meinem Herzen sind und immer seyn werden, so würde ich mich vergebens bemühn, Sie durch Worte zu überzeugen."

Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen und ihre Thränen flossen schnell. Diese Worte und Thränen brachten mit unwiderstehlicher Gewalt die Überzeugung ihrer Liebe in Valancourts Seele zurück. Er konnte nur ausrufen: Emilie, Emilie! und über der Hand weinen, die er an seine Lippen drückte; sie aber raffte sich nach einigen Augenblicken von ihrem Schmerz wieder auf und sagte: „Ich muß sie verlassen; es ist spät und man würde im Schlosse meine Abwesenheit merken. Denken Sie an mich; lieben Sie mich, wenn ich weit entfernt bin; dieser Glaube wird mein Trost seyn."

„An Sie denken! Sie lieben! rief Valancourt."

„Suchen Sie diese Heftigkeit zu mäßigen! Thun Sie es um meinetwillen!"

„Um Ihrentwillen!"

„Ja, um meinetwillen, versetzte Emilie mit bebender Stimme; ich kann Sie nicht so verlassen!"

„So verlassen Sie mich nicht, sagte Valancourt schnell, warum sollen wir uns trennen, länger als bis Morgen uns trennen!"

„Ich bin zu schwach, ich bin wahrlich zu schwach, um dieß zu ertragen, erwiederte Emilie; Sie zerreißen mein Herz, allein ich kann nie in diesen übereilten, unbesonnenen Vorschlag willigen."

„Wenn wir über unsere Zeit gebiethen könnten, meine Emilie, so würde es nicht so übereilt seyn; so aber müssen wir uns nach den Umständen richten."

„Das müssen wir freylich; ich habe Ihnen bereits mein ganzes Herz aufgeschlossen — mein Muth ist dahin. Sie gestanden die Stärke meiner Gründe ein, bis Ihre Zärtlichkeit ungewisse Schrecken hervorrief, die uns beyden unnöthige Angst gemacht haben. Schonen Sie mich! Nöthigen Sie mich nicht, die Gründe, die ich bereits angeführt habe, nochmahls zu wiederhohlen!"

„Sie schonen! rief Valancourt; o ich Elender, daß ich bisher nur für mich selbst fühlen konnte! Ich, der Ihnen die Stärke des Mannes zeigen, der Sie hätte aufrecht halten sollen, ich habe mich wie ein Knabe betragen, und Ihr Leiden vermehrt! Vergeben Sie mir, Emilie, denken Sie an die Verwirrung meiner Gedanken, da ich jetzt auf dem Punct bin, von allem zu scheiden, was mir theuer war, und vergeben Sie mir! Wenn Sie fort sind, so werde ich mich mit bittern Vorwürfen an die Leiden erinnern, die ich Ihnen verursachte, werde vergebens wünschen, daß ich Sie nur einen

Augenblick sehn könnte, um Ihren Schmerz zu mildern!"

„Thränen erstickten aufs neue seine Stimme, und Emilie weinte mit ihm. Ich will mich Ihrer Liebe würdig zeigen, sagte Valancourt endlich; ich will diese Augenblicke nicht verlängern. Meine Emilie, o meine Emilie, vergessen Sie mich nie! Gott weiß, wenn wir uns wiedersehen werden! ich übergebe Sie seiner Obhut. O Gott! Gott! schütze und segne sie!"

Er drückte ihre Hand an sein Herz. Emilie sank beynahe leblos an seine Brust und vermochte weder zu weinen noch zu sprechen. Valancourt besiegte nun seinen eignen Schmerz und war nur bemüht, sie zu trösten und aufzurichten; allein alles was er sagte, schien ohne Eindruck an ihr vorüber zu gehn, und unterbrochene Seufzer waren die einzigen Lebenszeichen, die sie von sich gab.

Er führte sie langsam und schweigend nach dem Schlosse zu, und erst an dem Thore, das die Allee schloß, schien sie wieder zur Besinnung zu kommen, und, indem sie sich umsah, gewahr zu werden, wie nahe sie dem Schlosse war. „Wir müssen uns hier trennen — sagte sie und stand still — warum diese Augenblicke verlängern? Lehren Sie mich die Stärke, die ich vergessen habe."

Valancourt kämpfte, sich zu fassen. „Leben Sie wohl, meine Liebe, sagte er mit feyerlicher Zärtlichkeit; glauben Sie mir, wir werden uns wiedersehn; uns wiedersehn, um nur für einander zu leben, um

uns nie mehr zu trennen!" Seine Stimme bebte, allein er raffte sich zusammen und fuhr in festerem Tone fort: „Sie wissen nicht, was ich leiden werde, bis ich von Ihnen höre; ich werde keine Gelegenheit versäumen, Ihnen meine Briefe zu schicken, doch zittre ich bey dem Gedanken, wie wenig solcher Gelegenheiten sich finden werden. Trauen Sie mir aber zu, meine Liebe, daß ich um Ihrentwillen diese Abwesenheit mit Stärke zu ertragen suchen werde. O wie wenig habe ich sie an diesem Abend gezeigt."

„Leben Sie wohl, sagte Emilie schwach. Wenn Sie fort sind, werden mir manche Dinge einfallen, die ich Ihnen hätte sagen wollen."

O Emilie, dieß Gesicht, daß ich jetzt noch mit Entzücken betrachte, wird in einem Augenblick vor meinen Augen verschwunden seyn, und keine Anstrengung der Fantasie wird es mir deutlich zurückrufen können. O! welch ein unendlicher Unterschied zwischen diesem Augenblick und dem nächsten! Jetzt bin ich bey Ihnen, kann Sie sehen — dann wird alles eine traurige Larve und ich ein Wandrer seyn, der sich aus seiner einzigen Heimath vertrieben fühlt."

Valancourt drückte sie aufs neue an sein Herz und hielt sie weinend in seinen Armen. Thränen besänftigten aufs neue ihre bedrückte Seele. Sie sagten einander aufs neue Lebewohl, zögerten noch einen Augenblick und schieden. Valancourt schien sich gewaltsam loszureissen; er ging schnell die Allee hinauf, und Emilie hörte noch, wie sie langsam nach dem Schlosse zuging, seine fernen Tritte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0247
DFG

Sie horchte, bis das Geräusch immer schwächer und schwächer ward, bis nur noch das melancholische Schweigen der Nacht zurückblieb, und eilte dann in ihr Zimmer, um Ruhe zu suchen, die ach! von der Unglücklichen geflohen war.

Ende des ersten Theils.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0248
DFG

Udolphos Geheimnisse.

Zweyter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0249
DFG

Erstes Kapitel.

Die Pferde wurden mit Anbruch des Tages angespannt. Das Geräusch der Bedienten, die auf dem Gange hin und her liefen, weckte Emilien aus ihrem unruhigen Schlafe. Schreckliche, dunkle Bilder von ihrer Liebe und von ihrem künftigen Leben hatten die Nacht über vor ihrer geängsteten Seele geschwebt. Sie bemühte sich jetzt, die Eindrücke, die sie in ihrer Fantasie zurückgelassen hatten, zu verscheuchen, allein sie erwachte nur von eingebildeten Übeln zu dem Bewußtseyn wirklicher. Ihr Herz erstarb, so wie ihr Gedächtniß zurückkehrte und ihr sagte, daß sie vielleicht auf immer von Valancourt getrennt sey. Sie suchte die traurigen Ahndungen, die sich an ihre Seele drängten, zu verscheuchen, und den Kummer, den sie nicht überwinden konnte, wenigstens zurückzuhalten. Allein Madame Montoni bemerkte in diesem Gesichte nichts als eine ungewöhnliche Bläße, die ihren Tadel auf sich zog. Sie machte ihrer Nichte einen Vorwurf, daß sie fantastischen Sorgen nachhin-

ge, und ermahnte sie, mehr Rücksicht auf den Anstand zu nehmen, und nicht die Welt sehn zu lassen, daß es ihr so schwer werde, einer unschicklichen Verbindung zu entsagen. Ein hohes Carmin färbte Emiliens Wange, allein es war das Erröthen des Stolzes und sie würdigte keine Antwort zu geben, Montoni kam bald darauf herein, er sprach wenig und schien den Augenblick der Abreise ungeduldig zu wünschen.

Die Fenster dieses Zimmers stießen auf den Garten. Emilie sah im Vorübergehn den Ort, wo sie sich die Nacht zuvor von Valancourt getrennt hatte, die Erinnerung drang schwer an ihr Herz und sie wandte sich schnell ab.

Endlich war das Gepäcke in Ordnung gebracht; die Reisenden setzten sich in den Wagen und Emilie würde das Schloß ohne Seufzer verlassen haben, wenn es nicht so nahe bey Valancourts Aufenthalt gelegen hätte.

Sie blickte von einem kleinen Hügel zurück auf Toulouse und auf die feinen Ebnen von Gasconien, hinter denen die zackigten Spitzen der Pyrenäen, von der Morgensonne beleuchtet, hervortraten.

Bald aber zog ein andrer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf sich: Sie sah jemand mit tief in die Augen gezogenen Hut am Wege hinschleichen und sich bey dem Geräusch des Wagens plötzlich umdrehen: es war Valancourt! Er winkte mit der Hand, sprang schnell in den Weg, und reichte ihr einen Brief durchs Fenster. Er suchte, indem er vor ihr vorüberging, die Verzweiflung, die auf seinem Gesichte lag, durch ein Lächeln zu mildern, dessen Eindruck sie ewig nicht vergessen zu können glaubte. Sie lehnte sich aus dem Fenster und sah

ihn auf einer kleinen Anhöhe an einem Baume stehn und den Wagen mit den Augen verfolgen. Er winkte mit der Hand, und sie sah wehmüthig nach ihm hin, bis die Entfernung seine Gestalt verdunkelte, und endlich eine neue Biegung des Wegs ihn ihrem Gesichte gänzlich entzog.

Nachdem sie still gehalten hatten, um den Signor Cavigni, der sie unterwegs erwartete, mitzunehmen, setzten sie ihre Reise durch Languedoc fort. Man hatte Emilien so wenig Achtung bezeigt, sie in einen zweyten Wagen mit Madame Montonis Kammerjungfer zu setzen, deren Gegenwart sie abhielt; Valancourts Brief zu öffnen, weil sie keinen Zeugen bey den Regungen ihres Herzens haben mochte; doch war ihr Verlangen, diese letzten Ergießungen seines Gefühls zu lesen, so groß, daß ihre zitternde Hand alle Augenblick im Begriff stand, das Siegel zu erbrechen.

Endlich erreichten sie das Dorf, wo sie nur still hielten, um Pferde zu wechseln, ohne auszusteigen, erst als sie Mittag machten, fand Emilie Gelegenheit den Brief zu lesen. So wenig sie auch jemahls an Valancourts aufrichtiger Liebe gezweifelt hatte, belebte doch die neue Versichrung derselben ihren Muth; sie benetzte seinen Brief mit zärtlichen Thränen, und steckte ihn zu sich, um in traurigen Stunden ihre Zuflucht dazu zu nehmen, und dachte nun mit weniger bittern Schmerz an ihn. Unter andern Bitten, die sie besonders rührten, weil sie seine Zärtlichkeit ausdrückten, und das Gefühl der Trennung für den Augenblick aufzuheben schienen, war auch die, stets bey Sonnenuntergang an ihn zu denken.

„Unsre Gedanken werden sich dann begegnen schrieb er, ich werde immer den Untergang der

Sonne beobachten und mich des Gedankens freuen, daß ihre Augen auf einem Gegenstand mit mir verweilen, und unsre Seelen sich unterreden. Sie wissen nicht Emilie, welchen Trost ich mir von diesen Augenblicken verspreche!"

Es wäre wohl überflüssig zu beschreiben, mit welcher Bewegung Emilie an diesem Abend den Untergang der Sonne beobachtete, die sie über eine lange Fläche hin ununterbrochen sinken und sich nach der Provinz, die Valancourt bewohnte, neigen sah. Nach dieser Stunde fühlte sie sich weit gefaßter und ruhiger, als sie seit ihrer Tante Heirath mit Montoni gewesen war.

Sie fuhren einige Tagreisen durch die Provinz Languedoc fort, und kamen dann in Dauphine an, wo sie, während der Weg sich zwischen den Gebürgen dieser romantischen Provinz hinwand, ihren Wagen verließen und zu Fuße die Alpen hinan klimmten.

Mit welchen erhabnen, durch Zärtlichkeit gesänftigten, Empfindungen begegnete sie jetzt Valancourt in Gedanken, als sie zwischen den Alpen hinwandelnd, die glänzende Scheibe zwischen ihren Gipfeln sinken, die letzten Farben auf ihren beschneiten Spitzen ersterben und eine feyerliche Dunkelheit sich über die Scene schleichen sah. Als nun endlich der letzte Schimmer erstorben war, wandte sie mit einer Wehmuth, wie man nach der Abreise eines geliebten Freundes empfindet, ihre Augen von Westen ab, das Gefühl, der Einsamkeit wurde durch die immer zunehmende Finsterniß, und die leisen Töne, die man nur hört, wenn die Dunkelheit die Aufmerksamkeit schärft und die allgemeine Stille fühlbarer macht; durch das in den Lüftchen zitternde Laub, durch den letzten Seufzer des Zephyrs,

der nach Sonnenuntergang noch verweilt, oder durch das Murmeln des feinen Stroms unterbrochen.

In den ersten Tagen dieser Reise zwischen den Alpen zeigte die Gegend nur eine wunderbare Mischung von Einsamkeit und Bewohnung, von Anbau und Öde. Am Saume schrecklicher Abgründe, und in den Spalten der Klippen, unter welchen oft die Wolken schwammen, sah man Dörfer, Thürme und Clostersptzen, während grüne Weiden und Weinberge ihre Farben am Fuße senkrechter Marmor- oder Granitfelsen ausbreiteten, deren Spitzen mit Alpenkräutern bewachsen, oder in dicke Mauern gespalten, über einander aufstiegen, bis sie sich in dem mit Schnee bedecktem Berge verloren, aus welchem der Strom stürzte, der sich brausend durch das Thal ergoß.

Der Schnee war noch nicht von der Spitze des Berges Cenis geschmolzen; allein Emilie sah schon, wenn sie auf den klaren See und das von zerrissenen Klippen umgebne Thal hinblickte, die Zeit voraus, wo es in grüner Pracht bestehen, und mit den Schäfern die ihre Heerden von Piemont zur Weide auf diese blumigten Hügeln herbey trieben, eine arkadische Landschaft, bilden würde.

So wie sie nach Italien herunterkamen, wurden die Abgründe immer furchtbarer, und die Aussichten, über welche die abwechselnde Beleuchtung alle Pracht des reichsten Colorits warf, immer wilder und majestätischer. Emilie betrachtete mit Entzücken die beschneyten Spitzen der Gebürge, die mit dem fortrückenden Tage ein immer verändertes Ansehn gewannen, wie sie erst vom Morgen geröthet, dann im Mittagsglanze glühend und endlich in den Abendpurpur getaucht, da standen.

Emilie sah oft, indem sie zwischen den Wolken hinfuhr, mit stiller Ehrfurcht ihre wogenden Nebel herabrollen. Aber wer beschreibt ihr Entzücken, als sie durch eine See von Dünsten hin, den ersten Blick auf Italien warf! als sie vom Saume einer der schrecklichen Klippen, die am Berge Cenis hängen um den Eingang in dieses bezaubernde Land verschliessen, auf die tiefer liegenden Wolken herab, schaute, und so wie sie zerflossen, die grünen Thäler von Piemont zu ihren Füßen sahe, über welche hinaus man in weiter Entfernung jenseits des Lombardischen Gebieths die Thürme von Turin dunkel erblickte!

Madame Montoni schauderte nur, als sie Abgründe herab sah, an deren Rande die Sänftenträger leicht und schnellfüßig, wie die Gemse, hinliefen. Emilie schauderte auch zurück, aber in ihre Furcht mischten sich Regungen des Entzückens, der Bewundrung, des Staunens und der Ehrfurcht, die sie noch nie zuvor gefühlt hatte.

Die Träger erreichten indeß einen Ort, wo sie Halt machen mußten; die Reisenden setzten sich auf eine Felsenklippe nieder, und Montoni erneuerte mit Cavigni einen Streit über Hannibals Durchgang durch die Alpen. Montoni behauptete, daß er über den Berg Cenis, und Cavigni, daß er über den Berg St. Bernard passirt sey. Dieses Gespräch brachte Emilien alles Ungemach, daß er auf diesem kühnen, gefahrvollen Abenteuer litt, ins Gedächtniß zurück. Sie sah seine zahlreichen Armeen sich zwischen den engen Päßen und über die furchtbaren Klippen der Berge hinziehn, die des Nachts von seinem Feuer, oder von den Fackeln, die er vor sich her tragen ließ, wenn er seinen unermüdeten Marsch verfolgte, erleuchtet wur-

den. Mit dem Auge der Fantasie sah sie die Waffen durch die Dunkelheit der Nacht schimmern; sah Helme und Speere glänzen, und Fahnen dunkel durch die Dämmrung wehn, während ein Trompetenstoß durch die engen Pässe schallte, und durch ein Geklirr von Waffen beantwortet ward. Sie sah mit Grausen die Bewohner der Berge von den hohen Klippen herab mit zerbrochnen Felsstücken nach den Truppen unten werfen, sah Soldaten und Elephanten die tiefen Abgründe herabstürzen, und indem sie die hinter ihnen brechenden Felsen krachen hörte, machten die Schrecken der Fantasie denen der Wirklichkeit Platz, und sie schauderte, sich selbst auf der schwindelnden Höhe zu finden, von welcher sie andre in der Einbildungskraft herab stürzen sah.

Madame Montoni dachte sich indessen im Geiste die glänzenden Palläste und festen Schlösser, die sie zu Venedig und zwischen den Appeninischen Gebürgen in Besitz zu nehmen glaubte, und fühlte sich in der That nicht viel weniger als eine Fürstinn zu seyn. Sie mahlte sich die glänzende Rolle die sie zu spielen dachte, völlig aus, beschloß Concerte zu geben, so wenig Ohr oder Geschmack für Musik sie auch hatte; Conversationen, so wenig Talente sie auch zur Unterhaltung besaß — mit einem Worte, sie wollte durch die Lebhaftigkeit und Pracht ihres Hauses den ganzen Adel von Venedig auszustechen suchen. Nur wurden diese süßen Träumereyen ein wenig verdunkelt, wenn sie sich erinnerte, daß ihr Gemahl, der Signor, wenn er gleich den Vortheil, der sich zuweilen aus solchen Gesellschaften ziehen läßt, nicht verschmähte, doch stets eine Abneigung für alles leere Gepränge gezeigt hatte. Doch hoffte sie, daß es vielleicht sei-

nem Stolze schmeicheln würde, vor seinen Freunden in seiner Vaterstadt den Reichthum zur Schau zu legen, den er in Frankreich nicht zu achten schien.

So wie die Reisenden weiter herab kamen, veränderte sich allmählig das Reich des Winters in das schönere und erquickendere des Frühlings: der Himmel nahm die heitere Farbe an, die dem italienischen Klima eigen ist, junges Gras, wohlriechende Kräuter und Blumen sahen fröhlich zwischen den Felsen hervor, faßten oft ihren rauhen Rand ein, oder hingen in kleinen Gebüschen aus ihren gespaltnen Seiten. Noch tiefer sahen sie hie und da die Orange mit ihren gelben Blühten zwischen dem dunkeln Grün der Blätter hervorschimmern, und sich mit den Purpurblühten des Granatapfels vermischen, die sich zu den Felsen hinanschlangen, während tiefer noch die Fluren von Piemont sich ausbreiteten, wo frühe Heerden in den reichen Kräutern des Frühlings weideten.

Nachdem die Reisenden Novalesa passirt hatten, erreichten sie mit Abendwerden die kleine alte Stadt Susa, welche vormahls diesen Paß von den Alpen in das Piemontesische Gebieth beschützte. Die Anhöhen, welche ihn bestrichen, machten alle andern Befestigungen überflüssig, die Stadt selbst aber war mit Mauern und Wachtthürmen umgeben, und gewährte, mit den vom Mondschein beleuchteten romantischen Anhöhen rings umher, einen sehr reizenden Anblick.

Sie blieben hier des Nachts in einem Gasthofe, wo sie freylich wenig Bequemlichkeit fanden; allein sie brachten den Hunger mit, der die gröbste Kost mit Wohlschmack würzt, und die Müdigkeit, die auch auf dem härtesten Lager uns Ruhe sichert. Emilie hörte hier zuerst italienische Musik,

auf italienischem Gebieth. Als sie nach Tische in einem kleinen Fenster saß, das aufs Feld ging, die Wirkung des Mondlichts auf der zackigten Oberfläche der Berge beobachtete, und sich erinnerte, daß sie auch einst in einer solchen Nacht mit ihrem Vater und Valancourt hier gesessen und auf der Spitze der Pyrenäen geruht hatte, hörte sie unten eine Violine, deren sanfter Ausdruck so ganz mit den zärtlichen Regungen ihres Herzens harmonirte, daß sie sich überrascht und entzückt fühlte. Cavigni, der ans Fenster kam, lächelte über ihre Verwunderung. Dieß ist hier nichts seltenes, sagte er, Sie können eine solche Musik in jedem Wirthshause hören. Wahrscheinlich ists einer von unsers Wirths Söhnen. „Emilie konnte sich kaum denken, daß ein andrer als ein gelernter Musikus so spielen könne, und die süße klagende Melodie wiegte sie in eine Träumerey, aus der sie sich ungern durch Cavignis Scherz und durch Montonis Stimme aufschrecken ließ. Dieser befahl dem Bedienten, die Pferde morgen bey guter Zeit fertig zu halten, weil er in Turin Mittag zu halten dächte.

Madame Montoni freuete sich herzlich, einmahl wieder auf ebner Erde zu seyn; sie beschrieb umständlich, wie viel Schrecken sie unterwegs ausgestanden hätte, indem sie gänzlich vergaß, daß sie mit Leuten sprach, die ihre Gefahr getheilt hatten, und endigte mit der Hoffnung, daß sie bald diese abscheulichen Berge, die sie um keinen Preis mehr passiren möchte, aus dem Gesichte verlieren würde. Sie klagte über Müdigkeit und legte sich frühzeitig zur Ruhe. Emilie zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie von Annetten hörte, daß Cavigni sich in seiner Vermuthung wegen des Violinspielers nicht geirrt hätte: es war der Sohn eines Bau-

ern, der nicht weit von ihnen im Thale wohnte. Er geht zum Carnival nach Venedig, setzte das geschwätzige Kammermädchen hinzu, denn man hat ihm gesagt, daß er eine glückliche Hand zum Spielen hätte, und sich, da eben das Carnival angeht, viel Geld verdienen würde: allein ich muß sagen, daß ich für meine Person lieber zwischen diesen anmuthigen Hügeln und Wäldern, als in einer großen Stadt leben möchte. Zu Venedig werden wir leider auch weder Wälder, noch Berge, noch Thäler gewahr werden, denn es soll ja mitten in einem Sumpfe stehn.

Emilie gab der geschwätzigten Annette Recht, daß dieser junge Mann keinen guten Tausch träfe, und konnte sich nicht enthalten, im Stillen zu beklagen, daß er von diesen schönen Scenen der Unschuld weg in die verführerischen jener wollüstigen Stadt gelockt werden sollte.

Zweytes Kapitel.

Des folgenden Morgens in aller Frühe machten sich die Reisenden auf den Weg nach Turin. Die reiche Ebne, die sich von dem Fuße der Alpen hin nach dieser prächtigen Stadt erstreckt, wo damahls nicht wie jetzt, von einer viele Meilen langen Allee beschattet; allein Pflanzungen von Oliven, Maulbeeren und Palmen, mit Weinbergen bekränzt, mischten sich in die ländliche Gegend, durch welche der schnelle Po, nachdem er von den Bergen her-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0260
DFG

abgestiegen war, hinfloß um sich mit dem demüthigen Doria zu Turin zu vereinigen. So wie sie sich dieser Stadt nahten, erschienen ihnen die Alpen, die sie in einiger Entfernung sahen, in all ihrer schauerlichen Erhabenheit — in langer Reihe stieg Kette über Kette auf.

Die ganze Pracht dieser Stadt, ihre Vistas von Kirchen und Palläſten, die vom Markusplatz ausliefen und jede auf eine ferne Landschaft der Alpen oder Appeninen stießen, übertrafen nicht nur alles, was Emilie je in Frankreich gesehen, sondern was sie sich je geträumt hatte.

Montoni, der oft zu Turin gewesen war, und sich wenig um Aussichten, welcher Art sie auch seyn mochten, bekümmerte, fand nicht für gut, seiner Frauen Bitte einige Palläſte mit ihr zu besehn, zu erfüllen; er ließ nur so lange halten, bis sie die nothwendigen Erfrischungen bekommen konnten, und machte sich dann mit möglichster Eile nach Venedig auf den Weg. Sein Betragen auf dieser Reise war ernsthaft, ja beynahe stolz; vorzüglich war er gegen Madame Montoni zurückhaltend; allein es war nicht sowohl die Zurückhaltung der Hochachtung, als des Stolzes und Misvergnügens. Emilien schien er wenig zu bemerken; mit Cavigni sprach er gewöhnlich über politische und militärische Gegenstände, denen die Zerrüttung ihres Landes damahls besonderes Interesse gab. Emilie bemerkte, daß, so oft er irgend einer kühnen That erwähnte, seine Augen ihren gewohnten düstern Blick verloren und für einen Augenblick von Feuer glänzten; doch behielten sie immer eine gewisse schleichende List und es schien ihr oft, daß sie mehr Bosheit als Tapferkeit verriethen, die übrigens mit seiner hohen, rittermäßigen Gestalt,

woran er Cavigni, bey all seinem lebhaften, galanten Wesen weit übertraf, recht gut harmonirt haben würde.

Als sie in das Mailändische Gebieth kamen, vertauschten die Herren ihre französischen Hüte mit der roth gestickten italienischen Mütze und Emilie bemerkte mit einiger Verwunderung, daß Montoni eine Offiziersfeder aufsteckte, da Cavigni nur seine gewöhnliche beybehielt, doch vermuthete sie, daß Montoni dieses soldatische Zeichen nur aus Klugheit wählte, um desto sicherer durch ein mit Truppen überschwemmtes Land zu passiren.

Auf den schönen Fluren dieses Landes sah man häufig Spuren der Verwüstung des Kriegs. Oft bedeckten das angebaute Land Spuren der Fußtritte eines muthwilligen Verderbers, die Weintrauben waren von den Zweigen, die sie trugen, heruntergerissen; die Oliven auf der Erde zertrampelt, und selbst die Maulbeerwäldchen umgehauen, um das feindliche Feuer anzuzünden, das die Dörfchen und Hütten der Einwohner zerstörte. Emilie wandte mit einem Seufzer ihre Augen ab von diesen traurigen Zeichen der Zwietracht nach den nördlichen Alpen, deren schauerliche Einsamkeit dem verfolgten Menschen einen sichern Zufluchtsort anzuweisen schien.

Die Reisenden sahen oft Haufen von Soldaten sich in einiger Entfernung bewegen und empfanden in den kleinen Wirtshäusern unterwegs die Kärglichkeit der Lebensmittel und andre Unannehmlichkeiten, die ein innerer Krieg zur Folge zu haben pflegt; doch hatten sie nie Ursache, für ihre persönliche Sicherheit unmittelbar zu fürchten, und erreichten so ziemlich ungestört Mailand, wo sie nicht einmahl verweilten, um die Größe der Stadt,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0262
DFG

oder den prächtigen Dom, der eben damahls gebaut wurde, zu besehen.

Jenseits Mailand zeigte die Gegend Spuren gröberer Verwüstungen, und wenn gleich jetzt alles ruhig schien, so glich doch diese Ruhe der Ruhe des Todes über Züge ausgebreitet, auf denen man noch den Eindruck krampfhafter Verzuckungen erblickt.

Erst nachdem sie die östlichen Grenzen des Mailändischen Gebieths zurückgelegt hatten, sahen sie Truppen und glaubten in der Abenddämmerung eine Armee zu unterscheiden, die sich längst den fernen Ebenen hinzog, und deren Spere und andre Waffen die letzten Strahlen der Sonne auffingen. So wie die Colonnen durch einen Theil des Weges, den zwey Hügel verengten, heran rückten, unterschied man zwey von den Anführern zu Pferde auf einer kleinen Anhöhe, wo sie das Signal zum Marsch zu geben schienen, während verschiedne Offiziere an der Linie hinritten, um sie in Ordnung zu halten: indeß andre, die sich von dem Vortrupp absonderten, nachläßig in einiger Entfernung neben dem rechten Flügel der Armee hinritten.

Als sie so nahe kamen, daß Montoni ihre Federn, ihre Fahnen und die Uniform der ihnen folgenden Haufen unterscheiden konnte, glaubte er die kleine Armee des berühmten Kapitains Utaldo zu erkennen, der ihm so wie einige der andern Anführer persönlich bekannt war. Er ließ den Wagen an der Seite des Weges halten, um ihre Ankunft zu erwarten und sie zu begrüßen. Eine schwache Melodie kriegerischer Musik schlich jetzt heran, und so wie sie sich mit dem Vorrücken der Truppen verstärkte, glaubte Emilie Pauken und Trompeten nebst

dem Geräusch der Zimbeln und Waffen, die eine kleine Partey in den Marsch schlug, zu unterscheiden.

Da Montoni jetzt gewiß war, daß es die Truppen des siegreichen Utaldo seyn müßten, lehnte er sich aus dem Kutschenschlage und begrüßte den General, indem er seine Mütze in die Luft schwenkte, der General erwiederte dieß Compliment dadurch, daß er seinen Speer aufhob und wieder senkte, und einige von seinen Offizieren, die in einiger Entfernung von den Truppen ritten, kamen an den Wagen und grüßten Montoni als einen alten Bekannten. Da der Capitain selbst bald erschien, machten die Soldaten Halt, indeß er mit Montoni sprach, den er zu sehn sehr erfreut schien.

Emilie verstand aus dem was er sagte, daß dieß eine siegende Armee war, die in ihr Fürstenthum wieder zurückkehrte. Die zahlreichen Wagen die sie begleiteten, enthielten die reiche Beute des Feindes, ihre eignen verwundeten Soldaten und die Gefangnen, die sie in der Schlacht gemacht hatten; diese sollten ausgelöst werden, sobald der Frieden, der damahls zwischen den benachbarten Staaten im Werke war, bestätigt seyn würde. Den folgenden Tag sollten sich die Anführer trennen und jeder mit seinem Antheil an der Beute nach seinem Schlosse wieder zurückkehren. Dieser Abend wurde daher durch ein ausserordentliches allgemeines Fest zum Andenken des Sieges, den sie mit einander erfochten hatten, und zum Abschied für die Befehlshaber, die sich von einander zu trennen im Begriff standen, gefeyert.

Emilie betrachtete, als die Officiere mit Montoni sprachen, mit einer gewissen Bewunderung ihr hohes kriegerisches Ansehn, gemischt mit dem

Stolze,

Stolze, wodurch der Adel jener Tage sich auszeichnete, und erhöht durch die Zierlichkeit ihrer Kleidung, durch die Federn, die auf ihren Mützen wehten, durch den Harnisch, persischen Säbel und alten spanischen Mantel. Utaldo sagte Montoni, daß seine Armee im Begriff sey, ihr Lager für die Nacht nahe bey einem Dorfe, das nur wenige Meilen entfernt war, zu beziehn, und lud ihn ein, umzukehren um an ihrer Festlichkeit Theil zu nehmen, indem er versicherte, daß auch die Damen alle mögliche Bequemlichkeit finden sollten. Allein Montoni entschuldigte sich, weil es sein Vorsatz sey, noch heute bis Verona zu gehn. Nach einem kleinen Gespräch über das Verhältniß dieser Stadt und den Zustand des Landes trennten sie sich für die Nacht.

Die Reisenden setzten ihren Weg ohne Störung fort, allein die Sonne war schon einige Stunden untergegangen, ehe sie Verona erreichten, dessen schöne Lage Emilie erst am folgenden Morgen sah, als sie diese anmuthige Stadt frühzeitig verließen und sich nach Padua auf den Weg machten, wo sie sich auf dem Brenta nach Venedig einschifften. Hier war die Scene durchaus verändert. Man erblickte keine Spur mehr vom Kriege, die das Mailändische Gebieth entstellt hatte, im Gegentheil war alles hier Schönheit und Friede. Die grünen Ufer des Brenta zeigten nur eine ununterbrochen schöne, lebhafte und prächtige Landschaft. Emilie sah mit staunender Bewundrung auf die Villas des venetianischen Adels mit ihren kühlen Porticos und Säulengängen, über welche Papeln und Cypressen von ungewöhnlicher Höhe und lebhaftem Grün hingen; auf die reichen Orangerien, deren Blühte die Luft mit Wohlgeruch erfüllte;

auf die grünen Weiden, die ihre leichten Zweige in den Fluß tauchten und die fröhlichen Gesellschaften, deren Musik von Zeit zu Zeit auf dem Lüftchen herbey getragen ward, vor der Sonne schützten. Das Carnival schien sich in der That von Venedig aus längst der ganzen Linie dieser bezaubernden Ufer zu erstrecken — der Fluß schimmerte von Kähnen, die nach dieser Stadt hinfuhren und die darin sitzenden Personen stellten durch die buntschäckige Verschiedenheit ihrer Kleidungen eine vollständige Masquerade dar. Später gegen Abend sah man oft Gruppen von Tänzern zwischen den Bäumen.

Cavigni benachrichtigte indeß Emilien von den Nahmen der Besitzer der Villas, vor welchen sie vorüber fuhren und setzte leichte Skizzen von ihrem Charakter hinzu, die mehr dazu dienten, sie zu amüsiren, als zu unterrichten, da es ihm nur darum zu thun war, seinen eignen Witz leuchten zu lassen, nicht aber der Wahrheit treu zu bleiben. Emilie fand oft Vergnügen an seinen lebhaften Einfällen; Madame Montoni aber schien nicht wie vormahls, Unterhaltung daran zu finden; sie war oft ernsthaft und Montoni behielt seine gewöhnliche Zurückhaltung bey.

Nichts übertraf Emiliens Verwunderung, als sie zuerst Venedig erblickte, dessen Inseln, Palläste und Thürme, sich aus der See erhoben, deren klare Oberfläche das zitternde Gemählde in all seinen Farben zurück warf. Die im Westen sinkende Sonne färbte die Wellen und hohen Berge von Frioli, welche die nördlichen Ufer des adriatischen Meeres einfaßten, mit einem Saffranglanz, während das reiche Licht und der Schatten des Abends auf die marmornen Porticos

und Säulenreihen des Markusplatzes fielen. So wie Sie weiter glitten, trat die Pracht dieser Stadt deutlicher hervor; — ihre mit luftigen und zugleich majestätischen Gebäuden gekrönten Terrassen, in Abendglanz der untergehenden Sonne getaucht, schienen vielmehr durch den Stab eines Zauberers aus dem Ocean hervorgerufen als von menschlichen Händen erbauet zu seyn.

Bald sank die Sonne in die Unterwelt — die Schatten der Erde schlichen allmählig über die Wellen und dann auf die sich thürmenden Seiten der Berge von Frioli, bis sie endlich auch die letzten Schatten, die noch auf ihren Spitzen zögerten, verschlangen und den melancholischen Purpur des Abends gleich einem dünen Schleyer über sie warfen. Sie horchte mit stummen Entzücken, und keine Frage, kein Laut ihrer Gefährten störte den Zauber. Die Töne schienen in der Luft zu wachsen: denn die Barke glitt so sanft hin, daß man kaum eine Bewegung merkte, und die Feenstadt schien zur Begrüßung der Fremden heran zu nahen. Sie unterschied nun eine weibliche, von einigen Instrumenten begleitete Stimme, die eine sanfte und klagende Arie sang. Ach! dachte Emilie, indem sie mit einem Seufzer sich Valancourts Andenken zurückrief — diese Melodie kommt vom Herzen.

Die tiefe Stille, die nun folgte, war eben so ausdrucksvoll als die Melodie, die eben geendigt hatte; sie dauerte einige Minuten lang ununterbrochen fort, bis ein allgemeiner Seufzer die Gesellschaft aus ihrer Bezaubrung zu erwecken schien. Emilie hing noch lange der süßen Schwermuth, die sich ihrer Lebensgeister bemächtigt hatte, nach, endlich aber zog das lebhafte Gewühl, das sie

wahrnahm, als die Barke sich dem St. Markusplatze nahte, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Der aufsteigende Mond, der ein schattigtes Licht auf die Terassen warf und die Porticos und prächtigen Arcaden, die sie krönten, beleuchtete, ließ sie die vermischten Gruppen von Menschen sehn, deren leichte Schritte, sanftes Zittern und noch sanftere Stimmen durch die Säulenreihen wiederhallten.

Die Musik, die sie vorhin gehört hatten, kam jetzt in einer Gondel, an ihrer Barke vorbey. Beynahe alle Gondeln, die man auf der vom Monde beleuchteten See erblickte, führten Musik, die durch die Wellen, auf welchen sie schwebte, und durch das abgemeßne Schlagen der Ruder in den funkelnden Strom, doppelten Zauber erhielt. Emilie staunte und horchte, und glaubte sich in einer Feenwelt, auch Madame Montoni schien Gefallen daran zu finden. Montoni wünschte sich Glück zu seiner Rückkehr nach Venedig, das er die erste Stadt in der Welt nannte, und Cavigni war muntrer und beseelter als je.

Die Barke ruderte nach dem großen Kanale hin, an welchem Montonis Haus lag. Und hier entfalteten sich vor Emilien neue Formen von Schönheit und Größe, wie noch nie ihre Fantasie sich gemahlt hatte, in den Pallästen Sansovina und Palladio.

Die Barke hielt vor dem gewölbten Eingange eines großen Hauses still, wo die Gesellschaft sogleich ans Land stieg. Sie kamen aus dem Portico durch einen schönen Vorsaal auf eine Marmortreppe, die in einen Saal führte, der mit einer Pracht, über welche Emilie erstaunte, ausgeschmückt war. Die Wände und Decke waren

mit historischen und allegorischen Gemählden in Fresco geziert; silberne Kronleuchter, die an Ketten von demselben Metall herabhingen, erleuchteten das Zimmer, dessen Fußboden mit indischen, mit mannigfaltigen Farben und Sinnbildern bemahlten Teppichen belegt war. Die Vorhänge und Überzüge waren von blaßgrüner Seide mit goldnen Franzen besetzt und mit Gold und grüner Seide gestickt. Die Fenster des Balcons stießen auf den grossen Canal, von wo ein Gewühl von Stimmen und musikalischen Instrumenten mit dem Lüftchen aufstieg, das dem Zimmer Kühlung gab. Bey einem Manne von Montonis finsterm Temperament befremdete Emilien die prachtvolle Einrichtung seines Hauses, und sie wunderte sich, wie das Gerücht hätte entstehen können, daß er in schlechten Umständen sey. Ach! sagte sie zu sich selbst, wie sehr würde es Valancourt beruhigen, wenn er nur dieß Haus sehn könnte! Er würde sich dann überzeugen, wie grundlos jene Nachricht war.

Madame Montoni schien die Miene einer Prinzessinn anzunehmen; Montoni aber war unruhig und mißvergnügt, und beobachtete nicht einmahl die Höflichkeit, sie in ihrem Hause zu bewillkommen.

Bald nach seiner Ankunft bestellte er seine Gondel, und ging mit Cavigni aus, um das Gewühl des Abends anzusehn. Madame wurde nun ernsthaft und nachdenkend. Emilie, von allem was sie sah, bezaubert, suchte sie aufzuheitern, allein keine Betrachtung konnte bey Madame Montoni Eigensinn und üble Laune besiegen, und ihre Antworten verriethen soviel von beyden, daß Emilie den Versuch, sie zu erheitern, auf-

gab und sich in ein Fenster stellte, um sich an der für sie so neuen und bezaubernden Scene aussen zu ergötzen.

Der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Gruppe von Tänzern auf der Terrasse unten, die von einer Zitter und einigen andern Instrumenten angeführt wurden. Das Mädchen, das die Zitter spielte, und ein andres, das eine kleine Trommel schlug, hüpften mit tanzendem Schritt und mit einer leichten Anmuth und Fröhlichkeit, welche die Gottheit des Verdrusses selbst in ihrer übelsten Laune hätte bezwingen müssen. Nach diesen trat eine Gruppe fantastischer Figuren auf, zum Theil als Gondelfahrer, zum Theil als Minnesänger gekleidet, indeß andre aller Beschreibung Hohn zu sprechen schienen. Sie sangen in abwechselnden Chören, ihre Stimmen von einigen wenigen sanften Instrumenten begleitet. In einer kleinen Entfernung vom Portico standen sie still und Emilie unterschied Verse aus dem Ariost. Sie sangen von dem Kriege der Mauern gegen Carl den Großen und dann von Orlandos Weh — bald aber wechselte daß Zeitmaas und Petrarchs melancholische Süßigkeit durchdrang die Seele der Zuhörer. Die Zauberkraft seines Schmerzes wurde durch alles unterstützt, was italienische Musik und italienischer Ausdruck, durch die Schönheit eines venetianischen Mondlichts unterstützt, vermögen.

Bald erregten andre Töne ihre Aufmerksamkeit: es war die feyerliche Harmonie von Hörnern, die aus der Ferne herdrangen; und da sie die Gondeln sich längst den Terrassen reihen sah, warf sie ihren Schleyer über, und unterschied in der fernen Perspektive des Kanals etwas

gleich einer Prozession das auf der leichten Oberfläche des Wassers schwebte. So wie es heran nahte, mischten sich süß die Hörner und andern Instrumente, und bald darauf schienen die fabelhaften Gottheiten der Stadt aus dem Ocean hervor zu steigen. Neptun, mit Venedig, seiner Königinn zur Seite, kam von Tritonen und Seenymphen umgeben, auf den Wellen einher geschwebt. Die fantastische Pracht dieses Schauspiels mit der Größe der umliegenden Paläste zusammengenommen, glich dem Traumgesichte eines plötzlich verkörperten Dichters, und die Bilder der Fantasie, dieses in Emiliens Seele weckte, verweilten noch lange, nachdem schon der Zug vorüber war, daselbst. Sie hing dem Gedanken, worin wohl die Beschäftigungen und Vergnügungen einer Seenymphe bestehn möchten, so lange nach, bis sie beynahe wünschte, ihre sterbliche Hülle abwerfen und sich in die grünen Wellen stürzen zu können.

Sie wurde von ihrer Träumerey zu einem bloß irrdischen Abendessen abgerufen und konnte sich nicht enthalten über die Fantasien, denen sie nachgehangen hatte, zu lächeln; sie war überzeugt, daß Madame Montoni, wenn sie etwas davon geahndet hätte, gewiß ihr äusserstes Mißfallen darüber bezeugt haben würde.

Ihre Tante blieb noch lange nach Tisch auf, aber Montoni kam nicht wieder und sie mußte sich endlich zur Ruhe begeben. Wenn Emilie die Pracht des Saals bewundert hatte, so bemerkte sie mit nicht minderer Befremdung das wüste Ansehen der nur halb möblirten Zimmer, durch die sie auf dem Wege nach dem ihrigen kam — Endlich erreichte sie ihr Schlafzimmer, das hoch,

geräumig und wüste wie die übrigen mit hohen Fenstern versehn war, die eine Aussicht auf das Adriatische Meer gewährten. Es rief finstre Bilder in ihr hervor, allein die Aussicht auf das Meer rief die luftigen Träume, womit sich ihre Fantasie vorhin beschäftigt hatte, wieder zurück, bis sie in leichten Schlummer sank.

Drittes Kapitel.

Schon seit mehrern Stunden hatte die Morgendämmerung das Adriatische Meer geröthet, ehe Montoni und sein Gefährte zurückkamen. Die bunten Gruppen, welche die ganze Nacht durch unter den Säulen des Markusplatzes getanzt hatten, verschwanden, gleich so manchen Luftgestalten vor dem Anbruch des Morgens. Montoni war an einem andern Orte versetzt gewesen; seine Seele war für leichte Freuden nicht sehr empfänglich, er fand nur Gefallen an den kräftigen Erschütterungen der Leidenschaften; die Mühseeligkeiten und Stürme des Lebens, an welchen die Glückseeligkeit andrer scheittert, erweckten und verstärkten alle Kräfte seiner Seele und gewährten ihm den höchsten Genuß, dessen seine Natur fähig war. Ohne einen Gegenstand, der ihn sehr beschäftigte, war ihm das Leben nicht vielmehr als ein Schlaf, und wenn er keine wirklichen Zwecke vor sich hatte, so setzte er künstliche an die Stelle bis die Gewohnheit ihre Natur veränderte, und sie aufhörten unwirklich zu seyn. Da-

hin gehörte die Gewohnheit des Spiels, die er anfangs nur, um sich von der Qual der Unthätigkeit zu befreyen, angenommen, bald aber mit allem Feuer der Leidenschaft fortgesetzt hatte. Seit dieser Beschäftigung hatten er und Cavigni die Nacht unter einer Gesellschaft junger Leute hingebracht, die mehr Geld als Rang, und mehr Laster als beydes besaßen. Montoni verachtete den größten Theil von ihnen mehr wegen ihrer geringern Talente, als wegen ihrer lasterhaften Neigungen, und gesellte sich nur zu ihnen, um sie zum Werkzeuge seiner Absichten zu machen. Verschiedene junge Leute von vorzüglichem Geist befanden sich unter ihnen, die Montoni seiner engern Vertraulichkeit würdigte; doch behielt er auch gegen sie immer ein gewisses stolzes, zurückhaltendes Wesen, welches schwache Seelen in Unterwürfigkeit hält, stärkere aber zu Haß und Empfindlichkeit reizt. Er hatte folglich viele bittere Feinde; allein die Heftigkeit ihres Hasses bewies den Grad seiner Macht, und da Macht sein Hauptstreben war, so fühlte er sich durch einen solchen Haß mehr als durch die wärmste Achtung geschmeichelt. Er verachtete ein so gemäßigtes Gefühl als das der Achtung, und würde sich selbst verachtet haben, wenn er sich dadurch hätte geschmeichelt finden könen.

Unter den wenigen, die er auszeichnete, befanden sich die Signors Bertolini, Orsino und Verezzi. Der erste war ein Mann von lebhaftem Temperament, starken Leidenschaften, zerstreut und grenzenlos ausschweifend, aber edel, brav und arglos. Orsino war zurückhaltend und stolz, liebte Macht mehr als Pracht, war grausam und argwöhnisch von Temperament, schnell empfäng-

lich für erlittenes Unrecht, und unversöhnlich in seiner Rache; listig und unergründlich in seinen Anschlägen, geduldig und unermüdet in der Ausführung seiner Plane. Dieser Mensch war Montonis vorzüglicher Liebling. Verezzi besaß einige Talente, eine feurige Einbildungskraft und war der Sclave abwechselnder Leidenschaften. Er war lebhaft, wollüstig und kühn; besaß aber weder Beharrlichkeit noch wahren Muth und war bey allem was er unternahm erbärmlich selbstsüchtig. Feurig in seinen Hoffnungen des Erfolgs, war er stets bereit, sowohl für sich als für andre Pläne zu entwerfen, und sie wieder aufzugeben, wenn er sie kaum zur Hälfte ausgeführt hatte. Stolz und ungestümm lehnte er sich gegen alle Subordination auf, doch konnten diejenigen, die mit seinem Charakter bekannt waren, und die jedesmahlige Richtung seiner Leidenschaften beobachteten, ihn lenken wie ein Kind.

Dieß waren die Freunde, die Montoni den Tag nach seiner Ankunft in Venedig in seiner Familie und an seinem Tische einführte. Noch ein venetianischer Edelmann, Graf Morano, und eine gewisse Signora Livona, waren von der Gesellschaft. Montoni machte die letztere seiner Frau als eine Dame von auszeichnenden Vorzügen bekannt, und behielt sie zu Mittag, als sie des Morgens zu einem Besuche kam, um Madame Montoni in Venedig zu bewillkommen.

Madame Montoni nahm die Höflichkeit der Herren mit sehr übler Laune auf. Sie mißfielen ihr, weil sie Freunde ihres Mannes waren; sie haßte sie, weil sie glaubte, daß sie an seinem langen Ausbleiben den Tag zuvor Schuld gewesen wären, und beneidete sie, weil sie, ihres eig-

nen geringen Einflusses auf ihn sich bewußt glaubte, daß er diese Gesellschaft der ihrigen vorzöge. Der Rang des Grafen Morano verschaffte ihm die Auszeichnung, die sie der übrigen Gesellschaft verweigerte. Die stolze Verachtung in ihrem Gesicht und Betragen und das Überladene ihres Anzugs, denn sie hatte die venetianische Kleidung noch nicht angenommen, stachen auffallend gegen die Schönheit, Bescheidenheit und Simplicität Emiliens ab, die mit mehr Aufmerksamkeit als Vergnügen die Gesellschaft um sich her bemerkte. Die Schönheit und das einnehmende Betragen der Signora Livona zwang ihr eine unwillkührliche Achtung ab, während ihre süße Stimme und ihre holde Freundlichkeit die angenehmen Empfindungen, die so lange geschlummert hatten, wieder bey ihr erweckten.

In der Abendkühle schiffte sich die Gesellschaft in Montonis Gondel ein und ruderte auf die See aus. Der rothe Schimmer der untergehenden Sonne färbte noch die Wellen und zögerte im Westen, wo der melancholische Strahl langsam zu erlöschen schien, während das dunkle Blau des obern Himmels von Sternen funkelte. Emilie saß in nachdenkende, süße Gefühle gewiegt da. Die Glätte des Wassers vereinte sich, mit der nur durch die vorüberrauschende Fluthen oder die Töne ferner Musik unterbrochnen Stille der Stunde, diese Gefühle zur Begeisterung zu erheben. So wie sie auf den abgemeßnen Schall der Ruder, und auf das ferne Wirbeln, das mit dem Lüftchen herbey kam, hörte, kehrte in ihr besänftigtes Herz St. Auberts und Valancourts Andenken zurück, und Thränen schlichen sich in ihre Augen.

Der letzte Laut der fernen Musik erstarb jetzt in der Luft: denn die Gondel war tief in See gegangen und die Gesellschaft beschloß, selbst Musik zu machen. Der Graf Morano, der zunächst bey Emilien saß, und sie eine Weile stillschweigend betrachtet hatte, ergriff eine Laute und berührte die Saiten mit dem Finger der Harmonie selbst, während seine schöne Tenorstimme sie mit einem Rondeau voll klagender Zärtlichkeit begleitete. Nachdem er ausgesungen hatte, gab er Emilien die Laute, die, um sich kein geziertes Ansehn zu geben, sogleich zu spielen anfing. Sie sang eine melancholische kleine Arie; eins von den Volksliedern ihrer Provinz mit einer Simplicität und Rührung, die es bezaubernd machten. Allein die wohlbekannte Melodie rief ihrer Fantasie die Auftritte und die Personen, unter welchen sie es so oft gehört hatte, so lebhaft zurück, daß ihre Lebensgeister unterlagen — ihre Stimme bebte und verschwand und mit zitternder Hand berührte sie die Saiten der Laute, bis sie beschämt, eine solche Bewegung verrathen zu haben, plötzlich zu einem so fröhlichen, leichten Gesang überging, daß man beynahe die hüpfenden Schritte des Tanzes vor sich sah. Braviſſimo erscholl sogleich von den Lippen ihrer entzückten Zuhörer und sie mußte die Arie wiederhohlen. Bey den Lobsprüchen, die sie erhielt, blieb der Graf gewiß nicht zurück, und sie dauerten noch fort, als Emilie der Signora Livona das Instrument hingab.

Der Graf, Emilie, Cavigni und die Signora sangen nachher Arien, von ein paar Lauten und einigen andern Instrumenten begleitet.

„Indeß überlegte Montoni, der dieser Harmonie müde war, wie er sich auf die beste Art

von seiner Gesellschaft losmachen, oder sich mit einigen, die zum Spiel geneigt wären, zu einem Casino verfügen könnte. Bey einer Pause der Musik schlug er vor, ans Land zu gehn: ein Vorschlag, den Orsino bereitwillig unterstützte, dem aber der Graf und die andern Herrn eben so warm widersprachen.

Montoni aber dachte noch immer auf eine Entschuldigung gegen den Grafen, der einzige, bey dem er es der Mühe werth hielt, bis die Gondelfahrer eines ledigen Bootes, das nach Venedig zurückfuhr, seinen Leuten zuriefen. Ohne sich nun länger den Kopf wegen einer Entschuldigung zu zerbrechen, ergriff er diese Gelegenheit, empfahl die Damen dem Schutz seiner Freunde und ging mit Orsino davon. Zum erstenmahl sah Emilie ihn ungern fortgehn; sie betrachtete seine Gegenwart als einen Schutz, ob sie gleich nicht wußte, was sie fürchten sollte. Er stieg bey dem St. Markusplatze ans Land, und eilte in ein Casino, wo er sich bald unter einem Haufen Spieler verlor.

Der Graf hatte während dessen heimlich einen Bedienten in Montonis Boote fortgeschickt, um seine eigne Gondel und Musik zu hohlen. Ohne seine Absicht zu wissen, hörte Emilie den Gesang der Gondelfahrer, die auf dem Verdeck saßen, heran nahen und sah den zitternden Glanz des Mondlichts von ihren Rudern unterbrochen. Gleich darauf vernahm sie Instrumente und dann eine volle Symphonie, die Boote begegneten einander und die Gondelfahrer riefen sich ihren Gruß zu. Der Graf erklärte ihnen jetzt die Ursache, und sie stiegen in seine Gondel, die mit allem, was nur der Geschmack erfinden kann, verschönert war.

Während sie ein Mahl von Früchten und Eis verzehrten, spielte die ganze Bande, die in einiger Entfernung in dem andern Boote folgte, die süßeste und bezauberndste Melodie; der Graf, der sich wieder neben Emilien gesetzt hatte, widmete ihr die feinste Aufmerksamkeit und sagte ihr zuweilen mit leiser, aber leidenschaftlicher Stimme Complimente, die sie nicht mißdeuten konnte. Um sie zu vermeiden, unterhielt sie sich mit Signora Livona und nahm gegen den Grafen eine bescheidene Zurückhaltung an, die aber, bey aller Würde, doch zu sanft war, um ihn zurückzuweisen. Er sah, er hörte, er sprach nur mit Emilien, während Cavigni ihn von Zeit zu Zeit mit Unwillen und Emilien mit Unruhe betrachtete. Sie wünschte nichts sehnlicher, als wieder nach Venedig zu kommen, allein es war beynahe Mitternacht, ehe die Gondeln den St. Markusplatz erreichten, wo die Stimme der Fröhlichkeit und des Gesangs laut ertönte.

Sie stiegen am St. Markusplatze ans Land, wo die Lebhaftigkeit unter den Colonnaden, und die Schönheit der Nacht Madame Montoni bewegten, des Grafen Bitte, noch eine Promenade zu machen und sich dann nebst der übrigen Gesellschaft ein Abendessen auf seinem Casino gefallen zu lassen, zu gewähren. Hätte irgend etwas Emiliens Unmuth zerstreuen können, so wäre es gewiß die Größe, Lebhaftigkeit und Neuheit der umliegenden, mit Palladios Palläsien geschmückten und durch Gesellschaften in Masken belebten Scene gewesen.

Endlich verfügten sie sich nach seinem äusserst geschmackvoll eingerichteten Casino, wo sie eine

prächtige Mahlzeit bereit fanden. Hier aber machte Emiliens Zurückhaltung den Grafen aufmerksam, wie nothwendig es für seinen Vortheil sey, Madame Montonis Gunst zu gewinnen, welches bey der Herablassung, womit sie ihn bereits beglückt hatte, ihm kein schweres Unternehmen schien: Er trug also einen Theil seiner Aufmerksamkeit von Emilien auf ihre Tante über, die sich durch diese Auszeichnung zu sehr geschmeichelt fühlte, um ihr Entzücken verbergen zu können. Ehe noch die Gesellschaft aus einander ging, hatte er Madame Montoni ganz für sich gewonnen. So oft er sie anredete, erheiterte sich ihr unholdes Gesicht in Lächeln, und sie fand alles was er sagte, vortreflich. Er lud sie nebst der übrigen Gesellschaft ein, den folgenden Abend in seiner Loge in der Oper Caffee zu trinken, und Emilie dachte, wie sie ihre Tante den Vorschlag annehmen hörte, ängstlich auf einen Vorwand, sich davon loszumachen.

Es war sehr spät, ehe die Gondel bestellt wurde, und Emilie erstaunte, als sie beym Fortgehn aus dem Casino die helle Sonne aus dem Adriatischen Meere hervorgehn, und den Markusplatz noch voll Menschen sah. Der Schlaf hatte schon lange schwer auf ihren Augen gelegen, jetzt aber erfrischte sie das kühle Seelüftchen, und sie würde ungern den Ort verlassen haben, wenn nicht der Graf, der sich das Recht, sie nach Hause zu begleiten, nicht nehmen ließ, gegenwärtig gewesen wäre. Sie erfuhren hier, daß Montoni noch nicht zurückgekommen war, und seine Frau, die sich äusserst mißvergnügt in ihr Zimmer begab, erlöste endlich Emilien von der Beschwerde, länger um sie zu seyn.

Montoni kam spät des Morgens in sehr übler Laune nach Hause, weil er starken Verlust im Spiel gehabt hatte, und hielt, ehe er sich zur Ruhe legte, eine geheime Unterredung mit Cavigni, dessen Miene den folgenden Tag zu sagen schien, daß der Inhalt nicht angenehm gewesen war.

Madame Montoni, die den Tag über ein mürrisches Stillschweigen gegen ihren Mann beobachtet hatte, erhielt gegen Abend Besuche von einigen venetianischen Damen, deren angenehmes Wesen Emilien besonders gefiel. Sie betrugen sich gegen die Fremden mit einer ungezwungnen und zuvorkommenden Artigkeit, als wären sie schon viele Jahre vertraute Freunde gewesen, und ihre Unterhaltung war abwechselnd zärtlich, empfindsam und lebhaft. So wenig Geschmack auch Madame für solche Unterhaltung hatte, und so sehr auch ihr grobes, selbstsüchtiges Betragen gegen die ausnehmende Feinheit dieser Damen abstach, konnte sie doch nicht ganz unempfindlich gegen den Zauber ihres Umgangs bleiben.

Während einer Pause des Gesprächs ergriff eine gewisse Signora Herminia die Laute, und sang und spielte so ungezwungen als wäre sie allein gewesen. Ihre Stimme hatte eine seltne Fülle und Ausdruck, doch schien sie sich ihrer Vorzüge wenig bewußt zu seyn, und war weit entfernt, sie zur Schau zu legen. Sie sang aus Fröhlichkeit ihres Herzens, indem sie mit halb zurückgeworfnem Schleyer voll Grazie die Laute hielt und unter Zweigen und Blühten von Pflanzen, die in Töpfen auf dem Fenster standen, da saß. Emilie zog sich ein wenig von der Gesellschaft zurück, um ihre Figur nebst der Scene im kleinen um sie

her,

her, zu zeichnen und brachte ein interessantes Gemählde aufs Papier, das vielleicht wohl die Kritik nicht ausgehalten haben würde, aber doch Geist und Geschmack genug enthielt, um Fantasie und Herz zu beschäftigen. Nachdem sie es vollendet hatte, überreichte sie es dem schönen Original. Die Signora fand sich sehr angenehm überrascht und versicherte Emilien mit einem süßen Lächeln, daß sie es als ein Pfand ihrer Freundschaft aufbewahren würde.

Cavigni gesellte sich gegen Abend zu den Damen; Montoni aber war anderwärts versetzt. Sie schifften sich in der Gondel nach dem St. Markusplatze ein, wo sie die nähmliche frohe Gesellschaft als Abends zuvor fanden. Das kühle Lüftchen, die spiegelglatte See, das sanfte Rauschen der Wellen und das süßere Murmeln der fernen Musik — die hohen Porticos und Arkaden, und die glücklichen Gruppen, die unter ihnen hin schlenderten, bezauberten Emilien doppelt, da sie durch keine lästige Aufmerksamkeit des Grafen Morano mehr gequält wurde. Als sie aber die vom Monde beleuchtete See, die Mauern des St. Markusplatzes bespülen und einen Augenblick darauf verweilen sah, als sie den süßen melancholischen Gesang eines Gondelfahrers hörte, der unten in seinem Boot saß, und auf seinen Herrn wartete, kehrte ihr weich gewordnes Herz zu dem Andenken an ihre Heimath, an ihre Freunde und an alles, was ihr in ihrem Vaterlande theuer war, zurück.

Nachdem sie eine Weile auf und ab gegangen waren, setzten sie sich vor der Thüre eines Casinos nieder, wo, während Cavigni sie mit Erfrischungen bediente, der Graf Morano sich zu

ihnen gesellte. Er suchte Emilien mit einem Blick voll ungeduldigen Verlangens, allein sie erinnerte sich an sein Betragen vom gestrigen Abend und nahm wieder eine furchtsame Zurückhaltung an, ausser wenn sie mit der Signora Herminia und andern Damen von ihrer Gesellschaft sprach.

Es war beynahe Mitternacht, ehe sie sich nach der Oper begaben, wo Emilie nicht so gefesselt wurde, daß sie nicht, wenn sie an die eben verlaßne Scene zurückdachte, hätte fühlen sollen, wie unendlich weit aller Schimmer der Kunst der Erhabenheit der Natur nachsteht. Ihr Herz fühlte sich jetzt nicht gerührt; Thränen der Bewundrung traten ihr jetzt nicht in die Augen, als zuvor, da sie die weite Fläche des Oceans — die Größe des Himmels sah und dem Brausen des Wassers, der schwachen Musik zuhörte, die sich in sein Getöse mischten. Sobald sie an diese Gegenstände dachte, schien ihr die Scene, die sie vor sich sah, höchst unbedeutend.

Verschiedne Wochen verstrichen unter gewöhnlichen Besuchen, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Emilie fand Unterhaltung an den Sitten und Gegenständen um sie her, die so ganz von dem, was sie in Frankreich gesehen hatte, abwichen; nur störte es ihr Vergnügen, daß der Graf Morano sich allenthalben, wo sie war, mit einzuschleichen wußte.

Nicht lange nach seiner Ankunft zu Venedig erhielt Montoni ein Packet von Herrn Quesnel, worin dieser ihm den Tod des Onkels seiner Frau meldete, der auf seiner Villa am Brento gestorben war, und ihm zugleich schrieb, daß er eilen würde, von diesem Gute und andern ihm zugefallnen Vermächtnissen Besitz zu nehmen. Dieser

Onkel war ein Bruder von Madame Quesnels verstorbner Mutter; Montoni war von väterlicher Seite mit ihr verwandt, und so wenig Ansprüche oder Hoffnung er sich auch auf diese Besitzungen zu machen hatte, konnte er doch kaum den Neid verbergen, den Herrn Quesnels Brief bey ihm erregte.

Emilie hatte mit Betrübniß bemerkt, daß Montoni, seit sie Frankreich verließen, sich nicht einmahl die Mühe gegeben hatte, nur den Schein einer gewissen Freundlichkeit gegen sie anzunehmen, und daß er jetzt, statt daß er sie bisher nur vernachlässigt hatte, wirklich unartig und mürrisch gegen sie geworden war. Sie hatte sich nie eingebildet, daß ihrer Tante Schwächen, Montonis scharfem Blick entgehn, oder daß ihr Geist und Körper seine Aufmerksamkeit auf sich ziehn könnten. Sie wunderte sich deswegen mit Recht über seine Wahl, allein nachdem sie einmahl getroffen war, traute sie ihm doch nicht zu, daß er seine Verachtung gegen seine Frau so öffentlich an den Tag legen würde. Montoni aber, den der vermeinte Reichthum der Madame Cheron angelockt hatte, sah sich jetzt, da er sie in der That weit ärmer fand, in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht, und war höchst aufgebracht über den Betrug, den sie ihm gespielt hatte. Er sah sich in einer Sache betrogen, wo er zu betrügen geglaubt hatte, und was noch das ärgste war, von einer Frau überlistet, deren Verstand er verachtete, und der er seinen Stolz und seine Freyheit aufgeopfert hatte, ohne sich dadurch von dem Verderben, das über seinem Haupte schwebte, zu retten. Madame Montoni war so klug gewesen den größten Theil ihres wirklichen Vermögens für

sich selbst zu sichern; den Überrest, der weder ihres Mannes Erwartungen, noch seinen Bedürfnissen angemessen war, hatte er zu Geld gemacht und mit nach Venedig gebracht, um die Welt noch ein wenig länger zu täuschen, und einen letzten Versuch zu machen, sein verlornes Vermögen wieder zu gewinnen.

Die Winke, die man Valancourt wegen Montonis Charakter und Vermögensumständen gegeben hatte, waren nur zu wahr; allein es mußte jetzt von Zeit und Gelegenheit abhängen, sowohl das Gesagte, als das Verschwiegene zu enthüllen, und auch wir wollen es der Zeit und Gelegenheit überlassen.

Es lag nicht in Madame Montonis Natur, ein Unrecht mit Sanftmuth zu verschmerzen, oder es mit Würde zu ahnden; ihr übertriebner Stolz zeigte sich in aller Heftigkeit und Erbittrung eines kleinen, oder wenigstens ungeordneten Geistes. Sie mochte sich selbst nicht gestehn, daß sie die Verachtung gewissermaßen durch ihre Falschheit gereizt hatte, sondern blieb hartnäckig auf dem Glauben, daß sie allein zu beklagen, und Montoni allein zu tadeln sey. Da ihre Seele von Natur wenig Gefühl für moralische Pflichten hatte, so fühlte sie selten die Kraft derselben, ausser wenn sie zufällig gegen sie selbst verletzt wurden: ihre Eitelkeit hatte bereits durch die Entdeckung, daß Montoni sie verachte, einen großen Stoß erlitten, und es fehlte nur noch die Entdeckung seiner wahren Umstände, um ihr den letzten Stoß zu geben. Die mangelhafte Einrichtung seines Hauses zu Venedig hätte ihr wohl einen Theil der Wahrheit verrathen können, wenn sie nicht so geneigt gewesen wäre, zu glauben, was sie wünsch-

te. Madame Montoni hielt sich noch immer für nicht viel weniger als eine Prinzessinn die einen Pallast zu Venedig, und ein Schloß in den Appeninischen Gebürgen besaß. Allerdings sprach Montoni zuweilen davon, daß er auf einige Wochen nach dem Schlosse Udolpho gehn wollte, um seine Beschaffenheit zu untersuchen, und einige Zinsen zu heben. Nach seinen Reden war er seit zwey Jahren nicht da gewesen und hatte es in dieser Zeit nur durch einen alten Bedienten, den er seinen Verwalter nannte, bewohnen lassen.

Emilie hörte mit Vergnügen von dieser Reise reden, von der sie nicht nur neue Bereicherung ihrer Ideen, sondern vorzüglich Befreyung von des Grafen Morano unabläßiger Verfolgung erwartete. Auch glaubte sie auf dem Lande Muße genug zu haben, um ungestört an Valancourt zu denken und der Schwermuth nachzuhängen, welche sein Bild und die Erinnerung an die Scenen zu La Vallee, mit denen sie stets das gesegnete Andenken ihrer Ältern verband, in ihr erweckte.

Graf Morano begnügte sich indessen nicht länger mit stummer Aufmerksamkeit; er erklärte seine Leidenschaft für Emilien und machte seinen Antrag bey Montoni, der ihn aufmunterte, ohngeachtet Emilie ihn verwarf. Mit Montoni zum Freunde, und einem reichen Maaß von Eitelkeit um sich zu täuschen, versehn, ließ er den Muth nicht sinken. Emilie fühlte sich durch seine Beharrlichkeit befremdet und beleidigt, da sie ihm ihre Gesinnungen mit einer Freymüthigkeit, die kein Mißverständniß zuließ, entdeckt hatte.

Er brachte nun den größten Theil seiner Zeit bey Montoni zu, aß beynahe täglich dort, und begleitete Madame und Emilien, wohin sie auch

gingen — und alles dieß trotz Emiliens sich stets gleicher Zurückhaltung. Ihre Tante schien diese Heirath eben so sehnlich als Montoni zu wünschen und wollte ihr nie gestatten, aus einer Gesellschaft, wo sie den Grafen zu finden erwartete, wegzubleiben.

Montoni sprach jetzt nichts mehr von seiner Reise, wovon Emilie mit Ungeduld zu hören verlangte; auch war er selten zu Hause, ausser wenn der Graf, oder Signor Orsino dort waren, denn zwischen ihm und Cavigni schien eine gewisse Kälte obzuwalten, ohngeachtet er ihn noch immer im Hause behielt. Mit Orsino schloß er sich oft stundenlang ein, und der Gegenstand ihrer Unterhaltung schien sehr wichtig zu seyn, weil Montoni ihr oft seine Lieblingsleidenschaft fürs Spiel aufopferte, und den ganzen Abend zu Hause blieb. Überhaupt beobachtete jetzt Orsino bey seinen Besuchen eine gewisse Heimlichkeit, die er vorher nicht gehabt hatte, und die Emilien nicht nur befremdete sondern auch beunruhigte, denn sie hatte zu ihrem großen Mißvergnügen viele Züge seines Charakters entdeckt, die er am meisten befliessen schien zu verbergen. Montoni war nach diesen Besuchen oft noch nachdenkender als gewöhnlich — oft zog ihn das tiefe Arbeiten seiner Seele gänzlich von dem ab, was ihn umgab, und warf einen Schatten auf sein Gesicht, der es beynahe fürchterlich machte —

Ein zweyter Brief von Herrn Quesnel verkündigte ihnen, daß er und seine Frau auf der Villa Miarenti angelangt wären; er pries sein gutes Glück bey der Angelegenheit, die ihn nach Italien geführt hatte, und lud Montoni mit sei-

ner Frau und Nichte sehr dringend auf sein neues Gut ein.

Emilie erhielt um dieselbe Zeit einen für sie weit interessanteren Brief, der auf eine Weile jeden Schmerz ihres Herzens besänftigte. Valancourt hatte in der Hoffnung, daß sie noch zu Venedig seyn würde, der Post einen Brief anzuvertrauen gewagt, worin er ihr von seinem Leben und von seiner unablässigen zärtlichen Liebe schrieb. Er hatte sich einige Zeit nach ihrer Abreise in Toulouse aufgehalten, um das schwermüthige Vergnügen zu genießen, die Gegend zu durchwandeln wo er sie zu sehn gewohnt war, und ging von da nach seines Bruders Schlosse in der Nachbarschaft von La Vallee. Wenn mein Dienst mich nicht zu meinem Regiment riefe, setzte er hinzu, so weiß ich nicht, ob die Entschlossenheit genug haben würde, die Nähe eines Ortes zu verlassen, der mir durch die Erinnerung an Sie so theuer geworden ist. Bloß die Nachbarschaft von La Vallee konnte mich so lange zu Estuviere halten: ich ritt oft früh Morgens dahin, um mit Musse den Tag über in Gegenden zu wandeln, die einst ihre Heimath waren, wo ich sie zu sehn, mit ihnen zu sprechen gewohnt war. Ich habe meine Bekanntschaft mit der guten alten Therese erneuert, die sich freute mich zu sehn, um mir von Ihnen zu erzählen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr dieser Umstand mich zu ihr hingezogen hat, mit welcher Begierde ich sie von ihrem Lieblingsgegenstande reden hörte. Mein einziger Bewegungsgrund, der alten Therese Bekanntschaft zu suchen, war allerdings, Zutritt in dem Hause und Garten zu erhalten, den meine Emilie so kürzlich bewohnt hatte. Hier gehe ich dann und

sehe Ihr Bild unter jedem Schatten — vor allem aber sitze ich gerne unter den breiten Zweigen Ihres Lieblingsbaumes, wo wir einst — ach Emilie! — zusammen saßen — wo ich zuerst Ihnen zu sagen wagte, daß ich sie liebte. O Emilie, die Erinnerung an diese Augenblicke überwältigt mich — ich sitze verloren in Träumen — ich bemühe mich, sie durch den Nebel meiner Thränen in dem ganzen Himmel des Friedens und der Unschuld zu sehn, worin Sie mir damahls erschienen — wieder die Töne der Stimme zu hören, die damahls mein Herz mit Zärtlichkeit und Hoffnung durchbebten — ich lehne mich an die Mauer der Terrasse, wo wir zusammen dem Strome der Garonne unter uns zusahn, während ich Ihnen die wilde Gegend beschrieb, wo sie entspringt, und immer nur an Sie dabey dachte. O Emilie, sind diese Augenblicke auf immer dahin! werden sie nie wieder kehren!"

An einer andern Stelle schrieb er: „ich habe so eben einen Umstand gehört, der meinen ganzen geträumten Himmel auf einmahl zerstört und es mir gleichgültig macht zu meinem Regiment zurückzukehren, da ich doch nicht länger unter den geliebten Schatten wandeln kann, wo ich Sie in Gedanken zu treffen gewohnt war. — La Vallee ist verpachtet. Nachdem was mir Therese diesen Morgen gesagt hat, habe ich Ursache zu glauben, daß es ohne ihr Wissen geschehen ist, und eile deswegen, Ihnen Nachricht davon zu geben. Die gute Alte vergoß Thränen, als sie erzählte, daß sie ihres lieben Fräuleins Dienst und das Schloß verlassen sollte, wo sie so viel glückliche Jahre verlebt hatte — und das alles, setzte sie hinzu, ohne nur einen Brief von meinem Fräu-

lein erhalten zu haben, der die Nachricht mildern könnte: allein das ist alles Herrn Quesnels Werk und ich möchte wohl behaupten, daß sie nicht einmahl weiß, was vorgeht."

Am Ende seines Briefs, an dem er mehrere Tage geschrieben hatte, sagte er: ich habe eine Auffoderung zu meinem Regiment erhalten, und gehe ohne Leidwesen dahin, da ich doch von den Gegenden verbannt bin, die meinem Herzen so lieb waren. Diesen Morgen ritt ich nach La Vallee und erfuhr, daß der neue Besitzer angekommen und Therese fort wäre. Er soll ein Mann vom Stande seyn, das ist aber auch alles, was ich habe erfahren können. Der Ort schien mir, als ich in den Grenzen umherstrich, weit traurig er als zuvor. Ich hätte wohl gewünscht, zugelassen zu werden, um noch einmahl von Ihrem lieben Ahornbaum Abschied zu nehmen, nur noch einmahl zu träumen, daß ich Sie unter seinem Schatten sitzen sähe — allein ich enthielt mich die Neugierde fremder Menschen rege zu machen — die Fischerhütte im Walde stand mir indeß noch offen — ich ging dahin und brachte eine Stunde, an die ich nicht ohne Bewegung zurückdenken kann, daselbst zu. O Emilie, gewiß sind wir nicht auf immer getrennt! gewiß werden wir noch für einander leben!"

Dieser Brief preßte Emilien manche Thräne aus — Thränen der Zärtlichkeit und des befriedigten Gefühls, da sie erfuhr, daß Valancourt noch lebe, und daß keine Zeit und Abwesenheit ihr Bild in seinem Herzen verlöscht hatten. Die Stellen in seinem Briefe, worin er die Zärtlichkeit der Gefühle beschrieb, die in ihm aufstiegen als er La Vallee besuchte, rührten sie vorzüglich

und es dauerte lange ehe sie ihre Gedanken so weit von Valancourt abziehn konnte, um seine Nachricht wegen La Vallee in ihrem ganzen Umfange zu fühlen. Es mußte sie befremden und verdriessen, daß Herr Quesnel dieses Gut verkaufte, ohne sie einmahl zu Rathe zu ziehn; da dieß bewies, daß er sich eine unumschränkte Gewalt über ihre Angelegenheiten anmaßte. Zwar hatte er ihr, ehe sie Frankreich verließ, den Vorschlag gethan, es in ihrer Abwesenheit zu verpachten, und sie konnte in ökonomischer Hinsicht nichts dagegen einwenden, allein der Gedanke, ihres Vaters ehemahligen Aufenthalt der Laune und Willkühr von Fremden Preis zu geben, und sich selbst einer sichern Heimath zu berauben, im Fall unglückliche Umstände sie nach diesem Zufluchtsorte zurücktreiben sollten, machte, daß sie sich diesem Vorschlage durchaus wiedersetzte. Auch hatte ihr Vater in seiner letzten Stunde das Versprechen von ihr gefodert, La Vallee nicht zu veräussern, und sie fürchtete dieses Versprechen schon dadurch, wenn sie es an Fremde verpachtete, zu verletzen. Es war nur zu sichtlich, wie wenig Herr Quesnel auf diese Einwendungen geachtet, und wie sehr er alle andern Rücksichten Geldvortheilen aufgeopfert hatte. Es schien, daß er Montoni nicht einmahl von seinem Schritt zu unterrichten gewürdigt hatte, denn sie sah keinen Grund, warum Montoni diesen Umstand vor ihr sollte verheelt haben. Auch ihres Vaters alte und treue Haushälterinn ging ihr nahe. „Arme Therese, sagte sie, du hast in deinem Dienste wenig erspart: denn du warst immer gut und mitleidig gegen die Armen und dachtest in der Familie zu sterben, wo du deine besten Jahre zubrachtest.

Arme Therese, nun bist du in deinen alten Tagen aus dem Hause gestoßen, um dein Brot vor den Thüren zu suchen!"

Emilie weinte bitterlich bey diesem Gedanken und nahm sich vor mit Herrn Quesnel zu überlegen, was wohl für Theresen gethan werden könnte, und sich sehr deutlich gegen ihn zu äussern — allein sie fürchtete, daß sein kaltes Herz nur für sich selbst fühlen konnte. Auch beschloß sie, Montoni zu fragen, ob er in seinem Briefe etwas von ihren Angelegenheiten erwähnt hätte, wozu er ihr bald Gelegenheit gab, indem er sie bitten ließ, zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Sie zweifelte nicht, daß er sie zu sprechen wünschte, um ihr den Inhalt von Herrn Quesnels Briefe mitzutheilen und erschien sogleich. Sie fand ihn allein.

„Ich habe eben an Herrn Quesnel geschrieben, sagte er, als Emilie hereintrat, um ihm auf einen Brief, den ich vor wenig Tagen von ihm erhielt, zu antworten, und wünschte mit Ihnen über einen Punct desselben zu sprechen."

„Auch ich hatte mit Ihnen hierüber zu sprechen, gewünscht, sagte Emilie."

„Allerdings muß die Sache für Sie wichtig seyn, sagte Montoni, und ich denke, sie müssen sie in eben dem Lichte betrachten als ich, da sie sich auch in der That wohl nicht anders betrachten läßt. Ich traue Ihnen zu, daß Sie mit mir darin übereinkommen werden, daß jede, auf sogenannte Empfindung gegründete Einwendung gründlicheren Vortheilen nachstehen muß."

„Dieses zugegeben, erwiederte Emilie bescheiden, sollte man doch nie die Pflichten der Menschlichkeit aus den Augen setzen. Allein ich

fürchte, es ist jetzt zu spät, über die Sache zu Rathe zu gehn, und ich muß beklagen, daß es nicht länger in meiner Macht steht, mich dagegen zu setzen."

„Es ist zu spät, sagte Montoni, aber da es einmahl so ist, so freut es mich wenigstens zu sehn, daß Sie sich ohne leeren Klagen nachzuhängen, der Vernunft und Nothwendigkeit ergeben. Ich schätze dieses Betragen um so mehr, da es eine Stärke der Seele verräth, die man selten bey Ihrem Geschlechte findet. Wenn sie zu reifern Jahren kommen, werden Sie sich mit Dankbarkeit an die Freunde erinnern, die Sie von den romanhaften Chimären der Empfindsamkeit heilen halfen und werden einsehn, daß dieß nur die Spielzeuge der Kindheit sind, die man wegwerfen sollte, sobald man der Kinderstube entwächst. Ich habe meinen Brief noch nicht geendigt und sie können selbst noch einige Zeilen hinzusetzen, um Ihrem Onkel Ihre Einwilligung zu melden. Sie werden ihn bald sehn, denn ich bin willens, nächster Tage mit Ihnen und Madame Montoni nach Miarenti zu reisen, wo Sie dann ausführlicher über die Sache reden können."

Emilie schrieb auf die leere Seite des Briefs folgende Worte: Es würde jetzt fruchtlos seyn, mit Ihnen über die Sache, wovon Herr Montoni, wie er sagt, Ihnen geschrieben hat, zu streiten. Ich hätte wenigstens gewünscht, daß man mit weniger Übereilung zu Werke gegangen seyn möchte, damit ich gelernt hätte, einige Vorurtheile, wie der Signor es nennt, die noch immer in meinem Herzen regieren, zu besiegen. Indessen ergebe ich mich, da es nun einmahl nicht anders ist, und ersparte was ich noch darüber zu

sagen hätte, bis ich die Ehre haben werde, sie selbst zu sehen. Nur wünschte ich, daß Sie je eher je lieber für die arme Thereſe sorgen möchten. Thun Sie es wenigstens aus Liebe zu Ihrer

gehorsamen Nichte
Emilie St. Aubert.

Montoni lächelte spöttisch über das, was Emilie geschrieben hatte, machte aber keine Einwendung dagegen. Sie begab sich in ihr Zimmer, wo sie sich niedersetzte, um einen Brief an Valancourt anzufangen, worin sie ihm die nähern Umstände ihrer Reise und ihrer Ankunft zu Venedig erzählte, und ihm die Sitten und Charaktere der Menschen, mit denen sie lebte, und einige Umstände von Montonis Betragen beschrieb. Nur vermied sie, des Grafen Morano und noch mehr seiner Erklärung zu erwähnen, denn sie wußte, wie sehr wahre Liebe zu Besorgnissen geneigt, wie ängstlich sie über alle Dinge ist, die nur den mindesten Bezug auf sie haben können — und vermied deswegen sorgfältig bey Valancourt nur den Gedanken an einen Nebenbuhler aufkommen zu lassen.

Am folgenden Tage aß der Graf Morano wieder bey Montoni: Er war ungewöhnlich belebt, und Emilie glaubte in seiner Anrede an sie eine gewisse triumphirende Freude zu bemerken, die sie noch nie an ihm wahr genommen hatte. Sie suchte ihn durch eine mehr als gewöhnliche Kälte zurückzuweisen, allein ihre kalte Höflichkeit schien ihn mehr aufzumuntern, als niederzuschlagen. Er schien ängstlich auf eine Gelegenheit zu warten, mit ihr allein zu sprechen und bath sie auch mehrmahls darum; allein Emilie antwortete immer, daß sie nichts von ihm zu hören

hätte, was er nicht vor der ganzen Gesellschaft sagen könnte.

Gegen Abend gingen Madame Montoni und ihre Gesellschaft nach der See, und als der Graf Emilien in seine Gondel führte, drückte er ihre Hand an seine Lippen und dankte ihr für die Güte, die sie ihm bewiesen hätte. Emilie, äusserst befremdet und aufgebracht zog ihre Hand schnell zurück und glaubte, daß er spotten wollte. Als sie aber die Terrasse herunter kam und des Grafen Kahn unten warten sah, während die andre Gesellschaft sich schon in die Gondeln gesetzt hatte und fortruderte, beschloß sie, keine abgesonderte Unterhaltung zu bewilligen, wünschte ihm einen guten Abend und ging nach dem Portico zurück. Der Graf folgte ihr, um ihr Vorstellungen zu machen, und sie um Gehör zu bitten; Montoni, der eben heraus kam, machte die Bitte überflüssig: ohne daß er zu sprechen würdigte, nahm er sie bey der Hand und führte sie in die Gondel. Emilie konnte nicht schweigen; sie bath Montoni mit leiser Stimme das Unschickliche ihrer Lage zu bedenken, und ihr diese Demüthigung zu ersparen; allein er blieb unbeweglich.

„Diese Launen sind unerträglich, sagte er, und sollen nicht befriedigt werden. Ich sehe hier nichts unschickliches."

In diesem Augenblick stieg Emiliens Mißfallen an dem Grafen bis zum Abscheu.

Mich hat sehnlich verlangt, sagte er, Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre Güte zu sagen, allein ich muß auch dem Signor Montoni danken, daß er mir die Gelegenheit dazu verschafft hat.

Emilie sah den Grafen mit einem Blick des Erstaunens und Misvergnügens an.

„Warum, fuhr er fort, suchen Sie das Entzücken dieses Augenblicks durch diese grausame Kälte zu verbittern? Warum suchen sie mich aufs neue in Zweifel zu stürzen, indem sie ihr Gesicht zwingen, der Güte ihrer letzten Erklärung zu wiedersprechen. Sie können an der Aufrichtigkeit, an der Wärme meiner Leidenschaft nicht zweifeln; warum wollen sie also noch länger, süße Emilie, ihre Empfindungen vor mir verheelen?"

Wenn ich sie je verheelt hätte, mein Herr, sagte Emilie, die ihren Muth zusammenfaßte, so wäre es gewiß unnöthig, es noch länger zu thun. Ich hatte gehofft, daß sie mich fernerhin nicht mehr in die Nothwendigkeit setzen würden, ihrer zu erwähnen; da sie aber nicht dazu geneigt scheinen, so erlauben sie mir, ihnen zum letztenmahl zu sagen, daß ihre Zudringlichkeit ihnen sogar die Achtung geraubt hat, deren ich sie bisher würdig geglaubt habe.

Erstaunlich! rief Montoni! das ist in der That beynahe mehr, als ich erwartet hätte, so hohe Begriffe ich auch immer von dem Eigensinn ihres Geschlechts hatte. Nur bitte ich sie, nicht zu vergessen, Fräulein Emilie, daß ich kein Liebhaber bin, wie Graf Morano, und daß ich mich nicht zum Spielzeug ihrer müssigen Stunden mag brauchen lassen. Es ist hier von einer Verbindung die Rede, die jeder Familie Ehre machen würde; die Ihrige ist, wie Sie sich erinnern werden, nicht von Adel; Sie haben sich lange meinen Vorstellungen widersetzt, allein jetzt ist meine Ehre im Spiel und ich will nicht mit ihr scherzen lassen. Sie sollen jetzt durchaus bey der

Erklärung bleiben, die Sie mir für den Grafen aufgetragen haben!"

„Ich muß sie wohl unrecht verstehn, sagte Emilie; meine Antworten über diese Sache sind immer dieselben gewesen; es ist Ihrer unwerth, mich eines Eigensinns zu beschuldigen. Wenn sie sich herabgelassen haben, Aufträge von mir zu besorgen, so ist das eine Ehre, die ich nie verlangt habe. Ich selbst habe sowohl dem Grafen Morano als Ihnen stets standhaft erklärt, daß ich nie die Ehre, die er mir anbiethet, annehmen kann, und wiederhohle Ihnen jetzt diese Erklärung nochmahls."

Der Graf sah befremdet und forschend Montoni an, auf dessen Gesicht sich auch eine gewisse Befremdung, aber vermischt mit Unwillen zeigte.

„Hier ist Unverschämtheit mit Eigensinn vereinigt, sagte er — Wollen Sie ihre eignen Worte läugnen, Madame?"

„Eine solche Frage verdient keine Antwort, sagte Emilie erröthend, Sie werden sich besinnen und es bereuen, sie gethan zu haben.

Reden Sie, was zur Sache gehört, sagte Montoni mit steigender Heftigkeit. Wollen Sie ihre eignen Worte läugnen? wollen Sie läugnen, daß Sie mir vor wenigen Stunden selbst eingestanden haben, daß es zu spät wäre, ihr Versprechen zurückzunehmen, und daß Sie des Grafen Hand annähmen!"

„Allerdings läugne ich das, denn ich habe nie etwas ähnliches gesagt!"

„Erstaunlich! Wollen Sie läugnen, was Sie an Ihren Onkel Herrn Quesnel geschrieben haben? so muß Ihre eigne Hand gegen Sie zeugen. Was sagen Sie nun? fuhr er fort, da

er

er Emiliens Stillschweigen und Verlegenheit sah."

„Ich sehe jetzt, daß Sie in einem großen Irrthum stehn, und daß ich Sie ebenfalls mißverstanden hatte."

„Keine weitere Falschheit, wenn ich bitten darf; seyn Sie offen und wahr, wenn es möglich ist."

„Ich war es stets, mein Herr, und kann mir kein Verdienst daraus machen, weil ich nichts zu verheelen hatte."

Was ist das, Signor, rief Morano vor Ungeduld zitternd.

„Halten Sie ihr Urtheil zurück, Graf, erwiederte Montoni; die List eines weiblichen Herzens ist unergründlich. Nun Fräulein, Ihre Erklärung."

Verzeihen Sie mir, wenn ich meine Erklärung zurückhalte, bis Sie geneigt scheinen, mir Ihr Vertrauen zu schenken, denn jetzt würde ich mich durch alles was ich sage, nur Beleidigungen aussetzen.

„Ich beschwöre Sie, sich zu erklären, sagte Morano."

„Gut gut, ich will ihnen vertrauen, hub Montoni wieder an, lassen Sie uns nur die Erklärung hören."

„So erlauben Sie mir, ihr durch eine Frage näher zu kommen."

„Fragen Sie soviel Sie wollen — sagte Montoni verächtlich —

„Was war denn der Inhalt Ihres Briefs an Herrn Quesnel?"

„Unstreitig der nähmliche, als in Ihrer Nachschrift. Es war in der That sehr gut, mein

Vertrauen zu fodern, ehe Sie diese Frage thaten!"

„Ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären, was eigentlich der Inhalt war." —

„Was anders, als der edelmüthige Antrag des Grafen Morano."

„Wenn das ist, so haben wir einander gänzlich mißverstanden."

„So müßten wir uns auch bey dem vorhergehenden Gespräch mißverstanden haben, versetzte Montoni. Ich muß Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Sie in dieser Art von Mißverständnissen sehr stark sind.

Emilie suchte die Thränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen traten und mit geziemender Festigkeit zu antworten: „Erlauben Sie mir entweder, mein Herr, mich ganz zu erklären, oder ganz still zu schweigen."

„Wir bedürfen jetzt keine weitere Erklärung; sie ist schon vorhergegangen. Wenn der Graf Morano noch eine nöthig glaubt, so werde ich ihm eine anständige geben. Sie haben seit unserm letzten Gespräch Ihre Gesinnung verändert, und wenn er so viel Geduld und Demuth haben kann, bis morgen zu warten, so wird er sie wahrscheinlich wieder verändert finden; da ich aber weder die Geduld noch die Demuth eines Liebhabers besitze, so bitte ich Sie, meinen Unwillen nicht zu reitzen."

„Sie sind zu schnell, Montoni, sagte der Graf, der mit äusserster Angst und Ungeduld dieß Gespräch angehört hatte. — Ich beschwöre Sie, Signora, mir eine Aufklärung zu geben."

Signor Montoni hatte Recht zu sagen, daß jetzt alle Erklärungen unnöthig sind; nach dem was vorgefallen ist, werde ich gewiß kein Wort

mehr verlieren. Genug für Sie und mich, mein Herr, wenn ich meine letzte wiederhohle. Lassen Sie mich hoffen, daß dieß das letztemahl ist, wo ich es nöthig habe — ich kann nie die Ehre Ihrer Verbindung annehmen!"

„Reizende Emilie, rief der Graf in höchster Bewegung, lassen Sie keine Empfindlichkeit Sie ungerecht machen. Lassen Sie mich nicht für Montonis Beleidigungen büssen: — Widerrufen Sie!" —

„Beleidigung unterbrach Montoni — Graf, diese Sprache ist lächerlich, diese Unterwürfigkeit kindisch — sprechen Sie, wie es einem Manne geziemt, und nicht als der Sclave eines kleinen Tyrannen."

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, Signor; lassen Sie mich meine eigne Sache führen; Sie haben bereits bewiesen, wie ungeschickt Sie dazu sind."

„Alles Gespräch über diese Sache, Signor, sagte Emilie, ist schlimmer als unnütz, weil es uns allen nur unangenehme Empfindungen machen kann; wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so setzen Sie es nicht weiter fort."

Es ist unmöglich Signora, so leicht den Gegenstand einer Leidenschaft aufzugeben, die das Entzücken und die Qual meines Lebens ist. Ich muß Sie stets lieben — Sie stets mit unabläßiger Glut verfolgen, wenn Sie die Stärke und Standhaftigkeit meiner Leidenschaft fühlen könnten, so müßte Ihr Herz in Mitleid und Reue schmelzen.

„Ist das edel, Herr Graf? ist das männlich? Ist eine so hartnäckige Verfolgung, von der ich jetzt kein Mittel habe, mich zu befreyen,

wohl geschickt, die Achtung, die Sie wünschen, zu verdienen oder zu erwerben?"

Ein Schimmer von Mondlicht, der auf Montonis Gesicht fiel, verrieth die gewaltsame Bewegung seiner Seele, und zeigte zugleich auf Montonis Zügen eine finstere Bosheit, die den Grafen aufbrachte.

„Bey Gott, das ist zu viel, rief er plötzlich. Montoni! Sie behandeln mich entsetzlich! Von Ihnen fodre ich jetzt eine Erklärung!"

„Von mir Signor! — Sie sollen Sie haben, wenn Ihr Scharfsinn in der That durch Leidenschaft so sehr verdunkelt ist, daß sie ihrer bedürfen. Und was Sie betrift, mein Fräulein, Sie sollen erfahren, daß man mit einem Manne von Ehre nicht spielen darf, wenn Sie auch einen verliebten Knaben ungestraft wie eine Puppe behandeln!"

Diese Spötterey machte Moranos Stolz rege, und da seine Empfindlichkeit über Emiliens Kälte sich im Unwillen über Montonis Unverschämtheit verlor, so beschloß er, ihn zu demüthigen, indem er sie vertheidigte.

„Auch dieß, sagte er, zur Antwort auf Motonis letzte Worte — auch dieß soll nicht ungeahndet bleiben. Sie sollen lernen, daß Sie es mit einem stärkern Feinde als mit einem Frauenzimmer zu thun haben; ich werde die Signora vor Ihren Beleidigungen schützen. Sie haben mich hintergangen und möchten gern Ihre vereitelten Absichten an einer Unschuldigen rächen!"

„Sie hintergangen, erwiederte Montoni schnell — ist nicht mein Betragen, mein Wort — er hielt inne und fuhr, indem er den Zorn, der in seinen Augen flammte, zu bekämpfen such-

te, mit gemäßigter Stimme fort: Graf Morano, dieß ist eine Sprache, ein Betragen, woran ich nicht gewöhnt bin — es ist das Betragen eines verliebten Knaben, und als solches will ich es mit Verachtung übergehn."

„Mit Verachtung Signor?"

„Die Achtung, die ich mir selbst schuldig bin, erwiederte Montoni, verlangt, daß ich ausführlicher über einige Puncte mit Ihnen spreche. Gehn Sie mit mir nach Venedig zurück, so werde ich mich herablassen, Sie von Ihrem Irrthum zu überzeugen."

„Herablassen! — aber wissen Sie daß ich mich nicht herablassen will, solche Reden anzuhören."

Montoni lächelte verächtlich und Emilie, der jetzt vor den Folgen dessen was sie sah und hörte, bange war, konnte nun nicht länger schweigen. Sie erläuterte nun den ganzen Anlaß des Mißverständnisses, daß sie nähmlich geglaubt hatte, Montoni spräche von dem Verkauf von La Vallee, und drang darauf, daß er sogleich an Herrn Quesnel schreiben, und den Irrthum ins Reine bringen möchte.

Allein Montoni war, oder stellte sich ungläubig, und der Graf Morano wußte noch immer nicht, wie er daran war. Indessen war durch dieß Gespräch die Aufmerksamkeit der Zuhörer von dem eigentlichen Gegenstand ihres Streites abgezogen worden, und ihr Zorn hatte sich folglich einigermaßen gelegt. Montoni bath den Grafen, seine Leute nach Venedig zurückfahren zu lassen, damit er ein Gespräch unter vier Augen mit ihm haben könnte, und Morano, durch seinen gemäßigtern Ton etwas gesänftigt, und begierig,

der Sache ganz auf den Grund zu kommen, war es zufrieden.

Emilie, durch diese Aussicht, bald befreyt zu werden, beruhigt, wandte nun die übrigen Augenblicke dazu an, die Herren auszusöhnen, um alles Unglück zwischen Menschen zu verhüten, die noch so eben sie verfolgt und beleidigt hatten.

Sie lebte wieder auf, als sie die Stimme des Scherzes und Gesangs von dem großen Kanal ertönen hörte, und endlich wieder zwischen den prächtigen Gebäuden, die den Markusplatz einfassen, hinfuhr. Die Gondel hielt vor Montonis Hause still, und der Graf führte sie eilends in den Saal, wo Montoni ihn beym Arm nahm und ihm etwas ins Ohr sagte. Morano kehrte mit Montoni nach seiner Gondel zurück.

Als Emilie wieder in ihrem Zimmer war, dachte sie mit innerlicher Angst an Montonis ungerechte, tyrannische Behandlung, an Moranos hartnäckige Verfolgung und an ihre eigne freundlose Lage in einem fremden Lande.

Den Tag darauf brachte Madame Montoni, da sie mit Emilien allein war, das Gespräch auf den Graf Morano, und äusserte ihre Verwundrung, daß sie statt sich mit der übrigen Gesellschaft auf dem Wasser zu vereinigen, so schnell wieder nach Venedig zurückgekehrt wären. Emilie erzählte ihr darauf was vorgefallen war, sagte daß ihr das Mißverständniß zwischen ihr und Montoni leid thäte, und bath sie um ihren Beystand, des Grafen fernere Anträge zurückzuweisen — merkte aber bald, daß Madame Montoni schon vorher von dem Inhalt des Gesprächs unterrichtet gewesen war.

Sie dürfen bey solchen Grillen keine Auf-

munterung von mir erwarten, sagte ihre Tante; ich habe Ihnen bereits meine Meinung über die Sache gesagt, und halte es für sehr recht, daß Signor Montoni Sie auf alle Weise zur Einwilligung zwingt. Wenn junge Leute blind gegen ihren eignen Vortheil sind, und hartnäckig auf ihrem Kopfe beharren, so können ihre Freunde ihnen keine größere Wohlthat erzeigen, als wenn sie sich ihrer Thorheit widersetzten. Ich möchte doch wissen, was Sie wohl besseres verlangen könnten, als diese Heirath. Haben Sie höhere Erwartungen?

„Ganz und gar keine, Madame, erwiederte Emilie, und ich ersuche Sie deswegen, mich in meiner glücklichen Niedrigkeit zu lassen."

„Wohl Nichte, es ist nicht zu läugnen, daß Sie Stolz genug besitzen, mein armer Bruder, Ihr Vater, besaß auch einen guten Theil davon, so wenig auch seine Umstände ihm entsprachen."

Emilie fühlte sich durch diese lieblose Erwähnung ihres Vaters zu tief gekränkt, als daß sie ihre Tante einer Antwort hätte würdigen sollen. Sie verließ das Zimmer, und begab sich in das ihrige, wo ihr Schmerz sich bald in Thränen auflöste. Jeder Rückblick auf ihre Lage mußte in der That nur ihren Schmerz erhöhen. Auf einer Seite sah sie Montonis unwürdigen Charakter, auf der andern die grausame Eitelkeit ihrer Tante, deren Befriedigung sie aufgeopfert werden sollte; es blieb ihr nichts übrig als die Hoffnung, bald aus diesem Labyrinthe befreyt zu werden.

Während der wenigen Tage die zwischen diesem Gespräch und der Abreise nach Miarenti verflossen, würdigte Montoni Emilien auch

nicht eines Wortes. Seine Blicke verriethen seinen Unwillen deutlich genug, nur wunderte es sie, daß er sich enthalten konnte, des Gegenstandes desselben zu erwähnen, wie auch daß der Graf Morano ihn drey Tage hindurch weder besucht noch von ihm genannt wurde. Verschiedne Vermuthungen stiegen in ihr auf.

Auf solche Art verstrich ihr die Zeit zwischen abwechselnder Furcht und Hoffnung, bis der Tag erschien, wo Montoni nach Miarenti abreisen wollte. Auch an diesem Tage ließ sich der Graf weder sehn, noch wurde seiner erwähnt.

Montoni nahm sich vor, erst gegen Abend Venedig zu verlassen, um die Hitze zu vermeiden und der erfrischenden Abendkühle zu genießen, und schiffte sich eine Stunde vor Sonnenuntergang mit seiner Familie auf dem Brenta ein. Emilie saß alleine auf dem Verdeck und sah während es langsam hinschwamm, die hohe prächtige Stadt vor ihrem Blicke verschwinden, bis ihre Palläste in den fernen Wellen zu versinken schienen, indeß die höhern Thürme und Dome, von der untergehenden Sonne beleuchtet, den in der Ferne gesehnen Wolken glichen, die in nördlichern Himmelsstrichen oft am Saume des Westen verweilen und das letzte Licht eines Sommerabends auffangen.

Jetzt sah sie den edlen Brenta, der seine breiten Wellen in die See goß; als sie seine Mündung erreichte, stand die Barke still, damit die Pferde, die sie den Strom hinauf ziehn sollten, befestigt werden konnten. Nachdem dieß geschehn war, warf Emilie einen letzten Blick auf das Adriatische Meere und auf das dunkle See-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0304
DFG

gel — und die Barke glitt zwischen den grünen, üppigen Ufern des Flusses hin.

Die Sonne sank nun unter den Horizont; Dämmrung bedeckte die Landschaft, und Emilie in nachdenkendes Schweigen gehüllt, sah allmählig ihre Umrisse in Dunkelheit schwinden. Sie erinnerte sich an die vielen glücklichen Abende, wo sie mit St. Aubert aus dem Garten zu La Vallee die Schatten der Dämmrung sich über eine eben so schöne Scene verbreiten sah, und eine Thräne floß dem Gedächtnisse ihres Vaters. Die stille Stunde, das leise Murmeln der Wellen, die unter dem Schiffe hinglitten, und die Stille der Luft, die nur zu Zeiten von ferner Musik ertönte, wiegten ihre Seele in Schwermuth; denn warum sollte sie sonst mit so niedergeschlagenen Ahndungen an Valancourt gedacht haben, da sie erst kürzlich Briefe von ihm erhalten hatte, die fürs erste alle ihre Besorgnisse um ihn aufheben mußten. Es schien jetzt ihrer bekümmerten Seele, als hätte sie auf ewig Abschied von ihm genommen, und als würde sie nie wieder die Länder, welche sie trennten, betreten. Sie betrachtete den Grafen Morano, den sie gewissermaßen für die Ursache davon hielt, mit einer Art von Abscheu, allein noch ausserdem stieg eine gewiße Überzeugung, die man oft durch keine Gründe zu rechtfertigen weiß, in ihr auf, daß sie ihn nie wieder sehen würde. So gut sie auch wußte, daß weder Moranos Bitten noch Montonis Befehle das Recht hatten sie zum Gehorsam zu zwingen, so dachte sie doch mit einer ängstlichen Furcht an die Möglichkeit, am Ende dadurch überwältigt zu werden.

In diese melancholischen Schwärmereyen ver-

loren, konnte sie sich der Thränen nicht enthalten, bis sie endlich durch Montoni aufgeschreckt wurde. Sie folgte ihm in die Cajütte, wo sie ihre Tante mit einem von Zorn flammenden Gesichte, das eine vorher geführte unangenehme Unterhaltung mit ihrem Manne zu verrathen schien, allein sitzen fand. Er sah sie mit mürrischem Unwillen an, und beyde beobachteten eine Weile ein mürrisches Schweigen. Sie werden hoffentlich nicht darauf bestehn, Herrn Quesnel läugnen zu wollen, daß Sie von dem Inhalt meines Briefes an ihn unterrichtet waren.

„Ich hatte gehofft, mein Herr, daß es nicht länger nöthig seyn würde, es zu läugnen, und daß Sie von Ihrem Irrthum überzeugt wären."

„Sie haben also das Unmögliche gehofft, erwiederte Montoni, ich müßte erst erwarten können, Aufrichtigkeit und Gleichheit des Betragens bey einer Ihres Geschlechts zu finden, wenn es Ihnen gelingen sollte, mich bey dieser Sache eines Irrthums zu überführen."

Emilie erröthete und schwieg; sie sah jetzt nur zu deutlich, daß sie das Unmögliche gehofft hatte: denn wo kein Mißverständniß gewesen war, konnte auch keine Überzeugung folgen, und es war sichtlich, daß Montonis Betragen nicht aus Irrthum, sondern aus Vorsatz entstanden war.

Um einem Gespräch zu entgehn, das sowohl niederschlagend, als demüthigend für sie seyn mußte, verfügte sie sich bald wieder auf das Verdeck ohne die Kälte zu fürchten, denn kein Dunst stieg aus dem Wasser, und die Luft war trocken und ruhig — die gütige Natur gewährte ihr endlich hier die Ruhe, die Montoni ihr sonst allenthalben verweigert hatte. Es war nun Mit-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0306
DFG

ternacht vorbey, die Sterne verbreiteten eine Art von Dämmrung, welche die dunkeln Ufer an beyden Seiten, und die graue Oberfläche des Flusses sehn ließ, bis der Mond hinter einem hohen Palmenwäldchen aufstieg und seinen falben Glanz über die Gegend verbreitete. Das Fahrzeug glitt langsam fort und Emilie hörte von Zeit zu Zeit durch die Stille die einsame Stimme der Fuhrleute am Ufer, die mit ihren Pferden sprachen.

Sie dachte indessen im voraus an ihre Aufnahme bey Herrn und Madame Quesnel, überlegte, was sie wegen La Valle sagen wollte, und suchte dann, um ihre Seele von peinlichern Gegenständen abzuziehn, sich dadurch zu erheitern, daß sie die schwach bezeichneten Umrisse der im Mondscheine ruhenden Landschaften zu unterscheiden suchte. Während ihre Fantasie so umherwanderte, sah sie in der Ferne ein Gebäude zwischen den vom Mondlicht beleuchteten Bäumen hervorragen, und hörte, wie die Barke näher kam, Stimmen, und erkannte bald das hohe Thor einer Villa, die sie nach der Beschreibung für die ihres Onkels erkannte.

Die Barke hielt vor einer Reihe von Marmorstuffen still, die zu einem grünen Platze hinauf führten. Man sah Lichter zwischen einigen Pfeilern hinter dem Eingang. Montoni schickte seinen Bedienten voraus und stieg dann mit seiner Familie ans Land. Sie fanden Herrn und Madame Quesnel mit ein paar guten Freunden auf Sophas unter dem Portico sitzen, wo sie die Abendkühle genossen und Eis und Früchte verzehrten, während einige von ihren Leuten in einiger Entfernung am Ufer des Flusses eine Serenade aufführten. Emilie war jetzt schon

die Lebensart in diesem warmen Lande gewohnt und wunderte sich nicht mehr, Herrn und Madame Quesnel zwey Stunden nach Mitternacht noch draussen zu finden.

Nachdem die Gesellschaft sich gegenseitig begrüßt hatte, setzte sie sich unter dem Portico, und labten sich an Erfrischungen, die aus dem angrenzenden Saale gebracht wurden, wo ein stattliches Mahl bereitet war, und eine große Anzahl Bedienten wartete. Als das erste Gewühl sich ein wenig gelegt, und Emilie sich von der Betäubung ihrer Lebensgeister erhohlt hatte, fand sie Zeit, die ausserordentliche Schönheit des Saals zu bewundern, an dem aller Luxus der damahligen Zeit verschwendet war. Er war von weissem Marmor, und die zu einer offnen Kuppel aufsteigende Decke wurde von Säulen des nähmlichen Steins getragen. Das Zimmer endigte von beyden Seiten in offne Porticos, die eine volle Aussicht auf den Garten und auf die Gegend am Flusse zuliessen; in der Mitte erfrischte ein Springbrunnen unaufhörlich die Luft und schien den Wohlgeruch zu erhöhen, der aus den umliegenden Orangerien duftete, während sein Plätschern ein angenehmes, einwiegendes Geräusch machte.

Herr Quesnel sprach mit Montoni in seinem gewöhnlichen pralerischen Tone von seinen eignen Angelegenheiten, rühmte sich seiner neuen Besitzungen und stellte sich dann, als wenn er einige Unfälle, die Montoni kürzlich betroffen hatten, beklagte. Montoni, der wenigstens Stolz genug besaß, um eine solche Eitelkeit zu verachten, und Scharfsinn genug, um unter diesem erkünstelten Mitleid Herrn Quesnels kleinliche Bos-

heit zu endecken, hörte ihm mit verächtlichem Stillschweigen zu, bis er seine Nichte nannte, worauf er das Portico mit ihm verließ und hinaus in den Garten ging.

Emilie hörte indessen Madame Quesnel von Frankreich sprechen, und fand ein eignes Vergnügen darin, eine Person zu sehn, die kürzlich in diesem geliebten Lande gewesen war. Valancourt wohnte darin, und sie konnte eine schwache Hoffnung nicht unterdrücken, daß auch er genannt werden würde. Madame Quesnel, die, so lange sie in Frankreich war, mit Entzücken von Italien gesprochen hatte, sprach jetzt in Italien mit gleichen Lobeserhebungen von Frankreich und suchte durch die Beschreibung von Örtern, die sie in der That nie das Glück gehabt hatte, zu sehn, den Neid und Verwunderung ihrer Zuhörer zu erregen. Sie täuschte bey diesen Beschreibungen nicht nur sie, sondern auch sich selbst, denn sie konnte nie ein gegenwärtiges Vergnügen einem vergangnen gleich schätzen, und die köstliche Luft, die wohlriechenden Orangerien und aller üppige Reichthum, der sie umgab, glitten unbemerkt an ihr hin, während ihre Fantasie in den fernen Scenen eines nördlichen Landes umher irrte.

Emilie lauerte vergebens, Valancourts Nahmen zu hören. Madame Montoni sprach von den Schönheiten Venedigs und von dem Vergnügen, das sie sich von ihrer Reise nach dem Schlosse Udolpho zwischen den Appeninen, versprach. Dieß letzte war bloß eine wiedervergeltende Pralerey, denn Emilie wußte recht gut, daß ihre Tante keinen Geschmack an einsamer

Größe und besonders an solcher hatte, als das Schloß Udolpho ihr versprach. Auf solche Art fuhr die Gesellschaft fort zu sprechen, und sich, so weit es die Höflichkeit erlaubte, durch gegenseitige Pralerey zu qäulen, während sie, auf weichen Polstern im Portico hingegossen, von allen Schönheiten der Natur und Kunst umgeben waren, welche jedes richtig empfindende Herz zum Wohlgefühl gestimmt, und jede unverdorbne Einbildungskraft bezaubert haben würde.

Die Morgendämmerung zitterte bald im östlichen Horizont, und die hellen Farben des jungen Tages, sich allmählig ausbreitend, zeigten die sich schön senkenden Umrisse der italienischen Berge und die zu ihren Füßen ausgestreckten glühenden Landschaften. Die Sonnenstrahlen, die hinter den Hügeln aufschossen, verbreiteten jetzt über die Gegend den schönen Saffranhauch, der allem, was er berührt, Ruhe mitzutheilen scheint.

Nachdem sich Montoni und Herr Quesnel wieder zu den Damen verfügt hatten, vertauschte die Gesellschaft das Portico mit dem Garten, wo die reitzende Gegend Emiliens Gedanken bald von peinlichen Gegenständen abzog. Sie hatte die majestätischen Formen und das reiche Grün der Cypressen noch nie so vollkommen gesehen. Ceder, Limonien und Orangenwäldchen, die pyramidenförmigen Gruppen der Fichten und Pappeln, der üppige Wallnus und orientalische Ahornbaum warfen allen Reichthum ihres Schattens auf diesen Garten, während Bogengänge von blühenden Myrthen und andern balsamischen Gesträuchen ihren Wohlgeruch mit dem Duft der

Blumen vermischten, deren lebhafte, bunte Farben doppelt schön unter dem abstehenden Schatten der Wäldchen glühten.

Emilie blieb oft hinter der Gesellschaft zurück, um die schöne Landschaft, die eine perspektivische Aussicht schloß, oder hinter dem dunkeln Laube im Vordergrunde hervorschimmerte, zu betrachten. Sie sah die spitzen Gipfel der Berge, mit einem Purpurhauch gefärbt, oben steil und gespalten, aber immer glätter sich zum Fuße herabsenkend, das offne Thal, dem man keine Spuren der Kunst ansah, und die schlanken Cypressen, Fichten und Pappelwäldchen, zuweilen durch eine verfallne Villa verschönert, deren gebrochne Säulen zwischen den Zweigen einer Fichte hervorschienen, die sich über ihren Fall zu neigen schien.

In andern Gegenden des Gartens sah man die Scene durchaus verändert; gehäufte, künstliche Figuren und bunte Farben waren an die Stelle der schönen, einsamen Pracht der Landschaft getreten.

Die Sonne stieg nun schnell am Himmel empor, und die Gesellschaft verließ den Garten und begab sich zur Ruhe.

Viertes Kapitel.

Emilie ergriff die erste Gelegenheit, da sie sich mit Herrn Quesnel allein sah, über La Vallee mit ihm zu sprechen. Er beantwortete ihre Fra-

gen ganz kurz und mit dem Wesen eines Mannes, der sich bewußt ist, eine unumschränkte Gewalt zu besitzen, und sie ungern in Zweifel gezogen sieht. Er erklärte, daß es nothwendig gewesen wäre, das Gut zu vermiethen und daß sie sogar das kleine Einkommen, das ihr noch übrig bliebe, seiner Klugheit zu danken hätte. „Zwar, setzte er hinzu, wenn dieser venetianische Graf — ich habe seinen Nahmen vergessen — Sie heirathet, so werden Sie aus ihrer drückenden Abhängigkeit gerissen werden. Als ein Verwandter von Ihnen freue ich mich über dieses Ereigniß, das eben so glücklich für Sie ist, als es, wenn ich so sagen darf, unerwartet für Ihre Freunde war.

Emilie gerieth über diese Worte in solche Bestürzung, daß ihr auf einige Minuten die Sprache verging. Als sie es endlich versuchte, ihn aus seinem Irrthum wegen ihrer Nachschrift in Montonis Briefe zu reissen, schien er seine besondern Gründe zu haben, ihr nicht zu glauben, und beharrte lange darauf, sie eines Eigensinns anzuklagen. Als es ihr aber gelang, ihn zu überzeugen, daß ihr Morano in der That nicht gefiel, und daß sie seinen Antrag ausgeschlagen hatte, wurde er heftig aufgebracht, und äusserte seinen Zorn auf die beleidigendste ungesittetste Art. Die Verheirathung seiner Nichte mit einem Edelmanne, dessen Nahmen er vergessen zu haben sich stellte, schmeichelte seiner Eitelkeit so sehr, daß er nicht fähig war, Rücksicht auf die Empfindungen zu nehmen, die ihr diese Verbindung unerträglich machten.

Emilie sah mit einem Blicke alle Schwierigkeiten, die auf sie warteten, und wenn gleich

keine

keine Bedrückung sie dahin bringen konnte, Morano mit Valancourt zu vertauschen, so zitterte sie doch bey der Vorstellung, sich dem heftigen Zorne ihres Onkels auszusetzen. Sie begegnete seinem stürmischen Unwillen nur mit der sanften Würde eines überlegnen Geistes: allein die edle Festigkeit ihres Betragens brachte ihn nur noch mehr auf, weil sie ihn zwang, seine eigne Kleinheit zu fühlen, und er verließ sie mit der Erklärung, daß, wenn sie in ihrer Thorheit beharrte, sowohl er als Montoni sie der Verachtung der Welt Preis geben würden.

Die Ruhe, die sie in seiner Gegenwart angenommen hatte, verließ sie, sobald sie sich allein sah; sie weinte bitterlich und rief oft den Nahmen ihres verstorbenen Vaters aus, an dessen Rathschläge auf seinem Todtenbett sie sich erinnerte. Ach sagte sie, ich fühle nur zu sehr, wie weit eine gewisse Stärke der Seele dem Schmuck der Empfindsamkeit vorzuziehn ist, und gewiß werde ich mich bestreben, das Versprechen, welches ich ihm damahls that, zu erfüllen. Ich will keinen fruchtlosen Klagen nachhängen, sondern mit Festigkeit das zu ertragen suchen, was ich nicht vermeiden kann.

Durch das Bewußtseyn, einen Theil von St. Auberts letzter Bitte zu erfüllen und sich eines Betragens zu befleissigen, daß er gewiß gebilligt haben würde, einigermaßen getröstet, trocknete sie ihre Thränen, und als die Gesellschaft sich zum Essen versammlete, hatte ihr Gesicht seine gewohnte Heiterkeit wieder angenommen.

Gegen Abend fuhren die Damen in Madame Quesnels Wagen längs den Ufern des Brenta

hin. Emiliens Seelenstimmung machte einen traurigen Abstand mit den fröhlichen Gruppen, die sich unter den Schatten der Bäume an diesem bezaubernden Flusse versammlet hatten. Einige tanzten unter den Bäumen; andre lehnten sich aufs Gras, labten sich an Eis und Caffee, und genossen ruhig die Wirkung eines schönen Abends auf einer üppigen Landschaft. Der Mondschien bereits, als die Gesellschaft nach der Villa zurückkehrte, wo das Abendessen in dem luftigen Saale angerichtet war. Nicht lange darauf hielt eine Barke an den Stuffen, die in den Garten führten, still, und sie erkannte Montonis und Quesnels, und bald darauf auch Moranos Stimme, der gleich nachher erschien. Sie nahm seine Begrüßung stillschweigend an; ihr kaltes Wesen schien ihn anfangs ausser Fassung zu bringen, bald aber nahm er seine gewöhnliche Munterkeit wieder an, wiewohl Emilie merkte, daß Herrn und Madame Quesnels zudringliche Höflichkeit ihm lästig war. Sie hätte Herrn Quesnel keines solchen Grades von Aufmerksamkeit fähig geglaubt, denn sie hatte ihn bisher nur unter seines Gleichen oder unter Geringern gesehn.

Sobald sie sich wieder in ihr Zimmer zurückziehn durfte, dachte sie nach, auf welche Art sie wohl den Grafen am besten von seiner Bewerbung zurückbringen könnte, und am Ende schien ihr das beste Mittel zu seyn, ihm ihre frühere Neigung für einen andern zu gestehn, und sich gleichsam seiner Großmuth anzuvertrauen. Als er aber den Tag darauf seine Verfolgung erneute, verließ sie der Muth diesen Vorsatz auszuführen. Es widerstrebte ihrem edlen Stolz so sehr einem solchen Manne wie Morano, ihr Herz offen darzulegen,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0314
DFG

und um sein Mitleid zu flehen, daß sie sich beynahe wunderte, wie sie nur einen Augenblick auf diesen Gedanken hätte kommen können. Sie wiederhohlte in den bündigsten Ausdrücken, die sie nur finden konnte, ihre abschlägige Antwort, und unterließ nicht, ihm zugleich ihre Mißbilligung seines Betragens unverhohlen zu äussern, allein so sehr auch der Graf hiedurch gedemüthigt schien, beharrte er doch in den wärmsten Betheurungen seiner Bewundrung, bis Madame Quesnels Gegenwart ihn unterbrach und Emilien erlöste.

Moranos Zudringlichkeit, und Herrn Quesnels und Montonis Härte, die sowohl als ihre Tante, mehr als je ihren Sinn auf diese Heirath gesetzt zu haben schienen, verbitterten Emilien allen Genuß, den sie sonst auf dieser reitzenden Villa gehabt haben würde. Da Herr Quesnel fand, daß seine Gründe sowohl als seine Drohungen unvermögend waren, die Sache zum Schluß zu bringen, gab er endlich die Mühe auf, und überließ sie Montonis Klugheit und dem Laufe der Umstände zu Venedig. Emilie versprach sich in der That viel von Venedig, denn dort hoffte sie einigermaßen von Moranos Verfolgung befreyt zu seyn, weil er nicht länger ein Haus mit ihr bewohnen würde, und auch von Montoni weniger zu leiden, da seine Gesellschaften ihn nicht oft zu Hause lassen würden. Doch vergaß sie unter dem Druck ihrer eignen Sorgen der armen Therese nicht, sondern sprach mit beherzter Zärtlichkeit für sie bey Herrn Quesnel, der ihr in leichten und allgemeinen Ausdrücken versprach, daß sie nicht vergessen werden sollte.

Montoni verabredete in einen langen Gespräch mit Herrn Quesnel, wie sie mit Emilien

verfahren wollten, und Herr Quesnel nahm sich vor, nach Venedig zu kommen, sobald er erfahren würde, daß die Hochzeit vorüber sey.

Morano fuhr in Montonis Barke zurück und Emilie mußte, als sie sich allmählig dieser Zauberstadt näherte, die einzige Person, welche Schuld war, daß sie ein minder vollkommenes Vergnügen bey dem Anblick genoß, an ihrer Seite dulden. Sie kamen gegen Mitternacht daselbst an, und Emilie durfte endlich, da Morano sich mit Montoni nach einem Casino verfügte, sich in ihr Zimmer zurückziehn.

Den andern Tag sagte Montoni Emilien in einem kurzen Gespräch, das er mit ihr führte, er wollte nicht länger mit sich scherzen lassen; ihre Heirath mit dem Grafen wäre in jeder Rücksicht so vortheilhaft, daß nur Unverstand etwas dagegen einwenden könnte; er beständ also durchaus darauf, daß sie ohne weitern Aufschub, und wenn es nöthig wäre, ohne ihre Einwilligung vollzogen würde.

Emilie, die bisher Gründe aufgebothen hatte, nahm nun ihre Zuflucht zu Bitten, denn ihr Schmerz verhinderte sie einzusehn, daß bey einem Manne von Montonis Art Bitten eben so fruchtlos sey. Sie fragte ihn darauf, vermöge welches Rechtes er eine so unumschränkte Gewalt über sie ausübte; eine Frage, die ihr besseres Urtheil in einem ruhigern Augenblick ebenfalls würde zurück gehalten haben, da sie zu nichts helfen konnte, und Montoni nur neue Gelegenheit gab, über sie zu triumphiren.

„Vermöge welches Rechtes, rief Montoni mit boshaftem Lächeln. Vermöge des Rechts meines Willens, können Sie diesem entgehn, so

werde ich nicht fragen, vermöge welches Rechtes. Ich erinnre Sie jetzt zum letztenmahle, daß Sie eine Fremde in einem fremdem Lande sind, und daß es Ihr Vortheil ist, mich zu Ihrem Freunde zu machen. — Sie wissen das Mittel dazu. Zwingen Sie mich aber, Ihr Feind zu werden, so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß die Strafe Ihre Erwartung übertreffen soll. Sie sollen erfahren, daß ich nicht mit mir scherzen lasse."

Emilie blieb lange, nachdem Montoni sie verlassen hatte, in einem Zustande der Verzweiflung oder vielmehr der Betäubung. Ein Bewußtseyn des Elends war alles, was in ihrer Seele zurückblieb. In dieser Lage fand sie Madame Montoni; bey dem Ton ihrer Stimme blickte Emilie auf, und ihre Tante, durch den Ausdruck der Verzweiflung in ihrem Gesichte einigermaßen erweicht, sprach gütiger mit ihr, als noch je zuvor. Wie oft erinnerte sie sich an ihr letztes Gespräch mit Valancourt und wünschte, daß der Italiener mit weniger Zurückhaltung von Montoni gesprochen hätte. Als sie sich indessen von dem ersten Stoße, den dieß Betragen ihr versetzte, einigermaßen erhohlt hatte, erwog sie, daß es ihm unmöglich seyn würde, sie zu einer Verbindung mit Morano zu zwingen, wenn sie sich standhaft weigerte, das Gelübde vor dem Altare auszusprechen, und sie beharrte auf ihrem Entschluß, lieber Montonis angedrohte Rache zu erwarten, als sich auf ihre ganze Lebenszeit einem Manne hinzugeben, den sie allein schon wegen seines jetzigen Betragens verachten mußte, wenn sie auch Valancourt nie geliebt hätte — doch zitterte sie vor der Rache, der sie Trotz zu biethen beschloß.

Bald darauf aber trat ein Umstand ein, der

Montonis Aufmerksamkeit einigermaßen von Emilien abzog. Orsinos geheimnißvolle Besuche wurden jetzt seit Montonis Zurückkunft häufiger als je fortgesetzt. Auch wurden ausser Orsino noch andre Mitglieder, unter welchen sich Cavigni und Verezzi befanden, zu diesen nächtlichen Berathschlagungen zugelassen. Montonis Wesen wurde ernsthafter und finstrer als je.

Eines Abends, wo das Concilium nicht gehalten wurde, erschien Orsino in großer Bewegung und schickte seinen vertrauten Bedienten zu Montoni, der auf einem Casino war, um ihn unverzüglich nach Hause zu rufen, nur verboth er dem Bedienten, seinen Nahmen zu nennen. Montoni erschien sogleich, und Orsino benachrichtigte ihn nun von der Ursache seines Besuchs und seiner sichtlichen Unruhe, die ihm zum Theil schon bekannt war.

Ein venetianischer Edelmann, der kürzlich bey einer gewissen Gelegenheit Orsinos Haß auf sich gezogen hatte, war unterweges von gedungenen Mördern überfallen und ermordet worden: und da er von hohem Stande war, so hatte der Senat sich in die Sache gemischt. Man hatte einen von den Banditen ergriffen, und dieser gestand, daß Orsino ihn zu der barbarischen That gedungen hätte. Orsino erfuhr, welche Gefahr ihm drohte, und eilte zu Montoni, um ihn wegen der Mittel zur Flucht zu Rathe zu ziehen. Er wußte, daß die Gerichtsdiener in allen Winkeln der Stadt auf ihn lauerten, es war also unmöglich, jetzt heraus zu kommen und Montoni versprach, ihn einige Tage zu verbergen, bis die Wachsamkeit der Gerechtigkeit eingeschläfert seyn würde, und ihm dann behülflich zu seyn, aus

Venedig zu entkommen. Er wußte, welcher Gefahr er sich selbst aussetzte, wenn er Orsino im Hause behielt, aber seine Verbindlichkeiten gegen diesen Menschen waren von solcher Art, daß er es nicht wagte, ihm einen Zufluchtsort zu verweigern.

Dieß war der Mann, dem Montoni sein Vertrauen und soviel Freundschaft geschenkt hatte, als sich nur irgend mit seinem Charakter vertrug.

So lange Orsino in seinem Hause versteckt blieb, mochte Montoni nicht durch die Hochzeitsfeyer des Grafen Morano die öffentliche Aufmerksamkeit herbeyziehn; allein dieß Hinderniß wurde in wenig Tagen durch die Abreise seines strafbaren Gastes gehoben, und er benachrichtigte nunmehr Emilien, daß ihre Heirath am folgenden Morgen vollzogen werden sollte. Ihre wiederhohlten Versicherungen, daß dieses nie geschehen würde, beantwortete er nur mit boshaftem Lächeln; und indem er ihr ankündigte, daß der Graf und ein Geistlicher in aller Frühe erscheinen würden, rieth er ihr, ihn nicht noch länger durch Widersetzlichkeit gegen seinen Willen und gegen ihren eignen Vortheil aufzubringen. „Ich gehe jetzt auf den Abend aus, sagte er; vergessen Sie nicht, daß ich auf den andern Morgen dem Grafen Morano Ihre Hand versprochen habe.“ Emilie hatte seit seiner letzten Drohung immer erwartet, daß es zu diesem Ausgange kommen würde, und wurde deßwegen durch diese Erklärung weniger erschüttert. Sie suchte sich durch den Gedanken bey Muth zu erhalten, daß die Heirath nicht gültig seyn könnte, so lange sie sich weigerte, einen Theil der Ceremonie vor dem

Priester auszusprechen. Als aber der Augenblick der Prüfung selbst herannahte, bebte ihr lange gefolterte Seele beynahe in gleichem Maße vor seiner Rache und vor der Hand des Grafen Morano. Sie war nicht einmahl ganz gewiß, welche Wirkung ihre standhafte Weigerung vor dem Altare thun würde, und zitterte mehr als je, vor Montonis Macht, die eben so unbegrenzt schien als sein Wille, denn sie sah, daß er sich nicht scheuen würde, jedes Gesetz zu übertreten, wenn er seinen Zweck dadurch erreichen könnte.

Während ihre Seele so schmerzlich litt und in einem nahe an Wahnsinn grenzendem Zustande war, meldete man den Grafen Marano bey ihr an, und kaum hatte sie sich entschuldigen lassen, als sie schon bereute, ihn nicht angenommen zu haben. Entschlossen, wie es schon einmahl ihr Vorsatz gewesen war, zu versuchen, ob Gründe und Bitten da etwas fruchten würden, wo eine abschlägige Antwort und gerechte Verachtung, nichts gewirkt hatte, rief sie den Bedienten zurück, um ihm eine andre Antwort sagen zu lassen und machte sich gefaßt zu ihm herunter zu gehn.

Die Würde und Fassung, womit sie ihm entgegen ging, und die stille Ergebung, die auf ihrem sanften Gesichte lag, waren eben nicht geschickt, ihn zum Aufgeben seiner Wünsche zu stimmen, da sie nur dazu dienten, eine Leidenschaft zu erhöhn, die bereits sein Urtheil umnebelt hatte. Er hörte alles was sie sagte, mit einem Schein von Gefälligkeit und dem Wunsche, sie zu verpflichten an; sein Entschluß aber blieb unveränderlich derselbe, und er bemühte sich, durch alle Kunst der Schmeicheley, die er so gut verstand,

ihren Beyfall zu gewinnen. Da sie endlich überzeugt wurde, daß sie von seiner Gerechtigkeit nichts zu hoffen hatte, wiederhohlte sie feyerlich und nachdrucksvoll ihre durchaus bestimmte Weigerung und versicherte ihn mit Zuversicht, daß sie trotz allem, was man hervorsuchen möchte, ihre Weigerung zu überwinden, durchaus darauf beharren würde. Ein gerechter Stolz hatte in seiner Gegenwart ihre Thränen zurückgehalten, jetzt aber flossen sie aus der Fülle ihres Herzens. Sie rief oft den Nahmen ihres verstorbenen Vaters aus, und verweilte mit unaussprechlichem Schmerz bey dem Gedanken an Valancourt.

Sie ging nicht zum Abendessen herunter, sondern blieb in ihrem Zimmer allein, wo sie sich oft ganz dem Eindruck des Schmerzes und Grausens überließ, oft wieder ihre Seele dagegen zu stärken und sich zu bereiten suchte, mit gefaßtem Muthe dem Auftritt des folgenden Morgens entgegen zu gehn, wo alle Kunstgriffe Moranos und alle Gewalt Montonis sich gegen sie zu vereinigen drohten.

Es war schon spät, als Madame Montoni mit einem Brautschmuck, den der Graf Emilien geschickt hatte, zu ihr herein trat.

Emilie mochte diese Geschenke nicht ansehen, und machte einen letzten, obgleich beynahe hoffnungslosen, Versuch, Madame Montoni zum Mitleid zu bewegen. Wenn diese ja einiges Erbarmen oder Gewissensbisse fühlte, so wußte sie sich wenigstens glücklich zu verbergen, und warf ihrer Nichte die Thorheit vor, sich wegen einer Heirath, die sie für ein Glück halten sollte, unglücklich zu schätzen. „Ich weiß gewiß, sagte sie, daß, wenn ich ledig gewesen wäre, und man hätte mir den Grafen angetragen, ich mich sehr ge-

schmeichelt gefunden haben würde; und wenn ich so denke, so sollten doch wohl unstreitig Sie Nichte, da sie kein Vermögen besitzen, sich höchlichst durch seine Herablassung geehrt finden, und ihm auf alle Weise Ihre Dankbarkeit und bescheidne Anerkennung beweisen. Ich muß gestehn, daß ich mich oft gewundert habe, wie demüthig er sich ohngeachtet des Hochmuths, womit Sie ihm begegnen, gegen Sie beträgt; mir würde die Geduld schon längst ausgegangen seyn, und ich würde an seiner Stelle Sie gefragt haben, ob Sie etwa auf einen Prinzen warten."

„Mein einziger Wunsch, Madame, erwiederte Emilie mit Mäßigung, ist ruhig in meiner gegenwärtigen Lage zu bleiben."

„O das heißt sehr wenig vom Herzen sprechen, sagte ihre Tante: ich sehe, Sie denken noch immer an Herrn Valancourt. Ich bitte Sie, lassen Sie doch endlich diese fantastischen Chimären von Liebe, und diesen lächerlichen Stolz fahren, und betragen Sie sich, als ein vernünftiges Geschöpf. Indessen thut das alles nichts zur Sache: Ihre Heirath mit dem Grafen ist nun einmahl auf morgen bestimmt, Sie mögen es gut finden oder nicht. Der Graf will sich nicht länger zum besten haben lassen."

Emilie machte keinen Versuch, diese seltsame Rede zu beantworten, sie fühlte, daß es ihrer unwerth seyn würde, und wußte, daß es zu nichts helfen konnte. Madame Montoni legte des Grafen Geschenke auf den Tisch, an welchen Emilie stand, trug ihr auf, sich frühzeitig bereit zu halten, und wünschte ihr eine gute Nacht. „Gute Nacht, Madame," sagte Emilie mit einem tiefen Seufzer. Eine Zeitlang saß sie so verloren in Ge-

danken, daß sie gar nicht wußte, wo sie war; endlich als sie den Kopf in die Höhe hob, und sich rings im Zimmer umsah, schreckte sie die tiefe Dunkelheit und Stille um sie her. Sie heftete ihre Augen auf die Thüre, durch die ihre Tante hinaus gegangen war, und horchte ängstlich auf einen Laut, der ihre Lebensgeister aus ihrer tiefen Niedergeschlagenheit erwecken könnte; allein es war Mitternacht vorbey und das ganze Haus, den Bedienten ausgenommen, der auf Montoni wartete, hatte sich zu Bette gelegt. Ihr vom Schmerz lange gefolterter Geist gab nunmehr eingebildeten Schrecken Raum; sie zitterte vor der Finsterniß ihres großen Zimmers und fürchtete, sie wußte nicht was — dieser Seelenzustand hielt so lange an, daß sie Annetten, ihrer Tante Kammermädchen, würde gerufen haben, wenn sie das Herz gehabt hätte, vom Stuhl aufzustehn und durch das Zimmer zu gehn.

Endlich verließen sie diese dunkeln Phantome und sie legte sich zu Bette nicht um zu schlafen, denn das war kaum möglich, sondern um zu versuchen, ob sie ihre empörte Einbildungskraft beruhigen, und Stärke genug sammeln könnte um dem Auftritte des herannahenden Morgens entgegen zu gehn.

Fünftes Kapitel.

Emilie wurde durch ein schnelles Klopfen an ihrer Kammerthüre aus einer Art von Schlum-

mer, worin sie endlich gesunken war, erweckt. Sie fuhr erschrocken auf, denn Montoni und der Graf fielen ihr sogleich ein; nachdem sie aber eine Weile still gehorcht hatte und Annettens Stimme erkannte, stand sie auf und öffnete die Thüre. „Was bringt dich so früh hieher, sagte Emilie zitternd?" — Sie war nicht im Stande, sich aufrecht zu halten, und mußte sich aufs Bette niedersetzen.

„Liebes Fräulein, sagte Annette, sehn Sie doch nicht so blaß aus, ich erschrecke ganz, wenn ich Sie ansehe. Unten im Hause ist ein gewaltiger Lärm — alle Bedienten laufen ab und zu, und keiner kann schnell genug seyn. Gott weiß, warum alles so plötzlich in Anfruhr gerathen ist."

„Wer ist denn sonst noch unten? Spaße nicht mit mir, Annette!"

„Nicht doch Fräulein, ich möchte um alles in der Welt nicht spaßen; allein man kann doch nicht umhin, so das seinige zu denken, und der Signor ist in einer solchen Geschäftigkeit, als ich ihn noch nie gesehen habe. Er hat mich zu Ihnen geschickt, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich sogleich fertig halten sollten."

„Gott steh mir bey! rief Emilie, die beynahe in Ohnmacht sank; der Graf Morano ist also unten?"

„Das ich nicht wüßte! der Signor läßt Ihnen nur sagen, daß Sie sich fertig halten möchten, unverzüglich Venedig zu verlassen, weil die Gondeln in wenig Minuten da seyn würden; allein ich muß geschwind zu meiner gnädigen Frau zurück eilen: denn sie ist ganz ausser sich, und weiß vor Eile nicht, was sie zuerst angreifen soll."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0324
DFG

„Erkläre mir doch erst, was das alles bedeutet, rief Emilie von Erstaunen und furchtsamer Hoffnung so überwältigt, daß sie kaum Athem hatte zu sprechen."

„Ja, gnädiges Fräulein, das ist mehr, als ich im Stande bin. Ich weiß nur, daß der Signor in sehr übler Laune zu Hause gekommen ist, daß er uns alle aus dem Bette gejagt, und uns angekündigt hat, daß wir Venedig sogleich verlassen sollten."

„Wird der Graf Morano den Signor begleiten? und wohin sollen wir gehn?"

„Ich weiß wahrhaftig keines von beyden, allein ich hörte Ludovico von einem Schlosse des Signors zwischen den Gebürgen sprechen, vermuthlich werden wir dahin gehn.

„Zwischen den Appeninen, sagte Emilie heftig. Ach! dann habe ich wenig zu hoffen!"

Ganz Recht Fräulein, das ist das Schloß. Aber erheitern Sie sich, und nehmen es sich nicht so sehr zu Herzen; denken Sie nur, wie wenig Zeit Sie noch übrig haben, und wie ungeduldig der Signor ist. Heiliger St. Markus! ich höre schon die Ruder auf dem Kanal! Sie kommen näher — wahrhaftig es ist die Gondel!

Annette eilte aus dem Zimmer und Emilie bereitete sich, so schnell ihre zitternden Hände es zulassen wollten, auf diese unerwartete Flucht, ohne zu merken, daß jede Veränderung ihrer Lage wahrscheinlich Verschlimmerung seyn würde. Kaum hatte sie ihre Bücher und Kleider in ihren Reisekoffer geworfen, als sie zum zweytenmahle in ihrer Tante Zimmer gerufen wurde, wo sie Montoni fand, der seiner Frau ungeduldig ihr Zögern verwies. Er ging bald darauf aus, um

seinen Leuten noch einige Befehle zu geben, und Emilie fragte indeß ihre Tante um die Ursache ihrer schleunigen Reise: allein sie schien eben so wenig davon zu wissen und die Reise noch mit mehr Widerwillen zu unternehmen.

Endlich schiffte sich die Familie ein, allein weder der Graf, noch Cavigni waren von der Parthie. Hiedurch einigermaßen erleichtert, fühlte sich Emilie, als die Gondelfahrer mit ihren Rudern ins Wasser schlugen, gleichsam wie ein Verbrecher, der eine kurze Frist erhält. Ihr Herz schlug noch leichter als sie aus dem Kanal in die offne See schifften, und immer leichter, als sie die Mauern des St. Markusplatzes zurücklegten, ohne anzuhalten, um den Grafen Morano einzunehmen.

Die Dämmerung begann nun den Horizont zu färben und sich auf die Ufer des Adriatischen Meeres zu schleichen. Emilie getraute sich nicht, Montoni eine Frage vorzulegen. Er saß eine zeitlang in düstern Stillschweigen da, und hüllte sich dann in seinen Mantel, als wollte er schlafen; Madame Montoni that dasselbe, Emilie aber, die nicht schlafen konnte, zog einen der Vorhänge der Gondel ein wenig zurück und sah hinaus auf die See. Die anbrechende Dämmerung beleuchtete nun die Bergspitzen von Frioli, allein die tiefern Ufer und die fernen Wellen, die zu ihren Füßen rollten, lagen noch in tiefem Schatten.

Montoni schiffte sich nicht auf dem Brenta ein, sondern ging zu Wagen quer durch das Land nach den Appeninischen Gebürgen zu. Sein Betragen gegen Emilien war auf dieser Reise so besonders unfreundlich, daß schon dieß allein sie in ihrer letzten Vermuthung würde bestärkt haben,

wenn es noch irgend einer Bestätigung bedurft hätte. Ihre Sinne waren jetzt taub für die schöne Gegend, durch welche sie kam.

Endlich traten die Reisenden ihren Weg Bergaufwärts zwischen den Appeninen an. Die Dunkelheit dieser Schatten, ihre einsame Stille, wofern nicht ein Lüftchen über ihre Gipfel hinfuhr, die zitternden Spitzen der Berge, die nur stellenweis ins Auge fielen, alles vereinte sich, um Emiliens Gefühle zum Schauerlichen zu stimmen: sie sah nur Bilder dunkler Größe oder furchtbarer Erhabenheit um sich her; — andre eben so finstre, eben so schreckliche Bilder dämmerten vor ihrer Einbildungskraft. Sie ging, ohne kaum zu wissen, wohin; unter der Herrschaft eines Mannes, von dessen herrschsüchtiger Gemüthsart sie bereits so viel gelitten hatte, um vielleicht einen Mann zu heirathen, der sie weder schätzte noch liebte, oder, um ohne Hoffnung auf Rettung alle Strafe zu dulden, die nur Rache und zwar italienische Rache auflegen konnte. Jemehr sie über den Bewegungsgrund der Reise nachdachte, jemehr wurde sie überzeugt, daß sie unternommen wurde, um ihre Heirath mit dem Grafen Morano mit der Heimlichkeit zu vollziehn, welche ihr entschloßner Widerstand für Montonis Ehre, wenn nicht für seine Sicherheit nothwendig machte. Ihr krankes Herz bebte mit Entsetzen vor der tiefen Einsamkeit, der sie zueilte, und vor dem finstern Schlosse zurück, von dem sie einige geheimnißvolle Winke gehört hatte, und sie empfand, daß ihr Herz, so sehr es auch schon von einem besondern Kummer niedergedrückt war, doch noch neuen Besorgnissen offen stand, war-

um sollte sie sonst vor dem Gedanken an dieß einsame Schloß erbeben?

So wie die Reisenden immer höher zwischen den Fichtenwäldern hinauf stiegen, thürmte sich Stuffe auf Stuffe; die Berge schienen sich zu vervielfachen so wie sie weiter drangen, und was anfangs der Gipfel des einen war, schien jetzt nur der Fuß des andern. Endlich erreichten sie ein kleines Thal, wo ihre Führer still hielten, um die Maulthiere ausruhen zu lassen, und hier that sich unter ihren Füßen eine Gegend von solcher Pracht und Umfang auf, daß selbst Madame Montoni in einen Ausruf der Bewunderung ausbrach. Emilie vergaß auf einen Augenblick ihren Kummer in der Unermeßlichkeit der Natur. Sie staunte lange die Pracht der Welt an, die sie zu verlassen im Begriff war, und deren ganze Pracht nur vor ihr ausgebreitet schien, um ihren Schmerz, sie verlassen zu müssen, zu erhöhn. Für sie war Valancourt allein in der Welt, nur zu ihm wandte sich ihr Herz, und für ihn allein flossen ihre Thränen.

Gegen das Ende des Tags wand sich der Weg in ein tiefes Thal. Berge, deren zackigte Spitzen unersteiglich schienen, umzingelten es beynahe. Nach Osten öffnete sich eine Aussicht, welche die Appeninen in ihrem schauerlichsten Dunkel sehen ließ; die lange Reihe der sich zurückziehenden Bergspitzen, mit Fichten bekleidet, stellte ein grösseres Gemählde dar, als Emilie je gesehn hatte. Die Sonne war eben unter die Spitzen der Berge gesunken, deren lange Schatten sich quer durch das Thal streckten, aber ihre gesenkten Strahlen, die durch eine Öffnung der Berge brachen, färbten die Gipfel des Waldes, der an den

ge-

gegenüber liegenden Hügeln hing, mit einem gelben Schimmer, und strömte in vollem Glanz auf die Thürme und Zinnen des Schloßes, dessen breite Wälle sich längs einem Felsen hinzogen. Der Glanz dieser beleuchteten Gegenstände wurde noch durch den abstechenden Schatten, der das Thal unten einhüllte, erhöht.

Dort sagte Montoni, indem er seit mehrern Stunden zum erstenmahl sprach — dort liegt Udolpho.

Emilie staunte mit wunderbaren Schauer das Schloß an, welches Montoni das seinige nannte: obgleich von der untergehenden Sonne beleuchtet, gaben doch die gothische Größe seines Umfangs und die zerfallenden Mauern von grauem Stein ihm ein düstres, erhabnes Ansehn. Indem sie es noch betrachtete, verschwand das Licht von den Mauern und ließ eine melancholische Purpurfarbe zurück, die sich immer tiefer und tiefer ausbreitete, so wie der feine Dunst den Berg hinauf schlich, während die Zinnen oben noch in Glanz getaucht standen. Auch von diesem schwanden bald die Strahlen hinweg, und das ganze Gebäude war in das feyerliche Dunkel des Abends gekleidet. Stille, einsam und erhaben stand es da, der König der Gegend, und schien trotzend jedem zu drohn, der es wagen würde, sein einsames Gebieth zu betreten. Jemehr die Dunkelheit zunahm, je schauerlicher stand es da, und Emilie staunte darauf hin, bis man nur noch die emporstrebenden Thürme über die Spitzen der Wälder ragen sah, in deren dicken Schatten bald der Wagen hinfuhr.

Der Umfang und die Dunkelheit dieser hohen Wälder erweckten schreckliche Bilder in ihrer

Seele, und sie erwartete beynahe Banditen hinter den Bäumen, hervorbrechen zu sehn. Endlich kamen sie auf einen mit Heide bewachsenen Berg und erreichten bald die Schloßthore, wo der tiefe Ton der Glocke, die um ihre Ankunft zu verkündigen geläutet wurde, den Eindruck von Furcht, der sich Emiliens bemächtigt hatte, erhöhte. Indeß die Bedienten herbey kamen, um ihnen die Thore zu öffnen, betrachtete sie aufmerksam das Gebäude; allein die Dunkelheit die es überzog, ließ sie nicht vielmehr als einen Theil des Umrisses und die dicken Ringmauern sehn, welche einen großen, alten und öden Aufenthalt zu verrathen schienen, und sie einen Schluß auf die schwerfällige Stärke und den Umfang des Ganzen machen ließen. Der Thorweg vor ihr, der in die Vorhöfe führte, war von gigantischer Größe, und wurde von zwey runden Thürmen bestrichen, auf deren hervorragenden Zinnen statt der Fahnen langes Gras und wildes Gesträuch wehte, das zwischen den verfallnen Steinen Wurzel gefaßt hatte, und in den vorüberstreichenden Lüftchen über die Verheerung rings umher zu seufzen schien.

Während Emilie die Mauern betrachtete, die allenthalben von der Verwüstung des Krieges zu zeugen schienen, hörte man von innen Fußtritte herannahen und Riegel aufschieben. Bald darauf erschien ein alter Bedienter aus dem Schlosse, und zwang die alten Flügelthore zurück, um seinen Herrn einzulassen. Als die Wagenräder schwer unter dem Schutzgatter hinrollten, sank Emilien das Herz, und es däuchte sie, als ob sie in ihr Gefängniß ginge. Der finstre Hof, den sie betraten, schien diese Vorstellung zu bestärken, und

ihre stets dem Eindruck der Gegenwart offne Einbildungskraft stellte ihr mehr Schreckniſſe dar, als ihre Vernunft rechtfertigen konnte.

Ein andres Thor brachte sie in den zweyten Hof, der mit Gras bewachsen und noch wilder als der erste war, — wenn sie hier durch die Dämmrung hin die öde Verheerung, die hohen, mit Wintergrün, Moos und Nachtschatten bewachsnen Mauern und die Gitterthürme über ihnen ansah, so kam banges Leiden und Mord ihr in die Gedanken. Eine von den augenblicklichen und unerklärlichen Ahndungen, die zuweilen selbst starker Seelen sich bemächtigen, erfüllte sie mit Grausen. Dieses Gefühl wurde nicht geschwächt, als sie in einen weiten, gothischen Saal trat, dessen Dunkelheit durch ein, in der Ferne zwischen einer langen Reihe von Schwibbögen durchschimmerndes Licht nur noch auffallender gemacht wurde. Als ein Bedienter die Lampe näher brachte, fiel stellenweis ein Schimmer auf die Pfeiler und spitz zulaufenden Wölbungen und machte einen starken Contrast mit dem Schatten, der sich längs den Wänden hinzog.

Montonis plötzliche Reise hatte seine Leute verhindert, Anstalten zu seinem Empfang zu machen, und es war daher kein Wunder, daß sie alles in so ödem, verfallnem Zustande antrafen.

Der Bediente, der herbey kam, um Montoni zu leuchten, verneigte sich stillschweigend, und die gespannten Muskeln seines Gesichts erheiterten sich zu keinem Ausdruck von Freude. Montoni erwiederte den Gruß durch eine leichte Bewegung mit der Hand, und ging weiter, während seine Gemahlinn, die ihm folgte, indem sie sich mit einem Ausdruck von Verwunderung und

Mißvergnügen, den sie zu verrathen fürchtete, umsah, und Emilie, die den Umfang und die Größe des Saals mit furchtsamer Verwundrung betrachtete, sich einer schwarz marmornen Winkeltreppe näherten. Hier öffneten sich die Schwibbögen in ein hohes Gewölbe, in dessen Mitte ein Kronleuchter hing, den ein Bedienter eilends anzündete. Die reiche ausgelegte Arbeit der Decke, ein Corridor, der in verschiedene obere Zimmer führte, und ein gemahltes Fenster, das beynahe von dem Fußboden bis an die Decke reichte, wurden nun nach und nach sichtbar.

Nachdem sie über den Fuß der Winkeltreppe weg durch ein Vorzimmer gekommen waren, traten sie in ein geräumiges Gemach, dessen mit schwarzem Ebenholz — dem Product der benachbarten Berge — getäfelte Wände von der Dunkelheit selbst kaum zu unterscheiden waren.

Mehr Licht! rief Montoni, indem er hereintrat. Der Bediente setzte seine Lampe nieder und wollte fortgehn, um ihm zu gehorchen, als Madame Montoni bemerkte, daß die Abendluft in dieser Berggegend kühl sey, und daß es ihr angenehm seyn würde, wenn man ein Feuer anmachte, worauf Montoni dem Bedienten Holz zu bringen befahl.

Während er in tiefen Gedanken das Zimmer auf und abging und Madame Montoni stillschweigend auf einem Lehnstuhl in einer Ecke saß, und auf die Zurückkunft des Bedienten wartete, betrachtete Emilie die auffallende Einsamkeit und Öde des Zimmers, von dem Schimmer der einzigen, neben einen großen venetianischen Spiegel, der das ganze Dunkel zurückwarf, gestellten Lampe beleuchtet; und Montonis hagre Ge-

stalt, der mit untergeschlagnen Armen, und das Gesicht von der Feder, die auf seinem Hute wehte, beschattet, langsam auf und abging.

Emiliens Seele ging von der Betrachtung dieses Orts zu der Besorgniß von dem Leiden, was hier auf sie warten könnte, über, bis die Erinnerung an Valancourt, der jetzt weit, ach so weit von ihr entfernt war, an ihr Herz drang und es zur Wehmuth stimmte. Ein schwerer Seufzer entfuhr ihr, allein sie bemühte sich, ihre Thränen zu verbergen, und ging an eines der hohen Fenster, die auf die Wälle stießen, unter welchen sich der Wald hinzog, durch den sie bey ihrer Annäherung auf das Schloß gekommen war. Allein die Nachtschatten lagen tief auf den Bergen, und nur schwach konnte man noch den Einschnitt ihres Umrisses am Horizont wahrnehmen, wo ein rother Streif noch im Westen schimmerte. Das zwischenliegende Thal war in Dunkelheit gesunken.

Die Scene innerhalb, zu welcher Emilie bey dem Aufmachen der Thüre sich wieder hinwandte, war nicht minder finster. Der alte Bediente, der sie am Thore empfangen hatte, trat jetzt unter einer Last von Fichtenzweigen gekrümmt, herein, während zwey von Montonis venetianischen Bedienten mit Licht folgten.

Ihro Gnaden sind willkommen im Schlosse, sagte der alte Mann, als er sich von dem Camine, wo er das Holz niedergelegt hatte, aufrichtete — es ist lange ein einsamer Aufenthalt gewesen, und Sie werden zu gute halten, wenn Sie nicht alles so finden, wie es seyn sollte: da wir Ihre Ankunft nicht vorher wußten. Auf zu-

künftiges Markusfest werden es nun zwey Jahre seyn, daß Ihro Gnaden nicht hier gewesen sind.

„Du hast ein gutes Gedächtniß, alter Carlo, sagte Montoni; aber wie hast du es angefangen, so lange zu leben?"

„Ach gnädiger Herr, an manchen Tagen wurde es mir auch sauer genug, die kalten Winde, die im Winter durch das Schloß streifen, sind mir fast zu viel, und ich war oft willens, Euer Gnaden zu bitten, daß sie mich in die Niederlande zurückschicken möchten. Allein ich weiß nicht wie es kommt; es würde mir doch leid thun, diese alten Mauern zu verlassen, in welchen ich so lange gelebt habe."

„Gut, gut, aber ist denn sonst noch alles im Schlosse in gutem Stande?"

„Es wären wohl manche Ausbesserungen nöthig, Ihro Gnaden, die Mauer um den Wall ist an drey Orten eingestürzt; und die Treppe, die nach der westlichen Gallerie führt, ist schon lange in schlechtem Stande gewesen, daß es gefährlich ist, darauf zu gehn, auch der Gang, der nach der großen eichnen Stube über dem nördlichen Walle führt; vergangnen Winter wagte ich einmahl eines Abends, selbst dahin zu gehn, und Ihro Gnaden —

„Genug, genug davon — fiel Montoni schnell ein; morgen wollen wir mehr darüber sprechen."

Das Feuer brannte nun hell: Carlo kehrte den Heerd ab, setzte Stühle, wischte den Staub von einem großen Marmortische, der neben dem Kamin stand, und verließ darauf das Zimmer.

Montoni und seine Familie setzten sich rings ums Feuer. Madame Montoni machte verschiedene Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, allein

seine mürrischen Antworten stießen sie zurück, während Emilie Muth zu schöpfen suchte, ihn anzureden. Endlich sagte sie mit zitternder Stimme; darf ich wohl um die Ursache dieser plötzlichen Reise fragen? Nach einer langen Pause faßte sie Herz, die Frage zu wiederhohlen.

„Es gezieмt mir eben so wenig, Fragen zu beantworten, als Ihnen welche zu thun, versetzte Montoni, die Zeit wird alles aufklären. Ich bitte sehr, daß Sie sich darüber keine weitere Sorge machen, und rathe Ihnen, sich in ihr Zimmer zu begeben, und sich eines vernünftigern Betragens zu befleissigen, statt Grillen und einer Empfindsamkeit Raum zu geben, die aufs gelindeste nur Schwäche genannt werden kann.

Emilie stand auf um fortzugehn — Gute Nacht! sagte sie zu ihrer Tante mit einer angenommenen Fassung die aber ihre Bewegung nicht verbergen konnte.

Gute Nacht meine Liebe, sagte Madame Montoni mit einer Freundlichkeit, die Emilie noch nie von ihr gehört hatte, und die ihr Thränen in die Augen lockte. Sie verneigte sich gegen Montoni und wollte fortgehn. Aber Sie wissen ja den Weg nach Ihrem Zimmer nicht? sagte ihre Tante. Montoni rief den Bedienten, der im Vorzimmer wartete, und befahl ihm, Madame Montonis Mädchen zu schicken, mit der Emilie in wenig Minuten sich zurückzog.

Weißt du wo mein Zimmer ist? sagte sie zu Annetten, als sie durch den Saal gingen.

„Ich denke ja wohl, Fräulein, aber dieß ist so ein seltsamer, wüster Ort! Ich habe mich schon verirrt. Sie nennen es das das doppelte Zimmer über der südlichen Mauer und ich ging

durch die große Treppe hinauf. Meiner gnädigen Frau Zimmer liegt am andern Ende des Schlosses."

Emilie stieg die marmorne Winkeltreppe hinauf und als sie durch den Corridor gingen, knüpfte Annette ihr Gespräch wieder an. Was dieß für ein wilder, einsamer Ort ist! Man sollte sich fast fürchten hier zu leben. Wie oft, o wie oft habe ich mich wieder nach Frankreich gewünscht! Ich dachte wohl nicht, als ich mit meiner Frau ging um die Welt zu sehn, daß ich jemahls an einem solchen Orte würde eingesperrt werden, sonst hätte ich mich wohl gehüthet, mein Vaterland zu verlassen. Man sollte hier fast wieder an Riesen und Gespenster glauben, denn dieß sieht ganz aus wie eins von ihren Schlössern, und ich denke immer, ich werde noch Gespenster in dem großen alten Saale herum hüpfen sehn, der mit seinen dicken Pfeilern mehr einer Kirche als sonst etwas gleich sieht."

„Setze dir doch nicht so lächerliche Grillen in den Kopf, sagte Emilie.

„O Fräulein, es sind wohl mehr als Grillen. Benedetto sagt, daß diese traurigen Gänge und Hallen zu nichts anderm gut sind, als zu einem Aufenthalt für Geister; und wahrhaftig, wenn ich noch lange darin lebe, werde ich endlich selbst zum Geiste werden."

„Ich hoffe nicht, daß du dem Signor Montoni etwas von dieser thörigten Furcht wirst zu Ohren kommen lassen; es würde ihm sehr mißfällig seyn."

„Wie? Sie haben also auch alles gehört, versetzte Annette. Nein nein, ich bin wohl nicht so dumm, mir etwas merken zu lassen, denn

ich weiß wohl, daß wenn der Signor ruhig schlafen kann, niemand anders im Schlosse das Recht hat zu wachen."

Emilie that nicht, als wenn sie auf diese Bemerkung achtete.

Diesen Gang hinab Fräulein — er führt zu einer schwarzen Winkeltreppe. O wenn ich hier etwas erblicke, so werde ich vor Schrecken den Verstand verlieren.

„Das wird kaum möglich seyn, sagte Emilie lächelnd, indem sie ihr durch den winklichten Gang folgte, der in eine andre Gallerie führte. Hier sah Annette, daß sie über ihr beredtes Gespräch von Geistern und Zauberern den rechten Weg verfehlt hatte, und lief lange durch andre Gänge und Vorsäle herum, bis sie endlich verzweifelte, sich wieder zurechte zu finden und laut um Hülfe rief: allein die Bedienten, die sich an der andern Seite des Schlosses befanden, waren nicht im Stande sie zu hören und Emilie öffnete jetzt die Thüre eines Zimmers zur Linken.

„O gehn Sie da nicht herein, Fräulein, sagte Annette; Sie dürften sich sonst noch weiter verirren."

„Bring nur das Licht her, wir werden uns doch vielleicht durch diese Zimmer hindurch finden."

„Annette blieb unschlüssig an der Thüre stehn, und hielt das Licht in die Höhe um das Zimmer zu zeigen, allein der schwache Schimmer verbreitete sich kaum halb dadurch hin."

„Warum bedenkest du dich denn? fragte Emilie. Laß doch sehn, wohin dieß Zimmer führt."

„Annette ging widerstrebend weiter. Es

stieß in eine Reihe geräumig alter Zimmer, wovon einige mit Tapeten behangen, und andre mit Ceder und schwarzem Ebenholz getäfelt waren. Die wenigen Möbeln schienen beynahe eben so alt als die Zimmer, und hatten ein gewisses Ansehen von Größe behalten, ohngeachtet sie mit Staub bedeckt, und von Feuchtigkeit und Alter beynahe in Stücken zerfallen waren."

„Wie kalt sind doch diese Zimmer, Fräulein, sagte Annette, wie es heißt, hat seit vielen Jahren niemand darin gewohnt. Lassen Sie uns gehn."

„Vielleicht führen sie auf die große Winkeltreppe, sagte Emilie, und ging weiter bis sie an ein mit Gemählden behangnes Zimmer kam. Sie nahm das Licht, um eines zu betrachten, das einen Soldaten zu Pferde auf dem Schlachtfelde vorstellte. Er zielte mit seinem Speer nach einem Manne, der unter den Füßen des Pferdes lag, und in flehender Stellung eine Hand in die Höhe reichte. Der Soldat, dessen Visier aufgeschlagen war, warf einen Blick der Rache auf ihn, und Emilie glaubte in seinem Gesichte eine Ähnlichkeit mit Montoni wahrzunehmen. Sie wandte sich mit einem Schauder ab, und nachdem sie noch einige andre Gemählde beleuchtet hatte, kam sie an eines, das mit einem Vorhang von schwarzer Seide bedeckt war. Das Sonderbare dieses Umstandes fiel ihr auf, sie stand still, wünschte den Schleyer aufzuheben, um zu sehn, was so sorgfältig verborgen seyn könnte, und wurde doch durch eine gewisse Besorgniß zurückgehalten.

„Heilige Jungfrau, was kann dieß bedeuten, rief Annette! das ist gewiß das Gemählde, von dem ich zu Venedig gehört habe.

„Was für ein Gemählde sagte Emilie.“ —

„Je nun, ein Gemählde, ein Gemählde! erwiederte Annette zögernd — ich habe nie recht eigentlich erfahren können, was es für eine Bewandtniß damit hatte.“

„Zieh den Vorhang weg, Annette.“

„Wie, ich Fräulein? nicht um die Welt. Emilie drehte sich um, und sah Annetten erblassen. Nun so sag mir doch, was du denn so schreckhaftes von diesem Gemählde gehört hast, mein gutes Mädchen.“

„Nichts Fräulein, wahrhaftig ich habe nichts gehört. Lassen Sie uns nur machen, daß wir fortkommen.“

„Das wollen wir auch, aber zuvor möchte ich das Gemählde besehn. Leuchte mir Annette, indeß ich den Vorhang aufhebe.

Annette nahm das Licht und ging sogleich damit fort, ohne auf Emiliens Rufen, daß sie da bleiben möchte, zu warten, und diese, die im dunkeln Zimmer nicht allein zurückbleiben mochte, folgte ihr endlich.

Was bedeutet das Annette, sagte Emilie, als sie sie einhohlte, was hast du von diesem Gemählde gehört, weswegen du durchaus nicht bleiben wolltest.

„Ich weiß wahrlich nichts davon zu sagen, Fräulein. Alles was ich gehört habe, ist, daß etwas fürchterliches damit geschehn seyn soll, und daß es seitdem immer bedeckt gewesen ist — und daß seit vielen Jahren niemand es angesehn hat — es ist etwas von der Person dabey, die dieß Schloß besessen hat, ehe es dem Signor Montoni gehörte — und

Schon gut Annette, sagte Emilie lächelnd

— ich sehe wohl, du sagst wirklich die Wahrheit, daß du nichts von dem Gemählde weißt.

„Nein wahrhaftig, Fräulein, ich weiß nichts, denn ich habe versprechen müssen, nie etwas zu sagen — aber —

„Gut, so will ich auch nicht weiter fragen, versetzte Emilie, die wohl bemerkte, daß sie zwischen ihrer Neigung, ein Geheimniß zu offenbaren, und ihrer Furcht vor den Folgen kämpfte —

„Nein Fräulein thun Sie das auch ja nicht —

„Damit du mir ja nicht alles erzählst, unterbrach Emilie —

Annette wurde roth und Emilie lächelte; sie gingen bis ans äusserste Ende dieser Reihe von Zimmern, und fanden sich endlich nach einigen Verirrungen wieder an der Spitze der Marmortreppe, wo Annette Emilien verließ, um einen Bedienten aus dem Schlosse zu rufen, der sie nach dem Zimmer, welches sie suchten, führen könnte.

Während sie fort war, dachte Emilie wieder an das Gemählde. Sie fühlte jetzt einen großen Trieb, in das Zimmer zurückzugehn, und das Gemählde zu untersuchen, allein das Einsame der Stunde und des Orts, mit dem melancholischen Schweigen das rings um sie herrschte, zusammengenommen, flößten ihr einen gewissen Schauer ein, das Geheimniß, das mit diesem Gemählde verbunden zu seyn schien, zu durchdringen. Doch nahm sie sich vor, wenn das Tageslicht ihre Lebensgeister neu gestärkt haben würde, wieder in das Zimmer zu gehn, und den Vorhang wegzunehmen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0340
DFG

Ein Bedienter kam jetzt mit Annetten zum Vorschein und führte Emilien in ihr Zimmer, das in einem fernen Theile des Schlosses und am Ende desselben Corridors lag, von welchem die Reihe von Zimmern ausging, durch die sie gekommen waren. Das einsame Ansehn desselben machte Emilien abgeneigt, Annetten gleich fortzuschicken, und die feuchte Kälte machte sie von mehr als Furcht beben. Sie bath Katherinen, das Mädchen im Schlosse, etwas Holz herbey zu bringen und ein Feuer anzumachen.

„Ach Fräulein, es sind viele Jahre, seit kein Feuer hier angemacht ist!"

„Das brauchst du uns nicht zu sagen, gutes Mädchen, sagte Annette, jedes Zimmer im Schlosse ist wie ein Eiskeller; ich wundre mich nur, wie ihr es aushalten könnt, hier zu leben; ich für mein Theil wünsche mich wieder nach Venedig."

Emilie winkte Katherinen mit der Hand, nach Holz zu gehn.

„Ich möchte wissen, Fräulein, warum sie dieß das doppelte Zimmer nennen? sagte Annette, während Emilie es stillschweigend betrachtete und sah, daß es hoch und geräumig wie die andern war, die sie gesehn hatte, und daß die Wände ebenfalls mit schwarzem Ebenholz getäfelt waren. Das Bette und das andre Amöblement war sehr antik und hatte, wie alles im Schlosse, ein Ansehn von dunkler Größe. Eines von den hohen Fenstern, die sie öfnete, stieß auf einen Wall, allein jenseits demselben verlor sich die Aussicht in Dunkelheit.

Annettens Gedanken waren indeß mit einem andern Gegenstande beschäftigt; sie liebte das

Wunderbare zum Sterben, und hatte von einem Umstande gehört, der zur Geschichte des Schlosses gehörte, und diesen Geschmack im höchsten Grade befriedigte. Da man ihr eingeschärft hatte, nichts davon zu erwähnen, so war ihre Begierde, davon zu sprechen, so groß, daß sie alle Augenblick auf dem Puncte stand, zu sagen, was sie gehört hätte.

Katherine brachte nun Holz, und die helle Flamme vertrieb auf eine Weile die Dunkelheit des Zimmers. Sie sagte Anneten, daß ihre Herrschaft nach ihr gefragt hätte, und Emilie blieb aufs neue ihren eignen traurigen Betrachtungen überlassen. Ihr Herz war gegen Montonis finstre Blicke noch nicht abgehärtet, und seine Behandlung machte noch jetzt einen fast eben so abschreckenden Eindruck auf sie, als vormahls. Die Zärtlichkeit und Liebe, woran sie, so lange ihre Ältern lebten, immer gewohnt gewesen war, machte sie doppelt empfindlich gegen jede unfreundliche Behandlung, und es hatte ihr nie geahndet, daß sie je eine so ganz entgegengesetzte erfahren würde.

Um ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen, die sie schwer niederdrücken, abzuziehn, stand sie auf und untersuchte aufs neue ihr Zimmer. Sie sah eine Thüre, die nicht ganz zugemacht war, und da sie fand, daß es nicht dieselbe war, durch die sie herein gekommen war, nahm sie das Licht um zu sehn, wohin sie führte. Sie machte sie auf, hatte aber kaum einen Schritt gethan, als sie beynahe eine steile, schmale Winkeltreppe herunter gefallen wäre, die gleich von der Thüre an zwischen zwey steinernen Mauern herunter führte. Sie wünschte zu wissen, wohin sie ginge, und zwar um so mehr, da sie so unmittelbar auf ihr

Zimmer stieß; doch gebrach es ihr bey der jetzigen Stimmung ihrer Lebensgeister an Muth, sich so allein in die Dunkelheit herunter zu wagen. Sie machte also die Thüre zu und bemühte sich, sie zu befestigen, fand aber bey näherer Untersuchung, daß sie von innen keine Riegel hatte, wiewohl sie von aussen doppelt damit versehn war. Sie half dem Übel einigermaßen dadurch ab, daß sie einen schweren Stuhl dagegen stellte, doch beunruhigte der Gedanke sie noch immer, in diesem entlegnen Zimmer, mit einer Thüre, von der sie nicht wußte wohin sie führte, und die von inwendig nicht ganz zugemacht werden könnte, zu schlafen. Einmahl fiel es ihr ein, Madame Montoni zu bitten, daß sie Annetten die ganze Nacht bey ihr lassen möchte, allein die Besorgniß, in Verdacht einer kindischen Furcht gezogen zu werden, und Annettens stets fertige Ängstlichkeit noch zu vermehren, hielt sie zurück.

Ihre trüben Betrachtungen wurden bald darauf durch den Schall von Fußtritten im Corridor unterbrochen, und es war ihr sehr erfreulich Annetten mit einem Abendessen, das Madame Montoni ihr schickte, hereinkommen zu sehn. Sie stellte einen Tisch zum Feuer und ließ das gute Mädchen nieder setzen und mit ihr essen. Als ihre kleine Mahlzeit verzehrt war, schürte Annette durch ihre Güte aufgemuntert, das Holz in eine Flamme, zog ihren Stuhl näher zum Kamin und sagte: Haben Sie wohl je von dem seltsamen Umstande gehört, gnädiges Fräulein, wodurch der Signor zum Besitz dieses Schloßes gekommen ist?

„Was hast du doch nun wieder für ein Mährchen zu erzählen, sagte Emilie, indem sie

Englisches Seminar

die Neugier verbarg, die durch die geheimnißvollen Winke, welche sie schon früher hievon gehört hatte, erregt worden war.

„Ich habe alles gehört, Fräulein, sagte Annette, indem sie sich rund im Zimmer umsah, und sich näher zu Emilien setzte. Benedetto erzählte es mir, als wir zusammen hieher reisten, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, es als ein Geheimniß bey mir zu behalten."

„Wenn du das versprochen hast, Annette, so thust du nicht recht, es mir anzuvertrauen.

Annette schwieg einen Augenblick — o ich weiß, gnädiges Fräulein, daß ich es Ihnen sicher anvertrauen kann —

„Wenigstens werde ich es eben so treulich verwahren, als du Annette, sagte Emilie lächelnd."

Annette erwiederte sehr ernsthaft, das wäre hinreichend, und fuhr fort: Sie müssen wissen, gnädiges Fräulein, daß dieß Schloß sehr alt, und sehr stark ist, und schon manche Belagerung ausgehalten hat; allein es hat nicht immer den Signor Montoni oder seinem Vater gehört, sondern sollte nur nach einem gewissen Gesetze dem Signor zufallen, wenn die Dame unverheirathet stürbe.

Welche Dame? sagte Emilie.

„Ich bin ja noch nicht so weit gekommen, erwiederte Annette; eben von dieser Dame wollte ich Ihnen erzählen; aber wie ich sage, sie lebte im Schlosse, und hatte alles auf sehr großen Fuß, wie Sie leicht denken können, gnädiges Fräulein; der Signor kam oft sie zu besuchen, und war verliebt in sie, und wollte sie heirathen; denn daß sie etwas verwandt waren, hatte nichts

zu

zu bedeuten; allein sie liebte einen andern, und wollte ihn nicht haben, und er soll sehr aufgebracht darüber gewesen seyn, denn Sie wissen ja, Fräulein, was für ein schlimmer Herr er ist, wenn er in Zorn geräth. Vielleicht hat sie ihn einmahl in Zorn gesehn, und ihn deswegen nicht haben wollen. Allein wie ich sage, sie war sehr traurig und niedergeschlagen, und das lange Zeit. — Heilige Jungfrau, was ist das für ein Geräusch, haben Sie nichts gehört Fräulein?"

„Es war nur der Wind, sagte Emilie, aber wirst du denn mit deiner Geschichte gar nicht zu Ende kommen?"

Ja, wie ich sage, sie war lange Zeit sehr niedergeschlagen und sehr unglücklich, und pflegte immer auf der Terasse, dort unter den Fenstern herum zu gehn, und so erbärmlich zu weinen — es würde Ihnen das Herz zerrissen haben, es anzusehn — ich meine nur —

„Gut, gut Annette, sag mir doch nur endlich den Hauptumstand deiner Erzählung."

Alles was ich jetzt gesagt habe, hörte ich schon zu Venedig, aber was jetzt kommt, habe ich erst heute erfahren. Dieß geschah nähmlich vor vielen langen Jahren, als der Signor Montoni noch ein ganz junger Mann war. Die Dame — sie hieß Signora Laurentini, war sehr schön, denn sie pflegte oft, eben so wie der Signor, in sehr heftigen Zorn zu gerathen. Da er endlich sieht, daß er sich kein Gehör bey ihr verschaffen kann, was thut er — er verläßt das Schloß, und ist seit langer Zeit nicht wieder in diese Gegend gekommen; aber das war für sie alles einerley; sie war eben so unglücklich, er mochte hier seyn oder nicht, bis eines Abends — Heiliger

St. Peter, rief Annette plötzlich — sehn Sie doch einmahl die Lampe an, Fräulein, wie blau sie brennt! — sie sah sich furchtsam im Zimmer um —

„Närrisches Mädchen! sagte Emilie, warum hängst du doch solchen Thorheiten nach — komm endlich einmahl mit deiner Geschichte zum Schlusse, ich bin es müde."

Annette sah unverwandt die Lampe an, und fuhr mit leiser Stimme fort — eines Abends, sagt man — gegen Ende des Jahrs — Genug also, gegen das Ende des Jahrs ging diese grosse Dame aus dem Schlosse unten in den Wald, wie sie schon oft gethan hatte, und zwar ganz allein, bloß mit ihrem Mädchen. Der Wind blies kalt, und streute die Bläter umher, und pfiff abscheulich zwischen den großen, alten Wallnusbäumen, die wir vorbey gekommen sind — denn Benedetto zeigte mir die Bäume, als er mir die Geschichte erzählte — der Wind blies kalt, und ihr Mädchen wollte sie bereden, umzukehren, allein das war umsonst, denn sie mochte gar zu gerne des Abends im Walde gehn, und wenn das Laub um sie her abfiel, so war es ihr desto lieber. Man sah sie die Wälder hinab gehn; allein die Nacht brach an, und sie kam nicht wieder; es schlug Zehne, es schlug eilf, es schlug zwölf, und keine Dame ließ sich sehn; die Leute im Schloße glaubten, es hätte sie ein Unglück betroffen und gingen aus um sie zu suchen. Sie suchten die ganze Nacht, konnten aber weder sie noch eine Spur von ihr finden, und von der Zeit an bis auf den heutigen Tag Fräulein, hat man nie wieder etwas von ihr gehört."

„Ist das wirklich wahr, Annette? sagte Emilie mit großer Verwunderung."

„Ganz gewiß, Fräulein, sagte Annette mit einem Blick des Entsetzens, es ist wahrhaftig wahr — allein man sagt — setzte sie ganz leise hinzu, daß die Signora sich seitdem oft zur Nachtzeit im Walde, und um das Schloß hat sehn lassen, verschiedne von den alten Bedienten, die noch einige Zeit nachher hier geblieben sind, haben versichert, daß sie sie gesehn hätten, und seitdem haben auch andre Leute, die im Schlosse gewesen sind, sie oft des Nachts gesehn. Carlo, der alte Verwalter, sagen sie, könnte, wenn er wollte, manche Dinge erzählen."

„Das widerspricht sich ja ganz und gar Annette; du sagst, man hätte seitdem nichts von ihr gehört, und doch ist sie gesehn worden?"

„Aber alles dieß hat man mir als ein grosses Geheimniß erzählt, fuhr Annette fort, ohne daß sie auf die Bemerkung zu achten schien, und gewiß werden Sie es weder mir noch Benedetto zu Leide thun, weiter davon zu sprechen." Emilie schwieg, und Annette wiederhohlte ihre letzten Worte.

„Zog man den keine Erkundigungen wegen der Dame ein."

„O genug! denn der Signor, als der nächste Erbe, nahm das Schloß sogleich in Anspruch und da hieß es, er könne es nicht bekommen, bis so und so viele Jahre verflossen wären, oder man wirklich den Tod der Dame bewiesen hätte. Da man nun seit vielen Jahren nichts wieder von ihr gehört hat, so ist sie so gut als todt anzusehn, und das Schloß ist ihm zugefallen. Allein die Geschichte wurde ruchbar und da sollen sich viele

seltsame Gespräche verbreitet haben, so seltsam in der That, daß ich es nicht nachsagen mag."

„Das ist noch seltsamer, Annette, sagte Emilie lächelnd, und riß sich aus ihrem Nachdenken — Aber wenn die Signora Laurentini sich nachher wirklich im Schlosse hat sehn lassen, hat denn niemand sie angeredet?"

„Angeredet! — sie angeredet — rief Annette mit einem Blick des Entsetzens; nein, wahrlich nicht."

„Und warum nicht? erwiederte Emilie, die gerne mehr hören wollte."

„Heilige Mutter Christi! man sollte einen Geist anreden!"

„Aber was für Ursachen hatte man denn, zu glauben, daß es ein Geist wäre, wenn sich niemand ihm genähert, oder mit ihm gesprochen hatte?"

„O Fräulein, das kann ich nicht sagen. Wie mögen Sie doch nur solche anstößige Fragen thun? Allein niemand sah sie weder ins Schloß gehen, noch herauskommen; und bald war es an einem, bald wieder an einem ganz andern Orte im Schloß; es sprach auch niemahls, und was sollte es wohl im Schlosse thun, wenn es nicht sprach. Man sagt, daß seit dieser Zeit niemand wieder in gewisse Gegenden des Schloßes hat gehen mögen."

„Wie, weil es nicht sprach hat man nicht wieder hingehn mögen? sagte Emilie, indem sie sich die Furcht, die sich ihrer bemächtigte, wegzulachen bemühte. — Nein; Fräulein, nein, nicht deswegen, versetzte Annette etwas aufgebracht, sondern weil man etwas da gesehn hat. Man sagt auch, daß an der westlichen Seite des

Schlosses eine alte Kapelle steht, wo man des Mitternachts solches Ächzen hört, daß einen schaudert, daran zu denken; auch soll man seltsame Dinge da gesehn haben."

„Ich bitte dich Annette, schweig mir von diesen einfältigen Mährchen."

Einfältige Mährchen, Fräulein! o ich will Ihnen nur noch eine Geschichte erzählen, die Katherine mir gesagt hat. Es war an einem kalten Winterabend, als Katherine mit dem alten Carlo und seiner Frau in dem kleinen Saal saß. „Ich wollte, daß ich ein paar Äpfel aus der Speisekammer zu braten hätte, sagte Carlo — allein es ist ein gar zu weiter Weg, und es verdrießt mich, sie zu hohlen. Geh du Katherine und hohle uns eine Schürze voll, wir können sie bey dem Feuer hier recht schön braten; nimm dich nur in Acht, daß dir der Wind die Lampe nicht ausbläst, wenn du die große Treppe herauf gehst." Katherine nahm die Lampe — aber still, Fräulein, ich hörte gewiß ein Geräusch.

„Emilie, die von Annettens Furcht mit angesteckt war, horchte aufmerksam, allein alles war still und Annette fuhr fort. Katherine ging die Treppe herauf in den breiten Gang, durch den wir auch gekommen sind, als wir uns verirrten, aber plötzlich — Schon wieder, rief Annette ich hörte es schon wieder — gewiß es war keine Einbildung.

„Still! sagte Emilie zitternd. Sie horchten und saßen still, bis Emilie ein leises Klopfen an der Wand hörte. Es kam wieder — Annette schrie laut und die Kammerthüre ging langsam auf. Es war Katherine, die herein kam, um Annetten zu sagen, daß ihre Frau auf sie wartete.

Emilie konnte sich nicht sogleich von ihrem Schrecken erhohlen, indeß Annette, halb lachend, halb weinend, Katherinen tapfer ausschalt, sie so erschreckt zu haben, auch war ihr bange, daß man sie vielleicht behorcht haben könnte. Emilie, auf deren Seele der Hauptumstand in Annettens Erzählung einen tiefen Eindruck gemacht hatte, blieb in ihrer jetzigen Stimmung ungern allein, um aber Madame Montoni nicht zu beleidigen und nicht ihre eigene Schwachheit zu verrathen, suchte sie die Einbildungen ihrer Furcht zu überwinden, und schickte selbst Annetten fort.

Sobald sie sich allein sah, dachte sie nach, über die seltsame Geschichte der Signora Laurentini und über ihre eigne sonderbare Lage in den wilden und einsamen Gebürgen eines fremden Landes, in der Macht eines Mannes, den sie noch vor wenig Monathen nicht kannte, der bereits eine angemaßte Gewalt über sie ausgeübt hatte, und dessen Charakter ihr eine gewiße Furcht einflößte. Sie wußte, daß er eben so viel Erfindung ein Project zu entwerfen, als Talente es auszuführen besaß, und fürchtete sehr, daß er zu wenig Gefühl hätte, um irgend ein Mittel zur Erreichung seines Vortheils zu scheuen.

Ihre Melancholie wurde durch das hohle Pfeifen des Windes auf dem Gange und rings um das Schloß erhöht. Das erfreuliche Feuer im Kamin war schon lange erloschen, und sie saß, die Augen auf die noch schwach glimmenden Kohlen gerichtet, da, bis ein lauter Windstoß, der durch den Gang strich, und die Thüren und Fenster erschütterte, sie erschreckte: der Stuhl, den sie zur Befestigung vor die Thüre gestellt hatte, wurde dadurch fortgetrieben und die Thüre

die zu der geheimen Winkeltreppe führte, stand halb offen. Ihre Neugier und Furcht wurde aufs neue rege gemacht. Sie ging mit der Lampe an die Treppe und blieb unschlüssig, ob sie herunter gehn sollte, stehn; allein die tiefe Stille und Dunkelheit des Orts schreckten sie aufs neue, und mit dem Vorsatze, morgen, wenn das Tageslicht ihr zu Hülfe kommen würde, weiter nachzusuchen, machte sie die Thüre zu und verrammelte sie stärker.

Sie legte sich nun zu Bette und ließ die brennende Lampe auf dem Tische stehn; allein der düstre Schimmer erhöhte nur ihre Furcht statt sie zu vertreiben; sie glaubte bey den unstäten Strahlen Gestalten vor ihren Vorhängen vorbey in die dunklern Winkel des Zimmers gleiten zu sehn. — Die Schloßuhr schlug zwölf, ehe sie ihre Augen zum Schlummer schloß.

Sechstes Kapitel.

Das Tageslicht vertrieb zwar die dunkeln Schatten, aber nicht die ängstlichen Besorgnisse aus Emiliens Seele. Der Graf Morano war das erste Bild, das sich ihr wachend darstellte, und mit ihm ein Gefolge vorausgeahndeter Übel, die sie weder besiegen noch vermeiden konnte. Sie stand auf und um ihre Seele von den geschäftigen Vorstellungen, die sie quälten, zu befreyen, zwang sie sich, die äussern Gegenstände um sich her zu

betrachten. Sie sah aus ihrem Fenster auf die wilde Größe der Gegend hin, die fast von allen Seiten durch Alpengebürge geschlossen wurde, deren über einander ragende Spitzen in feuchten Nebeln vor dem Auge verschwanden, während die Vorgebürge unten von Wäldern verdunkelt waren, die sich bis zu ihrem Fuße hinabsenkten und längs den engen Thälern hinstreckten.

Auf solche Art beschäftigte sie ihre Fantasie und es mißlang ihr nicht. Die luftige Kühle des Morgens erfrischte sie; sie erhub ihre Gedanken in Gebeth, wozu sie sich bey Betrachtung der Erhabenheit der Natur immer am meisten geneigt fühlte, und ihre Seele erlangte ihre Stärke wieder.

Als sie sich vom Fenster abwandte, fielen ihre Augen auf die Thüre, die sie den Abend zuvor so sorgfältig verwahrt hatte, und sie beschloß jetzt zu untersuchen, wohin sie führte; als sie aber hinzu ging, um die Stühle aus dem Wege zu räumen, sah sie zu ihrem größten Erstaunen, daß sie schon ein wenig fortgeschoben waren. Man kann sich nicht leicht ihr Erstaunen denken, als sie den Augenblick darauf merkte, daß die Thüre befestigt war. Es war ihr als hätte sie einen Geist gesehn. Die Thüre auf den Gang war verschlossen, wie sie sie gelassen hatte, diese Thüre aber, die man nur von aussen befestigen konnte, mußte in der Nacht verriegelt worden seyn. Der Gedanke beunruhigte sie ernstlich, wieder in einem Zimmer zu schlafen, das so entlegen und einem Überfall so ausgesetzt war, und sie nahm sich vor ihrer Tante den Umstand zu sagen, und sie um eine Veränderung zu bitten.

Nach einigem Umherirren fand sie ihren

Weg in den großen Saal und in das Zimmer, das sie den Abend zuvor verlassen hatte. Sie fand ihre Tante ganz allein beym Frühstück: denn Montoni war ausgegangen, um die Gegend ums Schloß und den Zustand der Befestigungen zu besehn, und sich mit Carlo zu besprechen. Emilie bemerkte, daß ihre Tante geweint hatte, und ihr Herz neigte sich mit einer Zärtlichkeit zu ihr hin, die sich mehr in ihrem Betragen, als durch Worte zeigte: denn sie vermied sorgfältig, sich merken zu lassen, daß sie ihre unglückliche Lage fühlte. Sie benutzte Montonis Abwesenheit, um des Umstandes mit der Thüre zu erwähnen, zu bitten, daß man ihr ein anderes Zimmer einräumen möchte, und wieder nach der Ursache ihrer plötzlichen Reise zu fragen. Wegen des ersten Puncts verwies ihre Tante sie an Montoni, indem sie durchaus verweigerte, sich in die Sache zu mischen, wegen des letztern gab sie völlige Unwissenheit vor.

Ihr Gespräch wurde bald durch Montonis Eintritt unterbrochen, und ihr Gesicht nahm, so wie er sich ohne zu thun, als ob ausser ihm noch jemand im Zimmer wäre, an den Tisch niedersetzte, einen gemischten Ausdruck von Furcht und Erbitterung an.

Emilie, die ihn stillschweigend beobachtete, sah, daß seine Miene noch finstrer und mürrischer war, als gewöhnlich. O könnte ich wissen, sagte sie zu sich selbst, was in dieser Seele vorgeht, könnte ich die Gedanken errathen, die da ausgebrütet werden, so würde ich nicht länger in dieser quälenden Ungewißheit seyn. Das Frühstück wurde stillschweigend verzehrt, bis Emilie darauf anzutragen wagte, daß man ihr ein anderes

Zimmer einräumen möchte, und den Umstand, der sie dieß wünschen machte, erzählte.

„Ich habe keine Zeit, mich mit diesen kindischen Einfällen abzugeben, sagte Montoni, das Zimmer ist einmahl für Sie eingerichtet, und Sie müssen darin bleiben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jemand sich die Mühe geben sollte die abgelegene Winkeltreppe hinauf zu klettern, um eine Thüre zu verriegeln. Wenn sie nicht fest gewesen ist, als — Sie ins Zimmer kamen, so hat vielleicht der Wind die Thüre erschüttert und die Riegel vorgetrieben: aber ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich mir die Mühe gebe, über ein so unbedeutendes Nichts Worte zu verlieren.

Diese Erklärung war auf keine Weise befriedigend für Emilien, da sie bemerkt hatte, daß die Riegel verrostet waren, und folglich nicht so leicht aus der Stelle geschoben werden konnten; allein sie enthielt sich, diese Einwendung zu sagen und wiederhohlte bloß ihre Bitte.

Wenn Sie sich nicht von dieser elenden Furcht losreissen wollen, sagte Montoni, so quälen Sie wenigstens andere nicht damit. Überwinden Sie solche Grillen und suchen Sie Ihre Seele zu stärken. Keine Existenz ist verächtlicher, als die durch Furcht verbittert wird. Bey diesen Worten warf er einen Blick auf Madame Montoni, die hochroth wurde, aber still schwieg. Emilie, tief verwundet und gekränkt, glaubte, daß ihre Besorgnisse in diesem Fall zu gegründet gewesen wären, um Spott zu verdienen; da sie aber sah, daß es fruchtlos seyn würde, davon zu reden, suchte sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu ziehn.

Carlo kam bald darauf mit einigen Früchten

herein. Ihro Gnaden werden nach dem langen Spaziergange ermüdet seyn, sagte er, als er die Früchte auf den Tisch setzte, allein Sie haben nach dem Frühstück noch mehr zu sehn. Da ist eine Stelle in dem gewölbten Gange, die zu —

Montoni sah ihn finster an, und winkte ihm mit der Hand, das Zimmer zu verlassen. Carlo stand still, sah zur Erde und sagte dann, indem er mit den Körbchen voll Früchte an den Tisch trat. Ich habe mir die Freyheit genommen, gnädiger Herr, einige Kirschen für meine gnädige Frau und das gnädige Fräulein zu bringen. Wollen Ihro Gnaden sie versuchen. Sie sind so süß als Pflaumen.

„Gut, alter Carlo, gebe er nur her, sagte Madame Montoni."

„Vielleicht beliebt es auch dem jungen Fräulein, einige zu versuchen, versetzte Carlo, indem er sich mit dem Körbchen zu Emilien wandte. Es wird mir wohl thun, wenn ich sie davon essen sehe."

„Ich danke ihm sehr guter Carlo, sagte Emilie mit freundlichem Lächeln."

„Geh nur, geh, sagte Montoni ungeduldig; es ist genug. Verlaß das Zimmer, aber warte aussen; ich werde dich gleich brauchen."

Carlo gehorchte und Montoni ging bald nachher fort, um den Zustand des Schlosses genauer in Augenschein zu nehmen. Emilie blieb bey ihrer Tante, ertrug geduldig ihre üble Laune und bemühte sich mit vieler Sanftmuth, ihre Betrübniß zu lindern, statt Empfindlichkeit über den Ausbruch derselben blicken zu lassen.

Als Madame Montoni sich in ihr Ankleidezimmer zurückzog, besah Emilie, um sich zu zer-

streuen, das Schloß. Durch eine große Flügelthüre ging sie aus dem großen Saal auf die Wälle, die sich längs dem Berge hin, um drey Seiten des Gebäudes erstreckten. Die vierte war durch die hohen Mauern der Vorhöfe und durch den Thorweg durch den sie den Abend zuvor gekommen waren, geschützt. Die Größe der breiten Wälle, und die Mannigfaltigkeit der aussen liegenden Gegend erregte ihre Bewunderung:

Während sie so da stand, sah sie Montoni mit zwey Leuten einen krumen Pfad, der unten in den Fels eingehauen war, hinauf steigen. Er stand auf einer Klippe still, zeigte auf die Wälle, wandte sich zu seinen Begleitern und schien mit vieler Lebhaftigkeit zu sprechen. Emilie erkannte den einen dieser Leute für Carlo, der andere war als ein Bauer gekleidet, und an ihn allein schienen Montonis Aufträge gerichtet zu seyn.

Sie zog sich von den Wällen zurück und setzte ihren Spaziergang fort, bis sie in der Ferne einen Wagen und bald darauf die Glocke an der Thüre hörte, wobey ihr sogleich einfiel, daß der Graf Morano angekommen seyn würde.

Voll ängstlicher Besorgniß erreichte sie ihr Zimmer, wo sie auf jeden fernen Ton lauschte. Endlich, da sie Stimmen auf dem Walle hörte, eilte sie ans Fenster, und sah Montoni mit dem Signor Cavigni in tiefem Gespräch auf und abgehn, während sie oft im Feuer der Unterhaltung sich gegen einander wandten und still standen.

Cavigni war der einzige den sie von den Fremden hier sah; allein ihre Unruhe wurde bald erhöht, als sie andre Personen in dem Gange hörte, die wie sie glaubte, eine Bothschaft von dem Grafen brachten. Gleich darauf erschien Annette.

„Ach Fräulein, sagte sie, der Signor Cavigni ist hier angekommen. Es war mir wahrhaftig recht lieb, einen Christenmenschen an diesem Orte wieder zu sehn, und er ist auch ein so guter und freundlicher Herr, der sich immer so viel mit unser einem abgibt. Auch der Signor Verezzi ist hier, und wer meinen Sie noch wohl sonst, Fräulein?"

„Wie kann ich das rathen, Annette, sag doch geschwind."

„Aber so rathen Sie doch nur Fräulein!"

„Nun wer sonst, sagte Emilie mit angenommener Fassung, als — Graf Morano."

„Heilige Jungfrau rief Annette, befinden Sie sich nicht wohl Fräulein? Sie sehn ja aus, als wollten Sie in Ohnmacht fallen. Soll ich Ihnen Wasser hohlen?

Emilie sank in einen Stuhl. Bleib Annette sagte sie schwach; verlaß mich nicht, mir wird bald besser werden — mache doch das Fenster auf. Der Graf, sagtest du — er ist also gekommen."

„Wer? ich hätte das gesagt? der Graf! Nein Fräulein, das sagte ich nicht."

„Er ist also nicht gekommen?" — fragte Emilie mit Heftigkeit. —

„Nicht doch Fräulein."

„Weißt du das gewiß?"

„Nun wahrhaftig Fräulein, Sie erhohlen sich sehr geschwind. Noch den Augenblick dachte ich gewiß, Sie würden sterben."

„Aber der Graf? Weißt du gewiß, daß er nicht gekommen ist?"

„Was werde ich nicht wissen? Ich sah durch das Gitter vom Thurm, als die Wagen in den

Hof fuhren, und hätte mir einen so herrlichen Anblick in diesem verwünschten alten Schlosse gewiß nicht träumen lassen. Ich hätte vor Freuden durch das alte verrorstete Gitter springen mögen."

„Gut gut Annette, mir ist jetzt schon besser!"

„Ja Fräulein, das sehe ich. Aber wissen Sie wer noch mehr gekommen ist? — Ludovico des Signor Cavignis Bedienter. O Sie müssen sich ja Ludovicos erinnern, der immer seinen Mantel mit solcher Zierlichkeit um die linke Schulter geworfen trägt, und den Hut ein wenig schief auf die eine Seite setzt. Er hat —

„Ja, ja Annette, ich besinne mich — aber mir ist nun wieder so wohl, daß du mich verlassen kannst."

„Aber bald hätte ich zu fragen vergessen, wie Sie in diesem wüsten alten Zimmer geschlafen haben? Ist Ihnen nichts zu Ohren, nichts zu Gesicht gekommen."

„Nichts in der Welt — aber warum frägst du denn so?"

„O Fräulein! nicht um die Welt möchte ich Ihnen das sagen, eben so wenig als was ich von diesem Zimmer gehört habe; es würde Sie tödtlich erschrecken."

„Wenn du weiter keinen Grund hast, so sprich nur, du hast mich schon genug erschreckt, und kannst jetzt dreist alles sagen."

„O Jesus, es soll in diesem Zimmer spücken, und schon seit vielen Jahren darinn gespückt haben."

Das Gespenst kann also wohl Riegel aufschieben, sagte Emilie, die ihre Furcht wegzulachen suchte; denn ich ließ vergangene Nacht die

Thüre offen, und fand sie diesen Morgen verriegelt.

Annette wurde blaß und sagte kein Wort.

„Weißt du nicht, ob einer von den Bedienten diesen Morgen die Thüre verriegelt hat, ehe ich aufstand."

„Nein Fräulein, ich will wohl wetten, daß das keiner gethan hat, doch weiß ichs nicht. Soll ich gehn und fragen, sagte sie und ging eilends nach der Thüre zu."

„Bleib Annette ich habe dir noch andre Fragen zu thun. Sag mir, was du von diesem Zimmer gehört hast, und wohin die Winkeltreppe führt."

„Ich will sogleich gehn Fräulein, und nach allem fragen; zudem wartet meine gnädige Frau gewiß auf mich. Ich kann jetzt wahrhaftig nicht bleiben."

Sie eilte aus dem Zimmer ohne Emiliens Antwort abzuwarten, die sich jetzt durch die Gewißheit, daß der Graf nicht gekommen sey, so erleichtert fühlte, daß sie über die abergläubige Furcht, die Annetten ergriffen hatte, lächeln konnte: denn wenn sie gleich sich selbst ihrer nicht erwehren konnte, schien sie ihr doch an andern lächerlich.

Da Montoni Emilien ein anderes Zimmer verweigert hatte, beschloß sie das Übel, dem sie nicht abhelfen konnte, mit Geduld zu tragen, und um sich den Aufenthalt so leidlich als möglich zu machen, packte sie ihre Bücher aus — ihre liebste Freude in glücklichen Tagen, und ihre erheiternde Zuflucht in Stunden des Kummers — zwar gab es auch Stunden, wo dieses Mittel seine Wirkung verfehlte, wo das Genie, der Geschmack,

die Begeisterung der erhabensten Schriftsteller an ihr verloren gingen.

Nachdem sie ihre kleine Bibliothek auf einem hohen Kasten, der einen Theil des Amöblements vom Zimmer ausmachte, in Ordnung gestellt hatte, nahm sie ihr Zeichengeräth heraus, und fühlte sich ruhig genug, an dem Gedanken Vergnügen zu finden, die erhabenen Gegenstände, die sie aus ihrem Fenster sah, zu entwerfen — plötzlich aber zog sie die Hand zurück, von der Erinnerung ergriffen, wie oft eine solche Beschäftigung nur der Vorbothe eines neuen Unglücks bey ihr gewesen war.

„Wie kann ich mich nur durch Hoffnung täuschen lassen, sagte sie, und weil der Graf Morano noch nicht angekommen ist, mich für den Augenblick glücklich fühlen? Macht es wohl einen Unterschied für mich, ob er heute oder morgen kommt, wenn er überhaupt kommen will? und daß er kommen wird, daran zu zweifeln, wäre wohl eine Thorheit.“

Um indessen ihre Gedanken von dem Gegenstande ihres Kummers abzuziehn, versuchte sie zu lesen; allein ihre Aufmerksamkeit irrte über die Buchstaben weg und sie warf das Buch endlich bey Seite und beschloß, die angrenzenden Zimmer im Schlosse zu besuchen. Sie dachte dabey an das verschleyerte Gemählde, das in der Nacht zuvor ihre Aufmerksamkeit rege gemacht hatte, und nahm sich vor, es zu besehn. Als sie durch die Zimmer ging die dahin führten, fühlte sie eine gewisse Bewegung; ihr Zusammenhang mit der verstorbenen Gebietherinn des Schlosses und Annettens Gespräch nebst dem Umstande mit dem Schleyer warf ein Geheimniß über diese Sache,

das

das eine Art von Furcht bey ihr erregte — allein es war eine solche Furcht, die vermöge eines seltsamen Eigensinns unserer Seele, uns dahin bringt, gerade den Gegenstand, vor welchem wir zittern, aufzusuchen.

Emilie ging mit bebenden Schritten weiter, und nachdem sie einen Augenblick vor der Thüre still gestanden hatte, ehe sie versuchte, sie zu öffnen, trat sie eilends in das Zimmer und ging auf das Gemählde zu, das in einem Rahmen von ungewöhnlicher Größe, der in einer dunkeln Ecke des Zimmers hing, eingefaßt schien. Sie stand aufs neue still, und hob dann mit furchtsamer Hand den Schleyer auf — sogleich aber ließ sie ihn wieder fallen, denn sie sah, daß das, was er verbarg, — kein Gemählde war; und ehe sie das Zimmer verlassen konnte, sank sie ohne Gefühl zur Erde.

Sobald sie die Besinnung wieder erhielt, drohte die Erinnerung an das, was sie gesehn hatte, sie ihr zum zweytenmahle wieder zu rauben. Sie behielt kaum so viele Kräfte, aus dem Zimmer zu gehn, und das ihrige wieder zu erreichen, und als sie endlich dahin kam, hatte sie nicht Muth, allein zu bleiben. Grausen erfüllte ihre Seele, und schloß auf eine Zeitlang alles Gefühl des Vergangenen und alle Furcht des Zukünftigen aus. Sie setzte sich ans Fenster, weil sie doch da eine Möglichkeit hatte, wenigstens in der Ferne Stimmen zu hören, und Leute vorüber gehn zu sehn; und das war in ihrer jetzigen Stimmung schon großer Trost. Nachdem sie wieder ganz zu sich selbst gekommen war, ging sie mit sich zu Rathe, ob sie das Gesehene gegen Madame Montoni erwähnen sollte; ver-

schiedne wichtige Gründe trieben sie dazu an, worunter die Hoffnung, sich die Erleichterung zu verschaffen, welche ein belastetes Herz durch Ergießung seines Leidens erhält, vielleicht nicht der geringste war. Allein sie fürchtete die schrecklichen Folgen, die eine solche Mittheilung nach sich ziehn könnte, und da sie die Unvorsichtigkeit ihrer Tante kannte, suchte sie sich endlich mit Entschlossenheit zu waffnen, und nahm sich vor, ein tiefes Stillschweigen über diesen Umstand zu beobachten. Montoni und Verezzi gingen bald darauf in lebhaftem Gespräch unter dem Fenster hin, und es erheiterte sie, menschliche Stimmen zu hören. Die Signors Bertolini und Cavigni kamen bald zu ihnen, und Emilie, die ihre Tante allein zu finden glaubte, ging zu ihr, denn die Einsamkeit ihres Zimmers und die Nähe dessen, was sie in so nahmenloses Schrecken gesetzt hatte, fielen ihr von neuem aufs Herz.

Sie fand ihre Tante beym Ankleiden. Emiliens bleiches und entstelltes Gesicht erschreckte sogar Madame Montoni: allein sie besaß Stärke genug, ein unverbrüchliches Stillschweigen über den Gegenstand, bey dessen Erinnerung sie noch schauderte, und der alle Augenblick ihren Lippen zu entwischen drohte, zu beobachten. Sie blieb bey ihrer Tante, bis sie beyde zum Tisch gingen. Hier fand sie die kürzlich angekommenen Herrn, deren Gesicht eine ihnen sonst ungewöhnliche Ernsthaftigkeit verrieth. Ihre Gedanken schienen so ganz von einem wichtigen Gegenstande erfüllt zu seyn, daß sie keine Zeit fanden, weder Emilien noch Madame Montoni viel Aufmerksamkeit zu beweisen. Sie sprachen wenig, und Montoni noch

weniger. Emilie schauderte, wenn sie ihn jetzt ansah. Die Schrecken jenes Zimmers drangen an ihre Seele. Verschiedenemahl wich die Farbe von ihren Wangen, und sie fürchtete, daß eine Unpäßlichkeit sie verrathen, und nöthigen möchte, das Zimmer zu verlassen: allein die Stärke ihres Entschlusses kam der Schwäche ihres Körpers zu Hülfe; sie zwang sich zu reden, und versuchte sogar, eine heitere Miene anzunehmen.

Montoni arbeitete sichtbar unter einem Verdruße, der wahrscheinlich ein schwächeres Gemüth, oder ein mehr empfängliches Herz erschüttert haben würde, bey ihm aber, wie sein finstres Aussehn verrieth, nur die Kräfte seiner Seele in erhöhte Thätigkeit zu rufen schien.

Die Mahlzeit verstrich ungesellig und stillschweigend. Die Dunkelheit des Schlosses schien ihre ansteckende Kraft sogar auf Cavignis fröhlichem Gesichte verbreitet zu haben, und mit dieser Finsterkeit war ein gewisser wilder Ausdruck verbunden, den sie noch selten auf seinem Gesichte gesehn zu haben sich erinnerte. Des Grafen Morano wurde nicht gedacht, und das wenige, was überhaupt noch gesprochen wurde, betraf den Krieg, der damahls die italienischen Staaten zerrüttete.

Nach Tische, als die Bedienten sich zurückgezogen hatten, hörte Emilie, daß der Cavalier, der sich Orsinos Rache zugezogen hatte, seitdem an seinen Wunden gestorben war, und daß man dem Mörder noch immer strenge nachforschte. Diese Nachricht schien Montoni sehr zu beunruhigen.

Emilie zog sich mit Madame Montoni sobald abgespeist war, jedoch nicht eher bis Montonis bedeutendes Stirnrunzeln sie daran erin-

nert hatte, zurück, um die Herren ungestört ihren geheimen Berathschlagungen zu überlassen. Sie gingen aus dem Saal auf den Wall und wanderten eine Zeitlang in einem Stillschweigen fort, welches Emilie nicht zu unterbrechen versuchte, da ihre Seele mit ihren eignen Gedanken beschäftigt genug war. Es erfoderte alle ihre Entschlossenheit, den schrecklichen Gegenstand, der noch immer durch alle ihre Nerven bebte, ihrer Tante zu verschweigen; und zuweilen stand sie im Begriff davon zu sprechen, um sich nur die Erleichterung eines Augenblicks zu verschaffen; allein sie wußte, wie gänzlich sie in Montonis Macht war, und da sie erwog, wie nachtheilig die Unvorsichtigkeit ihrer Tante für sie beyde seyn könnte, that sie sich Gewalt an, lieber ein gegenwärtiges, geringeres Übel zu erdulden, als sich einem zukünftigen schrecklichern auszusetzen. Eine wunderbare Ahndung bemächtigte sich ihrer mehrmahls an diesem Tage: es schien als wenn ihr Schicksal hier ruhte, und auf eine ihr unbegreifliche Weise mit diesem Schlosse zusammenhinge.

„Ich will es nicht beschleunigen, sagte sie; denn zu was ich auch aufbehalten seyn mag, will ich wenigstens meine eigenen Vorwürfe vermeiden."

Wenn sie die dicken Mauern des Gebäudes betrachtete, so ließen ihre schwermüthigen Gedanken es sie als ihr Gefängniß ansehn und sie fuhr gleichsam wie vor einer neuen Vorstellung zurück, wenn sie bedachte, wie fern sie von ihrem Vaterlande, von ihrer kleinen friedlichen Heimath, und von ihrem einzigen Freunde war — wie fern ihre Hoffnung auf Glückseligkeit war! wie schwach die Erwar-

tung ihn wieder zu sehn. Doch war der Gedanke an Valancourt, ihr Vertrauen auf seine treue Liebe bisher ihr einziger Trost gewesen, und sie both noch die letzten Kräfte auf, sich daran zu halten. Thränen der Angst traten ihr in die Augen und sie wandte sich zur Seite, um sie zu verbergen.

Als sie bald darauf an die Mauer des Walls gelehnt, da stand, sah sie einige Bauern in einer kleinen Entfernung einen Bruch betrachten, vor welchen ein Haufen Steine, als zum Ausbessern und eine rostige alte Kanone lag, die von ihrem Standorte oben herabgefallen schien. Madame Montoni stand still, um mit den Leuten zu sprechen, und erkundigte sich, was sie machen wollten. „Wir wollen die Festungswerke ausbessern," antwortete einer. — Es befremdete sie, daß Montoni diese Arbeit für nothwendig hielt, da sie ihn nie hatte davon reden hören, daß er sich lange im Schlosse aufzuhalten dächte. Sie gingen auf ein hohes Gewölbe zu, das von dem südlichen nach dem östlichen Walle führte, und von einer Seite ans Schloß stieß, während es von der andern eine kleine Warte unterstützte, die das tiefe Thal unten gänzlich bestrich.

Emilie hatte sich noch nicht genug von dem Anblick des Morgens erhohlt, um die Einsamkeit ihres Zimmers zu ertragen, und blieb auf dem Walle zurück. Madame Montoni hatte sie nicht genöthigt mit in ihr Zimmer zu gehn, wohin sie sich mit sichtlicher Niedergeschlagenheit begeben hatte, und Emilien war seit ihrer letzten Erfahrung alle Lust vergangen die finstern, geheimnißvollen Tiefen des Schlosses zu erforschen. Die Wälle waren also beynahe ihre einzige Zu-

flucht, und hier verweilte sie, bis der graue Nebel des Abends sich wieder über die Gegend ausbreitete.

Die Ritter aßen zusammen, und Madame Montoni blieb in ihrem Zimmer, wo Emilie sie aufsuchte, ehe sie sich in das ihrige begab. Sie fand ihre Tante weinend und in großer Bewegung. Emiliens Zärtlichkeit hatte von Natur etwas so einnehmendes, daß sie selten ihren Trost an dem niedergeschlagenen Herzen verfehlte; allein das Herz der Madame Montoni war zerrissen und Emiliens sanfteste Töne gingen davon verloren. Mit ihrer gewöhnlichen Delikatesse schien sie ihrer Tante Betrübniß nicht zu bemerken, nur nahm ihr Wesen unwillkührlich eine gewisse Sanftheit und ihr Gesicht eine zärtliche Bekümmerniß an, die Madame Montoni mit Verdruß bemerkte, denn sie schien das Mitleid ihrer Nichte als eine Beleidigung für ihren Stolz aufzunehmen und entfernte sie, sobald es nur die Schicklichkeit zuließ. Emilie wagte es nicht einmahl, ihres Widerwillens gegen das finstre Zimmer zu erwähnen, nur bath sie um die Erlaubniß, Annetten bey sich behalten zu dürfen, bis sie sich zu Bette legte; die Bitte wurde ihr etwas unfreundlich gewährt: allein Annette war jetzt bey den Bedienten und Emilie mußte alleine gehn.

Mit leichten schnellen Schritten ging sie durch die langen Gallerien, während der schwache Schimmer ihres Lichts ihr nur die Dunkelheit um sie her zeigte, und der vorüberstreifende Wind es auszulöschen drohte. Die einsame Stille, die in diesem Theile des Schlosses herrschte, war ihr schauerlich. In der Ferne hörte sie zwar von Zeit zu Zeit ein lärmendes Gelächter aus einer

fernen Gegend des Gebäudes aufsteigen, wo die Bedienten versammlet waren, allein es verlor sich bald und nur eine athemlose Stille blieb. Als sie durch die Reihe von Zimmern kam, die sie des Morgens besucht hatte, warf sie einen furchtsamen Blick auf die Thüre, und wähnte beynahe, von innen Töne murmeln zu hören, doch stand sie keinen Augenblick still, um näher zu untersuchen.

Nachdem sie ihr Zimmer erreicht hatte, wo kein flammendes Holz auf dem Kamin die Dunkelheit vertrieb, setzte sie sich mit einem Buche nieder, um sich wach zu erhalten bis Annette kommen und ein Feuer anmachen würde. Sie las fort, bis ihr Licht beynahe ausgegangen war, allein Annette erschien nicht, und die Einsamkeit und Dunkelheit des Zimmers machte einen um so größern Eindruck auf sie, da es der Scene des Schreckens nahe war, die sie am Morgen angesehn hatte. Dunkle und fantastische Bilder stiegen vor ihrer Seele auf. Sie sah furchtsam nach der Thüre, die zu der geheimen Winkeltreppe führte, und fand sie noch befestigt. Sie konnte ihre Unruhe, wieder allein in diesem entlegenen, unsichern Zimmer zu schlafen, in welchem die vorige Nacht ohne ihr Wissen jemand gewesen zu seyn schien, nicht überwinden, und verlangte sehnlich, Annetten hereinkommen zu sehn, um sie wegen des Umstands zu befragen. Auch wünschte sie, sie um den Gegenstand zu befragen, der ihr so viel Grausen verursacht hatte, und wovon Annette etwas zu wissen schien, so sehr auch ihre Äusserungen von der Wahrheit abwichen. Vorzüglich nahm es sie Wunder, daß man die Thüre des Zimmers, wo es enthalten war, nicht

verschlossen hatte; eine solche Nachläßigkeit überstieg beynahe allen Glauben. Ihr Licht wollte eben ausgehn, der schwache Schimmer, den es auf die Mauer warf, rief alle Schrecken der Fantasie herbey, und sie stand auf um ihren Weg nach dem bewohnten Theile des Schlosses zu suchen, ehe es ganz erlösche.

Als sie die Thüre des Zimmers öffnete, hörte sie ferne Stimmen und sah bald darauf ein Licht aus dem fernen Ende des Ganges hervorkommen, wo sie Annetten und noch ein andres Mädchen erblickte.

„Es ist mir lieb, daß du kommst, sagte Emilie; was hat dich denn so lange aufgehalten? Zünde mir doch sogleich ein Feuer an.“

„Meine Frau brauchte mich, Fräulein, sagte Annette verlegen; ich will gehn und Holz hohlen.“

„Nein, sagte Katherine, das ist meine Sache und verließ sogleich das Zimmer. Annette wollte ihr folgen, da sie aber zurückgerufen wurde, fing sie an, sehr laut zu sprechen und zu lachen und schien jedes Stillschweigen beynahe zu fürchten.“

Katherine kam bald mit Holz zurück, und als die erfreuliche Flamme nun wieder das Zimmer belebte, und Emilie mit Annette allein war, fragte sie, ob sie sich nach dem bewußten Umstande erkundigt hätte?

„Ja, Fräulein, sagte Annette, aber niemand weiß darum, und der alte Carlo, — ich beobachtete ihn sehr genau, denn man sagt, daß er manche wunderbare Dinge weiß, — machte ein Gesicht, daß ich nicht beschreiben kann, und fragte mich immer wieder und wieder, ob ich

auch gewiß wüßte, daß die Thüre nicht zugemacht gewesen sey. Hätte ich nur mit Ludovico sprechen können! Ludovico war der erste, der mir auch von dem Gemählde erzählte, das Sie gestern Abends sehn wollten, und —

Was für ein Gemählde sagte Emilie, welche wünschte, daß Annette sich deutlicher erklären möchte.

O das schreckliche Gemählde mit dem schwarzen Vorhang

„Du hast es also niemahls gesehn? sagte Emilie."

Wer? ich? Nein Fräulein wahrhaftig nicht. Aber diesen Morgen, fuhr Annette fort, indem sie ganz leise sprach, und sich rings im Zimmer umsah, diesen Morgen, als es heller Tag war, fiel mir ein, es zu besehn, da ich so seltsame Dinge davon gehört hatte, und ich kam auch wirklich bis an die Thüre, und würde sie aufgemacht haben, wenn sie nicht verschlossen gewesen wäre.

Emilie fürchtete nun, daß man ihren Besuch in dem Zimmer bemerkt hätte, da man gleich, nachdem sie fortgegangen war, die Thüre verschlossen zu haben schien, und fürchtete, daß sie sich dadurch Montonis Rache würde zugezogen haben. Sie hätte gern noch manche Fragen an Anneten gethan, allein sie fühlte, daß diese Unterhaltung für diese einsame Stunde zu schauderlich war, und zwang sich mit Annetten, deren einfältiges Gespräch sie der gänzlichen Stille und Einsamkeit doch noch verzog, von gleichgültigen Dingen zu reden.

So saßen sie bis es beynahe Mitternacht war, aber nicht ohne manche Winke von Annet-

ten, daß sie fortzugehn wünschte. Die Kohlen waren nun beynahe ausgebrannt, und Emilie hörte in einiger Entfernung das donnernde Krachen der Saalthüren, die für die Nacht zugemacht wurden. Sie schickte sich also zum Schlafengehn an, hätte aber Annetten gerne noch länger behalten: in diesem Augenblick erscholl die große Thorglocke: sie lauschten in furchtsamer Erwartung, und nach einer langen Pause tönte sie zum zweytenmahl — bald darauf hörten sie einen Wagen im Schloßhofe rasseln. Emilie sank beynahe leblos in ihrem Stuhl: es ist der Graf rief sie.

„Wie um diese Zeit in der Nacht! Nicht doch liebstes Fräulein. Aber mit alle dem ist doch jetzt ein sonderbare Zeit für Gäste zu kommen."

„O ich bitte dich, rief Emilie ängstlich; halte dich jetzt nicht mit Reden auf. Geh, geh und sieh wer da ist."

Annette ging aus dem Zimmer und nahm das Licht mit, so daß Emilie im Dunkeln zurück blieb. Noch vor wenig Augenblicken würde sie sich in dieser Dunkelheit gefürchtet haben; jetzt aber bemerkte sie es kaum. Sie lauschte in athemloser Erwartung und hörte Geräusch in der Ferne, allein Annette kam nicht wieder. Ihre Geduld ging zu Ende, und sie bemühte sich, ihren Weg nach dem Gange zu finden, allein es dauerte lange, ehe sie die Thüre des Zimmers erreichte, und als sie sie aufgemacht hatte, benahm ihr die Dunkelheit den Muth, weiter zu gehn. Man hörte jetzt Stimmen, und Emilie glaubte sogar, Morano und Montoni zu unterscheiden. Bald darauf näherten sich Fußtritte, ein Schimmer von Licht

strahlte durch die Dunkelheit, und Annette trat herein.

„Sie hatten wohl Recht, Fräulein, sagte sie, es ist der Graf.“

„Ist er es? rief Emilie“ —

„Um Gotteswillen liebstes Fräulein, erschrecken Sie doch nicht so sehr; wir werden bald mehr erfahren.“

„Das werden mir gewiß! sagte Emilie und eilte so schnell sie konnte, nach dem Fenster. Gib mir Luft, sagte sie, mir ist nicht wohl.“

Annette machte das Fenster auf und brachte Wasser. Emilie kam bald wieder zu sich selbst, bath aber Annetten sie noch nicht zu verlassen. Ihre Unruhe über die Absicht dieses nächtlichen Besuchs stieg so hoch, daß sie Anneten bath, in das Bedientenzimmer zu gehn, um wo möglich etwas von dem Aufenthalt des Grafen zu erfahren.

Annette war sehr bereitwillig dazu — allein wie soll ich den Weg finden, wenn Ich Ihnen das Licht lasse; setzte sie hinzu.“

Emilie versprach ihr zu leuchten und sie verließen sogleich das Zimmer. Als sie an die große Treppe gekommen waren, fiel Emilien ein, daß der Graf sie vielleicht sehn könnte, und um den großen Saal zu vermeiden, ließ sie sich von Annetten durch einige geheime Gänge nach einer schwarzen Winkeltreppe führen, die unmittelbar in das Bedientenzimmer führte.

Als Emilie in ihr Zimmer zurück ging, fürchtete sie, sich wieder in den Irrgängen des Schlosses zu verlieren und durch ein neues geheimnißvolles Schauspiel erschreckt zu werden. Die vielen Krümmungen setzten sie schon in Ver-

legenheit und sie fürchte beynahe eine der vielen Thüren, die sie vor sich sah, zu öffnen. Während sie in Gedanken vor sich hin ging, glaubte sie nicht weit von sich ein leises Stöhnen zu hören, und nachdem sie einen Augenblick still gestanden hatte, hörte sie es aufs neue und deutlich. Zur rechten Seite des Ganges waren verschiedene Thüren. Sie ging vorwärts und horchte. Als sie an die zweyte kam, hörte sie eine, wie es schien, klagende Stimme innerhalb. Sie scheute sich, die Thüre aufzumachen und blieb aussen stehn. Bald erfolgte ein krampfhaftes Schluchzen und dann brach es in die durchdringenden Töne eines vom Schmerzen zerrißnen Herzens aus. Emilie stand in tödtlicher Angst da und sah mit furchtsamer Erwartung durch die Dunkelheit hin. Die Klagen dauerten fort. Mitleid erhielt bald die Oberhand über den Schrecken; sie glaubte vielleicht dem Leidenden wenigstens durch Bezeugung ihres Mitleids Trost geben zu können, und legte die Hand an die Thüre. Bald glaubte sie, die Stimme zu erkennen, so sehr sie auch durch den Schmerz verändert schien. Nachdem sie die Lampe in dem Gange niedergesetzt hatte, öffnete sie leise die Thüre; es war alles dunkel; nur aus einem innern Zimmer fiel hie und da auf einige Stellen ein einzelnes Licht. Sie ging darauf zu, allein ehe sie es erreichte, fiel der Anblick von Madame Montoni ihr auf, die weinend, mit dem Schnupftuch in der Hand an ihrem Tische saß, und sie stand erschrocken still.

Neben dem Feuer saß jemand auf einem Stuhl, allein sie konnte nicht unterscheiden wer es war. Von Zeit zu Zeit sprach er, aber so leise, daß Emilie nichts verstehn konnte, nur

schien es ihr, als wenn Madame Montoni stärker weinte. Sie war mit ihrem eigenen Schmerz zu sehr beschäftigt, um Emilien zu bemerken, während diese, so sehr sie auch die Ursache ihres Schmerzes und wer der Fremde sey, der so spät in ihrem Zimmer Zutritt hatte, zu wissen wünschte, sich enthielt, ihr Leiden dadurch zu erhöhn, daß sie sie überraschte, oder die Gelegenheit benutzte, ein geheimes Gespräch zu belauschen. Sie schlich sich leise zurück, und fand nach einiger Schwierigkeit den Weg in ihr Zimmer wieder, wo ein näheres Interesses endlich die Theilnahme und Bekümmerniß verdrängte, die sie für Madame Montoni empfand.

Annette kam indessen ohne befriedigende Nachricht zurück, denn die Bedienten, bey denen sie sich erkundigt hatte, wußten entweder nichts von des Grafen Absicht bey diesem Besuche, oder wollten nichts davon wissen. Sie hatten nur von dem steilen, beschwerlichen Wege gesprochen, und sich gewundert, wie ihr Herr sich dieser Gefahr in stockfinsterer Nacht hätte aussetzen können, denn die Fackeln hätten zu nichts weiter gedient, als ihnen das Wüste und Kahle der Berge zu zeigen. Da Annette sah, daß sie nichts von ihnen erfahren konnte, hielt sie es für unnütz, sich länger aufzuhalten, und Emilie, die es unbarmherzig fand, sie noch länger von ihrem Schlafe abzuhalten, suchte ihre chimärische Furcht zu bekämpfen, und schickte sie endlich fort. Sie blieb nun über ihre eigene und Madame Montonis Lage nachdenkend, sitzen, bis ihr Auge von ohngefähr auf das Miniaturgemählde fiel, das sie nach ihres Vaters Tode zwischen den Papieren gefunden hatte, die er ihr zu vernichten auftrug. Es

lag offen unter einigen Zeichnungen vor ihr, mit welchen sie es einige Stunden zuvor aus einem Kästchen genommen hatte. Der Anblick dieses Gemähldes rief manche Betrachtungen in ihr hervor, allein der schwermüthig sanfte Ausdruck in diesem Gesicht stillte die Bewegung, zu der sie sich hingerissen fühlte. Es schien ihr, als wenn es einige Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater hätte, und diese Ähnlichkeit stieg, je länger sie es betrachtete. Plötzlich aber fielen ihr die Worte in dem Manuscript ein, das sie mit diesem Gemählde zugleich gesehn, und wobey sie so viel Schrecken und Zweifel empfunden hatte: Endlich riß sie sich aus der tiefen Träumerey, worin diese Erinnerung sie versenkt hatte, als sie aber aufstand um sich auszukleiden, kam das Stillschweigen und die Einsamkeit, der sie in dieser mitternächtlichen Stunde überlassen war.

Die Thüre neben der Winkeltreppe konnte ihr vielleicht mehr gegründete Ursache zu Besorgnissen geben, und ihre Furcht war so erfinderisch, daß sie sich einbildete, diese Treppe könnte einen geheimen Zusammenhang mit dem Zimmer haben, an das sie nicht ohne Schauder denken konnte. Sie beschloß, sich nicht auszukleiden, und legte sich, den treuen Hund ihres verstorbenen Vaters als eine Schutzwehr zu den Füßen ihres Bettes, nieder.

So sehr sie sich auch bemühte, alles Nachdenken zu verbannen, arbeitete doch ihre Fantasie so geschäftig über den Gegenständen, die sie erfüllten, daß die Schloßglocke zwey schlug, ehe sie die Augen schloß.

Sie wurde bald durch ein Geräusch, das in ihrem Zimmer zu entstehn schien, aus ihrem

unruhigen Schlummer geweckt; allein da gleich darauf alles wieder still war, beredete sie sich, es sey nur eine Einbildung gewesen, und legte den Kopf wieder aufs Kissen nieder.

Bald aber hörte sie das Geräusch aufs neue: es schien aus der Gegend nach der Treppe hin zu kommen, und sie erinnerte sich sogleich an den sonderbaren Umstand, daß die Thüre in der vergangnen Nacht durch eine unbekannte Hand war verriegelt worden. Das Herz sank ihr, sie richtete sich halb im Bette auf, schob leise den Vorhang zurück, und sah nach der Thüre der Winkeltreppe, allein die Lampe, die auf dem Kamin brannte, verbreitete ein so schwaches Licht durch das Zimmer, daß die fernen Stellen ganz im Schatten lagen. Indessen dauerte das Geräusch, das wie sie deutlich merkte, von der Thüre kam, fort. Es schien als ob verrostete Riegel aufgeschoben würden; oft war es still, und dann fing es wieder leiser an, als ob die Hand, von der es herrührte, durch die Furcht, entdeckt zu werden, zurückgehalten würde. Während Emilie ihre Augen starr auf die Stelle richtete, sah sie die Thüre bewegen und langsam aufmachen, und glaubte etwas hereinkommen zu sehn, allein die ausnehmende Dunkelheit verhinderte sie, die Gestalt zu unterscheiden. Halb ohnmächtig vor Schrecken hatte sie kaum soviel Gewalt über sich, einen lauten Schrey zurück zu halten; sie ließ den Vorhang aus der Hand fallen, und beobachtete stillschweigend die Bewegung der geheimnißvollen Gestalt. Sie schien durch die dunkeln Winkel des Zimmers hinzugleiten, stand dann still, und schien, wie sie dem Kamin näher kam, bey dem stärkern Lichte, einer menschlichen Figur zu gleichen. Gewisse Er-

innerungen drangen jetzt an ihr Herz, und überwältigten beynahe den schwachen Überrest ihrer Lebenskraft; doch betrachtete sie noch immer die Gestalt, die eine Zeitlang ohne Bewegung blieb, dann aber sich langsam näherte, und bey dem Bette still stand, wo eine kleine Öffnung zwischen den Vorhängen sie ihr noch immer sehn ließ, nur hatte Schrecken ihr alle Kraft zu unterscheiden sowohl als zu sprechen geraubt.

Nachdem die Gestalt einen Augenblick da gestanden hatte, zog sie sich nach dem Kamin zurück, nahm die Lampe auf, hielt sie einige Augenblicke in die Höhe, um das Zimmer zu besehn, und ging dann wieder nach dem Bette zu. In diesem Augenblick weckte das Licht den Hund, der zu Emiliens Füßen geschlafen hatte; er bellte laut, sprang auf die Erde, flog auf den Fremden zu, der mit gezogenem Schwert nach ihm schlug, auf das Bett zueilte, und Emilien — den Graf Morano sehn ließ.

Sie staunte ihn einen Augenblick in sprachlosem Schrecken an; er warf sich neben dem Bette auf die Knie, beschwur sie nichts zu fürchten und wollte ihre Hand ergreifen; allein die Kräfte, welche das Schrecken unterdrückt hatte, kehrten plötzlich zurück, und sie sprang in den Kleidern, welche anzubehalten ihr gewiß den Abend zuvor ein prophetischer Geist eingegeben hatte, aus dem Bette.

Morano stand auf, folgte ihr an die Thüre, durch die er herein gekommen war, und ergriff sie bey der Hand, ehe sie die Treppe erreichte; doch wurde sie bey dem Schimmer der Lampe, einen andern Mann auf der Hälfte derselben gewahr. Sie schrie jetzt laut, vor Verzweiflung,

denn sie glaubte sich von Montoni aufgegeben und sah in der That keine Möglichkeit zu entwischen.

„Der Graf, der sie noch bey der Hand hielt, führte sie ins Zimmer zurück."

„Warum dieses Schrecken, sagte er mit zitternder Stimme; hören Sie mich Emilie; ich komme nicht, Sie zu beunruhigen; nein bey Gott, ich liebe Sie zu sehr, zu sehr für meine Ruhe."

Emilie sah ihn einen Augenblick mit furchtsamen Zweifel an. — „So verlassen Sie mich, mein Herr, verlassen Sie mich auf der Stelle."

„Hören Sie mich Emilie, fuhr Morano fort; hören Sie mich! ich liebe und bin in Verzweiflung — ja in Verzweiflung! Wie kann ich Sie ansehn und wissen, daß es vielleicht das letztemahl ist ohne allen Schmerz der Verzweiflung zu fühlen. Aber es soll nicht so seyn; Sie sollen mein werden, trotz Montoni und aller seiner Niederträchtigkeit."

Trotz Montoni? rief Emilie voll Erstaunen — höre ich recht —

„Sie hören, daß Montoni ein Nichtswürdiger ist, rief Morano heftig; ein Nichtswürdiger der Sie meiner Liebe verkaufen wollte, der —

„Und verdient der, welcher mich kaufen wollte, einen bessern Nahmen? sagte Emilie, indem sie einen Blick ruhiger Verachtung auf den Grafen warf. Verlassen Sie sogleich das Zimmer, fuhr sie mit einer zwischen Furcht und Freude zitternden Stimme fort, sonst werde ich das Haus herbey rufen und Sie werden dann von Montonis Rache erhalten, was ich vergebens von seinem Mitleid erfleht habe. —

„Von seinem Mitleid werden Sie nie etwas hoffen können, sagte Morano, er hat mir schändlich mitgespielt und meine Rache soll ihn verfolgen. Und was Sie betrift, Emilie, für Sie hat er ohne Zweifel einträglichere Pläne."

Der Schimmer von Hoffnung, den des Grafen erste Reden erweckt hatten wurde durch diese letzten Worte wieder erstickt. Ihr Gesicht verrieth, was in ihrer Seele vorging, und der Graf suchte sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen.

Ich verliere nur Zeit, sagte er; ich kam nicht, um gegen Montoni meinen Unwillen auszulassen: ich kam, um Emilien zu bitten, zu flehn — um ihr alles zu sagen, was ich leide, um sie anzuflehn, mich von der Verzweiflung, und sich selbst vom Untergange zu retten. Glauben Sie mir Emilie, Montoni ist unergründlich in seinen Plänen, aber er ist fürchterlich: er kennt keine Grundsätze, wenn sein Eigennutz oder sein Ehrgeitz ins Spiel kommt. Kann ich Sie lieben, und Sie seiner Macht überlassen! fliehen Sie, o fliehen Sie aus diesem finstern Kerker mit einem Manne, der Sie anbethet. Ich habe den Bedienten im Schlosse bestochen, mir die Thore zu öffnen, und morgen ehe der Tag anbricht, sollen Sie nicht fern von Venedig mehr seyn.

Emilie, überwältigt von dem plötzlichen Stoß, den sie in dem Augenblick erlitten hatte, wo sie auf bessere Tage zu hoffen anfing, glaubte jetzt rings um sie her Verderben zu sehn. Unvermögend zu antworten, ja nur zu danken, warf sie sich bleich und athemlos in einen Stuhl. Daß Montoni sie ehemahls an Morano verkauft hatte, war sehr wahrscheinlich; daß er jetzt seine Ein-

willigung in diese Heirath zurückgenommen hatte, erhellte aus des Grafen jetzigem Betragen, und es war wohl gewiß genug, daß nur ein seinem Eigennutze noch mehr entsprechender Plan ihn bewegen konnte, denjenigen aufzugeben, den er bisher so hartnäckig verfolgt hatte. Diese Betrachtungen machten sie über Moranos Winke, an deren Wahrheit sie nicht länger zweifeln konnte, zittern, und wenn sie vor den neuen Auftritten des Leidens und der Tyranney, die im Schlosse Udolpho auf sie warten konnten, zurückbebte, mußte sie zugleich einsehn, daß sie ihnen nur einzig dadurch entgehn konnte, wenn sie sich dem Schutze eines Mannes unterwarf, bey dem sie noch gewissere, und nicht minder schreckliche Übel voraus sah; Übel, bey denen sie keinen Augenblick verweilen mochte.

Ihr Schweigen, wiewohl es das Schweigen der Verzweiflung war, belebte Moranos Hoffnungen, er sah sie mit ungeduldigem Verlangen an, ergriff ihre wiederstrebende Hand, drückte sie an sein Herz und beschwur sie aufs neue, sich ohne Verzug zu bestimmen. Mit jedem Augenblicke, den wir zögern, sagte er, wird unsre Abreise gefährlicher; diese wenigen verlornen Augenblicke können machen, daß Montoni uns einhohlt.

Ich bitte Sie, mein Herr, schweigen Sie still, sagte Emilie schwach: ich fühle mich in der That sehr unglücklich, und unglücklich muß ich auf allen Fall bleiben. Überlassen Sie mich, ich verlange es durchaus, überlassen Sie mich meinem Schicksale.

Nimmermehr! rief der Graf mit Heftigkeit. Erst müßte ich selbst umkommen! Aber verzeihn Sie mir; der Gedanke, Sie zu verlieren, ist

Wahnsinn! Montonis Charakter kann Ihnen nicht unbekannt seyn; vielleicht aber sind es Ihnen seine Absichten — wäre das nicht, so würden Sie nicht länger anstehn, zwischen meiner Liebe und seiner Macht zu wählen.

„Auch stehe ich nicht an, sagte Emilie."

„So lassen Sie uns gehn, sagte Morano, indem er ihr feurig die Hand küßte und aufstand. Mein Wagen wartet hinter dem Schlosse."

„Sie verstehn mich unrecht, sagte Emilie. Erlauben Sie mir, Ihnen für den Antheil, den Sie an meiner Wohlfahrt nehmen, zu danken, und nach meiner eignen Wahl zu entscheiden. Ich werde unter dem Schutze des Signor Montoni bleiben."

„Unter seinem Schutze, rief Morano stolz. Sein Schutz! Emilie, warum wollen Sie sich so täuschen lassen? Ich habe Ihnen schon gesagt, was Sie von seinem Schutze erwarten können!"

„Verzeihn Sie mir, mein Herr, wenn ich in diesem Falle einen Zweifel in bloße Behauptungen setzte, und lieber etwas verlange, das einem Beweise ähnlich sieht."

„Ich habe weder Zeit noch Mittel, Beweise herbeyzuschaffen, sagte der Graf."

„Und wenn Sie es auch hätten, so habe ich noch weniger Lust, sie zu hören."

„Aber Sie spielen mit meiner Geduld und mit meinem Schmerz, fuhr Morano fort. Ist eine Verbindung mit einem Manne, der Sie anbethet, so schrecklich in Ihren Augen, daß Sie sie allem Elende vorziehn möchten, wozu Montoni Sie in diesem entfernten Kerker verdammen kann? Irgend ein Elender muß diese Neigung geraubt haben, die mir gehören sollte, sonst könn-

ten Sie nicht so hartnäckig einen Antrag ausschlagen, der Sie vor aller Tyranney schützen müßte."

„Diese Rede, Graf Morano, beweist hinlänglich, daß meine Liebe Ihnen auf keine Weise gebührt, sagte Emilie sanft, so wie dieß Betragen beweist, daß ich auf keine Weise vor Tyranney gesichert seyn würde, so lange ich in Ihrer Macht bliebe. Wenn Sie wünschen, daß ich anders denken soll, so hören Sie auf, mich länger durch Ihre Gegenwart zu quälen. Wenn Sie es mir verweigern, so werden Sie mich zwingen, Sie der Ahndung des Signor Montoni auszusetzen."

„Ja lassen Sie ihn kommen, rief Morano wüthend, und meiner Ahndung trotzen. Lassen Sie ihn sich erdreisten, dem Manne, den er so ungescheut beleidigt hat, noch einmahl ins Gesicht zu sehn; die Gefahr soll ihm Moral, und die Rache Gerechtigkeit lehren. Lassen Sie ihn kommen und mein Schwert in seinem Herzen fühlen."

Die Heftigkeit, womit er dieß sagte, gab Emilien neuen Stoff zur Unruhe: sie stand von ihrem Stuhle auf; allein ihr zitternder Körper weigerte sich, sie zu tragen, und sie setzte sich wieder auf ihren Stuhl nieder. — Die Worte erstarben auf ihren Lippen, und sie sah nur zu gut, wenn sie einen Blick auf die verschloßne Thüre warf, daß es ihr unmöglich seyn würde, das Zimmer zu verlassen, ohne daß Morano ihre Absicht merkte und hinderte.

Ohne zu bemerken, was in ihr vorging, schritt er in äusserster Bewegung im Zimmer auf und ab.

„Graf Morano, sagte Emilie, die endlich

die Sprache wieder gewann, stillen Sie, ich beschwöre Sie, diese Heftigkeit, und hören Sie auf die Vernunft, wenn Sie auf Mitleid nicht hören wollen. Sie haben Ihre Liebe eben so unrecht angewandt, als Ihren Haß. Ich hätte niemahls die Neigung, womit Sie mich beehrt haben, erwiedern können, und habe gewiß sie niemahls aufgemuntert: eben so wenig hat Signor Montoni Sie beleidigt, denn Sie mußten wissen, daß er kein Recht hatte, über meine Hand zu bestimmen, wenn er auch ja die Macht dazu besessen hätte. Verlassen Sie also das Schloß, so lange Sie es noch mit Sicherheit können. Ersparen Sie sich die schrecklichen Folgen einer ungerechten Rache und den Vorwurf, mir diese Augenblicke des Leidens verlängert zu haben."

Sind Sie für meine oder für Montonis Sicherheit so sehr besorgt? sagte Morano kalt, indem er sie mit einem scharfen Blicke ansah.

„Für beyde," erwiederte Emilie zitternd.

„Ungerechte Rache! rief der Graf, der in die abgebrochnen Töne der Leidenschaft zurück fiel. Wer kann dieß Gesicht ansehn, und irgend eine Strafe groß genug für die Beleidigung glauben, die er mir zufügen wollte. Ja, ich will das Schloß verlassen, aber nicht allein. Ich habe schon zu lange getändelt. Da meine Bitten und mein Leiden nichts über Sie vermögen, so soll es die Gewalt. Unten warten Leute, um Sie nach meinem Wagen zu bringen. Schreyen wird Ihnen nichts helfen: denn man kann Sie aus diesem entlegnen Theile des Schlosses nicht hören; lassen Sie sich also gutwillig gefallen mit mir zu gehn."

Diese Erinnerung war für den Augenblick

überflüssig: Emilie wußte zu gut, daß Schreyen ihr zu nichts helfen konnte, und Schrecken hatte ihre Gedanken so gänzlich verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie Morano sagen sollte, sondern stumm und zitternd in ihrem Stuhle sitzen blieb, bis er näher kam, um sie heraus zu heben. Sie richtete sich nun plötzlich auf und sagte mit einer zurückweisenden Bewegung, und einem gezwungenen heitern Gesichte: Graf Morano, ich bin jetzt in Ihrer Gewalt, allein Sie müssen selbst fühlen, daß dieses Betragen Ihnen unmöglich die Achtung verschaffen kann, die Sie so sehr zu wünschen scheinen, und daß Sie sich in dem Elende einer Freundlosen Waise eine Last von Gewissensbissen bereiten, die Sie nie wieder los werden können. Ist Ihr Herz in der That so verhärtet, daß Sie ohne Gefühl die Qual ansehn können, zu der Sie mich verdammen wollen?"

Das Bellen des Hunds, der jetzt wieder aus dem Bette hervorkam, unterbrach Emilien, Morano sah nach der Thüre und als er niemand erblickte, rief er laut: Cesario!

„Emilie, sagte der Graf, warum wollen Sie mich zu diesem Betragen zwingen? Wie weit lieber möchte ich Sie überreden, als zwingen, die meinige zu werden: aber bey Gott, ich will Sie nicht von Montoni verkaufen lassen. Allein ein Gedanke, der Wahnsinn mit sich führt, blitzt mir durch die Seele; ich weiß nicht, wie ich ihn ausdrücken soll. Es ist entsetzlich — nein es kann nicht seyn — aber Sie zittern — Sie werden blaß — ja es ist, es ist so — Sie — Sie lieben Montoni!" rief der Graf, indem er Emiliens

Arm ergriff und mit den Füßen auf die Erden stampfte.

Eine unwillkührliche Verwunderung blickte aus ihrem Gesichte. „Wenn Sie das wirklich geglaubt haben, sagte sie, so glauben Sie es immerhin.“

„Dieser Blick, diese Worte bestätigen es, rief Morano wüthend. Nein, nein! Montoni hat eine reichere Beute vor Augen als Gold. Aber er soll nicht leben, um über mich zu triumphiren. Diesen Augenblick“ — das laute Bellen des Hundes unterbrach ihn —

Bleiben Sie, Graf Morano, sagte Emilie, durch seine Worte, und durch die Wuth, die aus seinen Augen blitzte, erschreckt. Ich will Sie aus diesem Irrthum reissen. Unter allen Männern auf der Welt ist Montoni gewiß am wenigsten gemacht, Ihr Nebenbuhler zu seyn; aber dennoch werde ich, wenn alle andere Mittel, mich zu retten, vergebens sind, versuchen, ob meine Stimme nicht seine Bedienten mir zu Hülfe rufen kann.

„In einem solchen Augenblick, erwiederte Morano, ist auf eine wörtliche Versicherung nicht zu bauen. Wie konnte ich nur einen Augenblick zweifeln, daß er Sie sehn und nicht lieben könnte! Aber meine erste Sorge muß jetzt seyn, Sie aus dem Schlosse zu bringen. Cesario! he Cesario!“

Eine Mannsgestalt erschien jetzt an der Thüre, und man hörte noch jemand heraufkommen. Emilie that einen lauten Schrey, als Morano sie durch das Zimmer schleppte, und in demselben Augenblicke hörte sie ein Geräusch an der Thüre, die auf den Gang stieß. Der Graf stand

einen Augenblick still, als wenn seine Seele zwischen Liebe und dem Verlangen nach Rache schwankte, und in demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und Montoni, von dem alten Verwalter und verschiedenen andern Personen begleitet, drang herein.

„Zieh! rief Montoni dem Grafen zu, der sich dieß nicht zum zweytenmahle sagen ließ, sondern sich stolz umdrehte, indem er die Sorge für Emilien den Leuten übertrug, die sich auf der andern Seite sehn ließen.

„Dieß in dein Herz, Elender," sagte er, und stieß mit dem Degen nach Montoni, der den Stoß abwehrte, und einen andern nach ihm führte, während einige von den Leuten, die ihm ins Zimmer gefolgt waren, sich bemühten, die Streitenden auseinander zu bringen, und andre Emilien aus den Händen von Moranos Bedienten befreyten.

„Mußte ich Sie deswegen unter meinem Dache aufnehmen, Graf Morano? sagte Montoni in einem kalten spöttischen Tone; erlaubte ich Ihnen deswegen, ohngeachtet Sie mein erklärter Feind waren, die Nacht unter demselben zuzubringen. Mußten Sie meine Gastfreyheit mit der Verrätherey eines Feindes bezahlen, und mir meine Nichte rauben?"

„Wer spricht von Verrätherey? sagte Morano mit unverhaltner Heftigkeit. Er wage es, mir mit dem Bewußtseyn der Unschuld ins Gesicht zu sehn. Montoni, Sie sind ein Nichtswürdiger. Wenn Verrätherey hier im Spiel war, so sehn Sie sich selbst als den Urheber davon an. Wenn — sage ich das wirklich? ich, den Sie mit so beyspielloser Niederträchtigkeit behandel-

ten? den Sie schwerer, als Sie je wieder gut zu machen vermögen, beleidigten? Aber warum verschwende ich Worte? Komm, Feiger, und empfange deinen gerechten Lohn von meinen Händen."

„Feiger! rief Montoni, riß sich von den Leuten los, die ihn hielten, und drang auf den Grafen ein. Beyde zogen sich jetzt auf den Corridor zurück, wo sie mit solcher Heftigkeit fochten, daß keiner von den Zuschauern sich ihnen zu nähern wagte. Montoni schwur, daß der erste, der sich zwischen sie legte, von seiner Hand fallen sollte.

Eifersucht und Rache liehen Morano alle ihre Wuth, während Montonis höhere Kunst und Kaltblütigkeit ihn in Stand setzte, seinen Nebenbuhler zu verwunden. Des Grafen Bedienten wollten ihn jetzt ergreiffen, allein er ließ sich nicht zurückhalten und fuhr ohngeachtet seiner Wunde zu fechten fort. Er schien weder Schmerz noch Blutverlust zu fühlen, und nur für die Wuth seiner Leidenschaften empfänglich zu seyn. Montoni hingegen setzte mit stolzer aber doch vorsichtiger Tapferkeit das Gefecht fort. Die Spitze von Moranos Degen streifte ihm den Arm, allein in demselben Augenblicke sah er sich von Montoni schwer verwundet und entwaffnet. Er sank in die Arme seiner Bedienten zurück, während Montoni seinen Degen über ihm hielt, und ihm befahl, um sein Leben zu bitten. Morano, der unter dem Schmerz seiner Wunde erlag, hatte kaum durch eine Bewegung mit der Hand, und durch wenige, schwach ausgesprochne Worte erwiedert, daß er es nicht würde, als er in Ohnmacht sank. Montoni war in Begriff, ihm, wie er ohne Bewußtseyn da

lag, das Schwert in die Brust zu stoßen, allein Cavigni hielt ihm den Arm. Er ließ sich ohne viele Mühe zurückhalten, allein seine Gesichtsfarbe verdunkelte sich beynahe bis zum Schwarzen, als er seinen gefallnen Gegner ansah, und er befahl, ihn sogleich aus dem Schlosse zu tragen.

Emilie, die man während des Zweykampfs verhindert hatte, aus dem Zimmer zu gehn, kam jetzt in den Gang, und führte die Sache der Menschlichkeit, mit den Gefühlen des wärmsten Wohlwollens, indem sie Montoni bath, dem Grafen die Hülfe, welche sein Zustand erfoderte, im Schlosse zu gewähren. Allein Montoni, der selten auf Mitleid gehört hatte, schien jetzt nach Rache zu dürsten, und befahl aufs neue mit der Grausamkeit eines Unthiers, seinen niedergeworfnen Feind aus dem Schlosse zu bringen, obgleich kein andrer Aufenthalt als die Wälder, oder vielleicht eine einsame Hütte vorhanden war, um ihm Schutz für die Nacht zu geben.

Da des Grafen Bedienten erklärt hatten, daß sie ihn nicht von der Stelle bringen würden, bis er wieder aufgelebt sey, stand Montoni unthätig da, Cavigni machte ihm Vorstellungen und Emilie, über seine Drohungen erhaben, gab Morano Wasser und hieß die Umstehenden seine Wunde verbinden. Montoni hatte endlich Zeit, den Schmerz seiner eignen Wunde zu fühlen, und zog sich zurück, um sie zu untersuchen.

Der Graf hatte sich indessen langsam erhohlt und der erste Gegenstand, den er sah, als er die Augen aufschlug, war Emilie, die sich mit einem Gesichte, das die äusserste Bekümmerniß aus-

drückte, über ihn neigte. Er betrachtete sie mit einem Blicke des Schmerzes.

„Ich habe dieß verdient, sagte er, aber nicht von Montoni. Von Ihnen Emilie habe ich Strafe verdient, und erhalte nun Mitleid.

Er hielt inne, denn die Sprache wurde ihm schwer. Nach einem Augenblick fuhr er fort. „Ich muß Sie aufgeben, aber nicht an Montoni. Vergeben Sie mir die Leiden, die ich schon über Sie gebracht habe; allein jenes Elenden Niederträchtigkeit soll nicht ungestraft bleiben. Bringt mich von diesem Orte, sagte er zu seinen Bedienten. Ich bin jetzt nicht im Stande zu reisen; ihr müßt mich also in die nächste Hütte bringen, denn unter seinem Dache will ich die Nacht nicht zubringen, sollte ich auch unterwegens umkommen."

Cesario schlug vor, daß er vorausgehn und sich nach einer Hütte erkundigen wollte, ehe er seinen Herrn fortzubringen versuchte; allein Morano wollte durchaus fort; der Schmerz seiner Seele schien größer zu seyn; als der seiner Wunde, und er verwarf mit Verachtung Cavignis Erbiethen, daß er Montoni ersuchen wollte, ihn die Nacht im Schloße zu behalten. Cesario wollte nun den Wagen vor das große Thor fahren lassen, allein der Graf verboth es ihm. „Ich kann das Stoßen des Wagens nicht aushalten, sagte er; ruf noch einige von meinen Leuten herbey, daß sie mich forttragen helfen."

Endlich aber ließ er sich doch zureden, und gab zu, daß Cesario vorausgehn, und eine Hütte zu seinem Empfang einrichten sollte. Emilie wollte nunmehr, da er seine Sinne wieder erlangt hatte, sich fortbegeben, als Montoni ihr den Befehl dazu schickte, und zugleich sagen ließ,

daß der Graf, wenn er noch da wäre, sich unverzüglich fortmachen sollte. Unwillen flammte aus Moranos Augen.

„Sagt Montoni, hub er an, daß ich gehn werde, sobald es meiner Bequemlichkeit gemäß ist; daß ich das Schloß, welches er sein zu nennen wagt, verlasse, wie die Höhle einer Schlange, und daß dieß nicht das letzte ist, was er von mir hören soll. Sagt ihm, ich werde nicht noch einen Mord auf seiner Seele lassen, wenn ich umhin kann."

„Graf Morano, wissen Sie auch was Sie sagen, erwiederte Cavigni."

„Ja, Signor, ich weiß recht gut, was ich sage, und er wird recht gut verstehn, was ich meine. Sein Gewissen wird dießmahl seinem Verstande zu Hülfe kommen."

„Graf Morano, sagte Verezzi, der ihn bisher stillschweigend beobachtet hatte, wagen Sie es noch einmahl, meinen Freund zu lästern, so werde ich Ihnen diesen Degen in den Leib stoßen."

„Diese Handlung wäre des Freundes eines Niederträchtigen würdig!" sagte Morano, den die Heftigkeit seines Unwillens in Stand setzte, sich aus den Armen seiner Bedienten aufzurichten; allein diese Kraft dauerte nur einen Augenblick, und er sank, von der Anstrengung ermüdet, wieder zurück. Montonis Leute hielten indessen Verezzi, der geneigt schien, in diesem Augenblicke selbst, seine Drohung auszuführen, und Cavigni, der nicht so herabgesunken war, Verezzis feige Bosheit zu unterstützen, suchte ihn fortzuschaffen. Emilie, die nur durch mitleidige Theilnahme so lange hier zurückgehalten ward, wollte

jetzt in neuem Schrecken fortgehn, als Moranos flehende Stimme sie zurück hielt, der sie durch eine schwache Bewegung näher zu kommen bath. Sie kam mit furchtsamen Schritten herbey, allein die ohnmächtige Schwäche seines Gesichts erweckte aufs neue ihr Mitleid, und überwältigte ihr Entsetzen.

„Ich gehe auf immer von hier, sagte er; vielleicht werde ich Sie nie wieder sehn. Ich möchte gern Ihre Vergebung Emilie, ja noch mehr, Ihre gute Wünsche mit mir nehmen."

„So empfangen Sie denn meine Vergebung, sagte Emilie, und meine aufrichtigsten Wünsche für ihre Genesung."

Und nur für meine Genesung? sagte Morano mit einem Seufzer?

„Für Ihr allgemeines Wohl, setzte Emilie hinzu."

„Vielleicht sollte ich damit zufrieden seyn, fuhr er fort; gewiß habe ich nicht mehr verdient; aber ich möchte Sie bitten Emilie, zuweilen an mich zu denken, und meine Beleidigung vergessend, sich nur der Leidenschaft, welche sie veranlaßte, zu erinnern. Ach! ich möchte sie um das Unmögliche bitten. Sie bitten — mich zu lieben. In diesem Augenblicke, wo ich im Begriff stehe, von Ihnen zu scheiden, und vielleicht auf immer, bin ich kaum meiner selbst mächtig, Emilie, mögen Sie nie die Qual einer Leidenschaft, wie die meinige, kennen lernen! Was sage ich, o daß Sie für mich einer solchen Leidenschaft empfänglich wären."

Emilie verlangte mit Ungeduld fortzukommen. „Ich bitte Sie inständigst, Graf, auf Ihre eigene Sicherheit zu denken, sagte sie, und

hier nicht länger zu verweilen. Ich zittre vor den Folgen von Verezzis Zorn und von Montonis Rache, wenn er erführe, daß Sie noch hier sind.“

Eine fliegende Röthe überzog Moranos Gesicht; seine Augen funkelten, allein er bemühte sich, seine Bewegung zu unterdrücken, und sagte mit ruhiger Stimme: da Sie an meinem Wohl Antheil zu nehmen sich würdigen, so will ich auch darauf bedacht seyn, und mich fortbegeben. Aber lassen Sie mich, ehe ich gehe, noch einmahl hören, daß Sie mir Gutes wünschen, sagte er, und heftete einen ernsten, traurigen Blick auf sie.

Emilie wiederhohlte ihre Versicherungen. Er nahm ihre Hand, die sie kaum zurück zu ziehen wagte, und drückte sie an seine Lippen.

„Leben Sie wohl! Graf Morano, sagte Emilie, und wollte gehn, als eine zweyte Bothschaft von Montoni anlangte; sie beschwor nun aufs neue den Grafen, wenn ihm sein Leben lieb wäre, das Schloß unverzüglich zu verlassen. Er sah sie schweigend, mit einem Blick starrer Verzweiflung an, allein sie hatte nicht Zeit, ihre mitleidigen Bitten noch nachdrücklicher zu wiederhohlen, und da sie nicht wagte, Montonis zweyter Aufforderung nicht zu gehorsamen, verließ sie den Corridor, um zu ihm zu gehn.

Er lag auf einem Ruhebette in dem Sprachzimmer am großen Saal, und litt an seiner Wunde einen Schmerz, den wenig Menschen, so wie er, würden haben verbergen können. Sein finstres, aber ruhiges Gesicht, drückte die düstre Leidenschaft der Rache, aber keine Spur von Schmerz aus; er hatte in der That den körperlichen Schmerz von jeher verachtet, und nur den starken, schrecklichen Erschütterungen der Seele Raum gegeben.

Der alte Carlo und Signor Bertolini befanden sich bey ihm; Madame Montoni aber war nicht gegenwärtig.

Emilie zitterte, als sie sich ihm näherte, und einen scharfen Verweis erhielt, seiner ersten Aufforderung nicht gehorcht zu haben. Sie wurde gewahr, daß er ihr Bleiben einem Bewegungsgrunde zuschrieb, der nie in ihre arglose Seele gekommen war.

„Dieß ist ein Beweis von weiblichen Eigensinn, den ich hätte voraussehn können, sagte er: Graf Morano, dessen Bewerbung Sie hartnäckig abwiesen, so lange ich sie gut hieß, besitzt, wie es scheint, jetzt seitdem ich ihn zurückgewiesen habe, Ihre Gunst.

Emilie sah ihn voll Erstaunen an. Ich begreiffe Sie in der That nicht, sagte sie. Sie können doch unmöglich zu verstehn geben wollen, daß der Graf seinen Plan, in mein Zimmer zu kommen, auf meine vorhergegangne Einwilligung gegründet hätte."

„Darauf lasse ich mich gar nicht ein, versetzte Montoni, aber es müßte gewiß eine mehr als gewöhnliche Theilnahme seyn, die Sie zu seiner so warmen Vorsprecherinn machte, und Sie so lange, trotz meinem ausdrücklichen Befehl, in seiner Gegenwart hielt — in der Gesellschaft eines Mannes, den Sie bisher bey allen Gelegenheiten so ängstlich vermieden haben!"

„Ich fürchte allerdings, Signor, daß es eine mehr als gewöhnliche Theilnahme war, denn seit kurzem habe ich Ursache gefunden die Gefühle der Menschlichkeit für eine ungewöhnliche Erscheinung zu halten; allein wie war es möglich, den

kläg-

kläglichen Zustand des Grafen anzusehn, ohne den Wunsch zu fühlen, ihm zu helfen."

Sie gesellen Heucheley zu Eigensinn, sagte Montoni finster, und einen Versuch zu spotten, zu beyden; allein ehe Sie sich herausnehmen, andern Personen moralische Vorschriften zu geben, sollten Sie zuvor die Tugenden ausüben lernen, die einem Weibe nie fehlen dürfen: Aufrichtigkeit, Einförmigkeit des Betragens und Gehorsam.

Emilie erschrack bey diesen Worten! doch schwellte sogleich das Bewußtseyn, Lob und nicht Tadel zu verdienen, ihr Herz, und sie schwieg in stolzem Selbstgefühl. Er wandte sich zu einem Bedienten, der eben hereintrat, und fragte, ob Morano das Schloß verlassen hätte. Der Bediente antwortete, daß seine Leute eben im Begriff wären, ihn auf einer Tragbahre in eine benachbarte Hütte zu bringen. Diese Nachricht schien Montoni einigermaßen zu besänftigen, und als kurz darauf Ludovico erschien und ihm ankündigte, daß Morano fort wäre, sagte er Emilien, daß sie sich wieder in ihr Zimmer begeben könnte.

Sie war sehr geneigt, sich von ihm zu entfernen, allein der Gedanke, den Überrest der Nacht in einem Zimmer zuzubringen, in welches jeder Fremde durch die Thüre nach der Winkeltreppe hereinkommen konnte, beunruhigte sie jetzt mehr als je, und sie nahm sich vor, bey Madame Montoni anzusprechen und sie zu bitten, daß sie Annetten erlauben möchte, bey ihr zu bleiben.

Sie fand ihrer Tante Zimmer verschlossen, doch wurde es auf ihr Klopfen sogleich von Madame Montoni selbst geöffnet.

Sie erhielt die Erlaubniß, Annetten in ihrem Zimmer schlafen zu lassen, und begab sich unverzüglich dahin.

So wie sie ihr Zimmer erreichte, nahm sie sich vor, da die Thüre nach der Winkeltreppe offen geblieben war, und sie Annetten bey sich hatte, unverzüglich zu untersuchen, wohin sie führte, ein Umstand, der für ihre eigne Sicherheit jetzt sehr wichtig war. Annette schlug halb neugierig und halb furchtsam vor, die Treppe herunter zu gehn; als sie sich aber der Thüre näherten, wurden sie gewahr, daß sie bereits von aussen befestigt war, und ließen es sich nunmehr bloß angelegen seyn, sie auch von innen zu befestigen, und mit allem schweren Geräth zu verrammeln, was sie nur im Zimmer aufbringen konnten. Emilie legte sich darauf zu Bette und Annette blieb auf einem Stuhle am Kamin sitzen, wo noch einige schwache Funken glimmten.

Siebentes Kapitel.

Wir müssen jetzt einige Umstände nachhohlen, womit wir die Erzählung von Emiliens schneller Abreise von Venedig und von den Ereignissen, die so schnell auf ihre Ankunft im Schlosse folgten, nicht wohl unterbrechen konnten.

Am Morgen ihrer Abreise war der Graf um die bestimmte Stunde in Montonis Haus gekommen, um seine Braut zu fodern. Bey seinem Eintritt fiel ihm die Stille und Einsamkeit im

Vorzimmer auf, wo sich Montonis Bedienten gewöhnlich aufzuhalten pflegten; allein seine Verwunderung verwandelte sich bald in Erstaunen, und sein Erstaunen in die Wuth getäuschter Hoffnung, als ein altes Weib die Thüre öffnete, und seinen Leuten sagte, daß ihr Herr und seine Familie Venedig des Morgens in aller Frühe verlassen hätte. Er traute kaum seinen Ohren und sprang aus der Gondel, um selbst weiter zu fragen. Die alte Frau, die einzige Person, der die Sorge für das Haus übertragen war, blieb auf ihrer Aussage, von deren Wahrheit die leeren Zimmer ihn bald überzeugten. Er fiel nun mit drohender Geberde, als wollte er alle seine Rache an ihr auslassen, über sie her, und that ihr zwanzig Fragen in einem Athem, und zwar mit so wüthender Stimme, daß sie alle Kraft zu antworten verlor; dann ließ er sie plötzlich los, stampfte wie ein toller Mensch mit den Füßen und verwünschte Montoni und seine eigne Thorheit.

Als die gute Frau sich wieder in Freyheit sah, und sich einigermaßen von ihrem Schrecken erhohlt hatte, erzählte sie ihm alles, was sie von der Sache wußte, welches freylich sehr wenig, aber doch genug war, um Morano zu überzeugen, daß Montoni nach seinem Schlosse in den Appeninischen Gebürgen gegangen seyn müsse. Er folgte ihm dahin, sobald seine Leute die nöthigen Anstalten zur Reise getroffen hatten, von einem Freunde und von einer hinlänglichen Anzahl Bedienten begleitet, mit dem festen Vorsatze, Emilien zu bekommen, oder volle Rache an Montoni zu nehmen. Als er sich von dem ersten Anfall der Wuth erhohlt und seine Gedanken gesammlet hatte, erinnerte ihn sein Gewissen an

einige Umstände, die Montonis Betragen einigermaßen erklärten, nur konnte er nicht errathen, auf welche Art Montoni dahin gekommen war, eine Absicht zu argwöhnen, die wie er glaubte, niemand auffer ihm wissen konnte. Allein der sympathetische Scharfsinn, der so zu sagen, zwischen schlechten Seelen herrscht, und den einen wissen lehrt, was der andre in ähnlichen Fällen thun wird, hatte ihn dießmahl verrathen. Montoni hatte jetzt unbezweifelte Beweise von der Wahrheit erhalten, die er lange argwöhnte, daß Moranos Umstände, nicht so vortheilhaft waren, als er ihn wollte glauben machen, sondern daß er vielmehr tief in Schulden steckte. Montoni hatte sich bloß aus eigennützigen Rücksichten des Stolzes und Geitzes für ihn verwandt; den erstern hoffte er durch Emiliens Verbindung mit einem venetianischen Edelmann, den letztern durch Emiliens Guth in Gasconien zu befriedigen, das ihm zum Lohn für seine Begünstigung vom Tage der Heirath an ausgeliefert werden sollte. Indessen hatte er Gelegenheit genug gehabt, üble Folgen von des Grafen unbegrenzter Verschwendung zu fürchten; allein erst am Abend vor der bestimmten Hochzeit erfuhr er mit Gewißheit, in wie sehr schlechten Umständen er sey. Er fand es nun sehr wahrscheinlich, daß Morano ihn um Emiliens Guth zu betrügen dächte und wurde in dieser Vermuthung mit anscheinendem Rechte durch das Betragen des Grafen bestärkt, der sich am Abend, wo er die Schrift zu unterzeichnen versprochen hatte, nicht einfand. Dieses Ausbleiben hätte sich zwar bey einem so leichtsinnigen Manne, als Morano, und zu einer Zeit, wo seine Seele mit dem Gedanken an seine nahe Hochzeit so sehr be-

schäftigt war, wohl entschuldigen lassen; allein Montoni stand nicht einen Augenblick an, es auf seine eigne Art zu erklären, und nachdem er einige Stunden vergebens auf des Grafen Ankunft gewartet hatte, gab er seinen Leuten Befehl, sich auf einen Wink zur Abreise bereit zu halten. Er reiste nach Udolpho, um sowohl Emilien vor Morano in Sicherheit zu bringen, als auch um die Sache abzubrechen, ohne sich in unnütze Erörterungen einzulassen; und wenn der Graf eine, wie er es nannte, ehrenvolle Absicht hätte, so zweifelte er nicht, daß er Emilien folgen und die Schrift unterzeichnen würde. Wenn er nur dieß erreichte, so lag ihm übrigens ihr Wohl so wenig am Herzen, daß er sich nicht bedacht haben würde, sie einem Manne von schlechten Glücksumständen aufzuopfern, wenn er nur sich selbst dadurch bereichern konnte, und er enthielt sich, der Absicht seiner plötzlichen Reise gegen sie zu erwähnen, damit nicht die Hoffnung, die dadurch rege gemacht werden mußte, sie unbiegsamer machte, wenn er Unterwerfung von ihr fodern würde.

Mit diesen Vorsätzen hatte er Venedig verlassen, und mit andern, ganz verschiedenen, verfolgte bald darauf Morano seinen Weg durch die rauhen Appeninen. Als er im Schlosse angekündigt wurde, glaubte Montoni nicht, daß er das Herz haben würde, sich sehn zu lassen, wenn er nicht sein Versprechen zu erfüllen dächte. Er nahm ihn deswegen ohne Bedenken an; allein Moranos wüthendes Gesicht und seine Ausserungen rissen ihn sogleich aus seinem Irrthum; und als Montoni ihm zum Theil die Ursach seiner plötzlichen Abreise von Venedig erklärt hatte, beharr-

te der Graf dennoch darauf, Emilien zu fodern und Montoni Vorwürfe zu machen, ohne einmahl des vorhergegangnen Vergleichs zu erwähnen.

Montoni, der des Streites müde war, verschob es endlich bis morgen, ihn zu schlichten, und Morano zog sich mit einiger Hoffnung, die auf Montonis anscheinende Unschlüssigkeit gebaut war, zurück. Als er aber in der Stille seines Zimmers über das gehabte Gespräch, über Montonis Charakter, und über einige frühere Beweise seiner Falschheit nachdachte, verschwand diese Hoffnung, und er beschloß, die gegenwärtige Gelegenheit, sich auf andre Art Emiliens Besitz zu verschaffen, nicht zu vernachlässigen. Er eröffnete seinem vertrauten Diener seine Absicht, Emilien zu entführen, und ließ ihn zu Montonis Leuten gehn, um einen unter ihnen aufzufinden, der ihm zur Ausführung dieses Plans behüflich seyn könnte. Er überließ die Wahl gänzlich dem Scharfsinn dieses Vertrauten, und nicht mit Unrecht: denn er machte einen Mann ausfindig, den Montoni bey einer vorhergehenden Gelegenheit einmahl hart behandelt hatte, und der jetzt bereit war, ihn zu verrathen. Dieser Mann führte Cesario durch einen geheimen Gang und ums Schloß nach der Winkeltreppe, die zu Emiliens Zimmer führte, zeigte ihm einen kurzen Ausweg aus dem Gebäude, und verschaffte ihm nachher die Schlüssel, ihm den Rückweg zu sichern. Er erhielt einen reichen Lohn für seine Verrätherey; wie der Graf für die seinige belohnt wurde, haben wir bereits gesehn.

Indessen hatte der alte Carlo zwey Bedienten von Morano behorcht, die mit dem Wagen

hinter den Schloßmauern warten sollten, und die sich gegenseitig ihre Verwunderung über ihres Herrn plötzliche und geheime Abreise äusserten: denn der Bediente hatte ihnen nicht mehr von Moranos Absichten gesagt, als sie zur Ausrichtung ihres Auftrags zu wissen brauchten. Für Carlo aber war dieß genug, um den wahren Zusammenhang der Sache zu errathen; nur wollte er sich erst mehr Bestätigung seines Argwohns verschaffen, ehe er ihn Montoni zu entdecken wagte, und stellte sich zu dem Ende mit einem von seinen Kammeraden an die Thüre von Emiliens Zimmer, das auf den Gang stieß. Er brauchte nicht lange vergebens zu warten; sobald er überzeugt war, daß Morano im Zimmer sey, und genug von seinem Gespräch gehört hatte. Um seines Planes gewiß zu seyn, rief er Montoni herbey und befreyte dadurch Emilien aus den Händen des Grafen.

Montoni erschien den folgenden Morgen wie gewöhnlich, ausser daß er seinen verwundeten Arm in einer Binde trug; er ging auf die Wälle, sah nach den Leuten, die bey den Ausbessern beschäftigt waren; gab Befehl, noch mehr Arbeiter anzustellen und kam dann wieder ins Schloß, um einige Leute zu sprechen, die eben angekommen und in ein besonderes Zimmer geführt waren, wo er sich beynahe eine Stunde mit ihnen unterhielt. Carlo wurde nun herbey gerufen und erhielt Befehl, die Fremden in Zimmer zu führen, die ehemahls von den obern Hausbedienten waren bewohnt worden, und sie mit allen nöthigen Erfrischungen zu versorgen. Nachdem er dieß gethan hatte, erhielt er Befehl, wieder zu seinem Herrn zu kommen.

Der Graf blieb indessen in einer Hütte am Walde, litt Körper und Seelenpein und brütete tiefe Rache gegen Montoni. Sein Bedienter, den er nach einem Wundarzt in die nächste Stadt, die aber doch ziemlich weit entfernt war, geschickt hatte, kam erst den folgenden Tag zurück. Der Arzt fand die Wunde bedenklich, hieß den Kranken sich ruhig verhalten und blieb in der Hütte, um den Ausgang abzuwarten.

Emilie hatte indessen den Rest dieser unruhigen Nacht in ungestörtem Schlummer zugebracht; sie suchte ihre Zeichengeräthschaften hervor und setzte sich in ein Fenster um von der Gegend aussen einige Züge zu einer Landschaft auszuwählen.

Indem sie sich damit beschäftigte, sah sie unten auf dem Walle, die Leute gehn, die kürzlich im Schlosse angekommen waren. Der Anblick von Fremden überraschte sie, und vorzüglich von Fremden wie diese. Sie hatten etwas besonderes in ihrer Kleidung, und eine gewisse Kühnheit in ihrem Wesen, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihre Figur schien so ganz zu dem Wilden der sie umgebenden Gegenstände zu passen, daß sie auf den Einfall gerieth, sie als Banditen in der Bergaussicht, die sie entworfen hatte, zu zeichnen; nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig war, erstaunte sie selbst über den Geist, der in dem Gemählde herrschte; allein sie hatte die Natur kopiert.

Montoni befragte den alten Carlo, auf welche Art Morano in der vergangnen Nacht die Schlüssel zum Schlosse erhalten hätte, allein obgleich dieser Alte seinem Herrn zu treu war, um ihm Unrecht geschehn zu lassen, wollte er doch sei-

nen Mitbedienten nicht verrathen; er gab vor, daß er nichts davon wisse, und Montonis Verdacht fiel nun natürlich auf den Thürsteher, den er sogleich rufen ließ.

Bamardine, so hieß er, läugnete die Anklage mit einem so festen, unerschrocknem Gesichte, daß Montoni ihn kaum für schuldig halten konnte, so schwer es ihm auch wieder von der andern Seite ward, ihn für unschuldig zu halten. Er mußte ihn endlich fortgehn lassen, ohne zu entdecken, daß er wirklich der Verbrecher war.

Montoni ging nunmehr in seiner Frau Zimmer, wohin Emilie ihm bald darauf folgte: da sie aber beyde in heftigem Streite antraf, wollte sie das Zimmer sogleich wieder verlassen, als ihre Tante sie zurück rief und ihr zu bleiben befahl.

„Sie sollen Zeuginn meines Widerstandes seyn, sagte sie; wiederhohlen Sie jetzt den Befehl, Signor, dem zu gehorchen ich mich so oft geweigert habe."

Montoni wandte sich mit finsterm Gesichte zu Emilien, und hieß sie das Zimmer verlassen, während seine Frau darauf bestand, daß sie bleiben sollte. Emilie wollte sich gerne von dieser Scene des Streits entfernen und wünschte doch eben so sehr, ihrer Tante gefällig zu seyn; allein sie verzweifelte, Montoni zu versühnen, aus dessen Augen der furchtbare Sturm in seinem Innern schrecklich flammte.

„Gehn Sie aus dem Zimmer, sagte er mit donnernder Stimme." Emilie gehorchte.

An der Thüre des Saals kam ihr Annette entgegen, die sich vorsichtig umsah, und dann auf sie zukam.

„Liebes Fräulein, ich habe mich im ganzen

Schlosse nach Ihnen umgesehn, sagte sie. Wenn Sie hieher kommen wollen, so werde ich Ihnen ein Gemählde zeigen."

„Ein Gemählde, rief Emilie schaudernd."

„Ja, Fräulein, ein Gemählde von der vorigen Besitzerinn dieses Schlosses. Der alte Carlo sagte mir eben, daß sie es wäre, und ich glaubte, Sie würden vielleicht neugierig seyn, es zu sehn. Mit meiner Frau, wissen Sie wohl, läßt sich über solche Dinge nicht sprechen."

„Und mit jemand, sagte Emilie lächelnd, mußtest du doch darüber sprechen."

„Freylich wohl Fräulein, was sollte man auch an einem solchen Orte als dieser ist, anfangen, wenn man nicht sprechen dürfte? Aber kommen Sie Fräulein, wir verlieren Zeit, lassen Sie mich Ihnen das Gemählde zeigen."

„Ist es hinter einem Vorhange, sagte Emilie nach einer Pause."

„Bestes Fräulein, sagte Annette, und heftete ihre Augen starr auf Emilien; warum werden Sie so blaß? Befinden sie sich nicht wohl?"

„Nicht doch, Annette, ich befinde mich recht wohl, aber ich habe kein Verlangen, das Gemählde zu sehen, geh wieder in den Saal."

„Wie Fräulein, Sie wollen die Dame dieses Schlosses nicht sehn? die Dame nicht, die auf so sonderbare Art verschwunden ist? Wahrhaftig, ich würde bis zu jenem weitesten Berge gelaufen seyn, um ein solches Gemählde zu sehn; und die Wahrheit zu sagen, die sonderbare Geschichte ist das einzige, was mir in diesem alten Schlosse merkwürdig ist, wiewohl mich ein Schauder überläuft, so oft ich daran denke.

Aber kommen Sie, lassen Sie uns das Gemählde sehn.

„Weißt du gewiß, daß es ein Gemählde ist, sagte Emilie. Hast du es gesehn? — Ist es hinter einem Vorhange verborgen?"

„Heilige Jungfrau Maria, nicht doch, ja, nicht doch! Ich weiß gewiß, daß es ein Gemählde ist; ich habe es gesehn, und es ist hinter keinem Vorhange."

Der Ton und Blick der Verwunderung, womit sie dieß sagte, rief Emilien zur Besinnung zurück; sie verbarg ihre Bewegung unter einem Lächeln, und hieß Annetten, sie zu dem Gemählde zu führen. Es hing in einem finstern Zimmer, das an den Theil des Schlosses stieß, der den Bedienten angewiesen war. Noch verschiedene andre Gemählde, so wie dieses, mit Staub und Spinngewebe bedeckt hingen an der Wand.

Das ist es, Fräulein, sagte Annette leise, und zeigte darauf hin, Emilie trat näher, und betrachtete das Gemählde. Es stellte ein Frauenzimmer in der Blühte der Jugend und Schönheit vor; ihre Züge waren schön und edel, voll starken Ausdrucks, hatten aber nichts von dem holden einnehmenden, was Emilie erwartet hatte, und noch weniger von der sanften Milde, die sie liebte. Es war ein Gesicht, das mehr die Sprache der Leidenschaft als der Empfindung, den stolzen Überdruß des Unglücks aber nicht die stille Schwermuth eines gekränkten Geistes verrieth.

„Wie viel Jahre sind es schon, seit die Dame verschwunden ist, Annette, sagte Emilie.

„Zwanzig Jahre, Fräulein, oder doch ohngefähr so lange wie man sagt: es soll schon eine

geraume Zeit seyn. Emilie staunte das Gemählde unverwandt an."

„Ich denke, erwiederte Annette, der Signor würde gut thun, es an einem bessern Orte, als in diesem alten Zimmer aufzuhängen. Nein bey meiner Ehre; er sollte das Gemählde einer Dame, die ihm alle diese Reichthümer verschaffte, im schönsten Zimmer des Schlosses aufhängen. Allein er mag wohl seine guten Ursachen zu dem haben, was er thut, einige Leute sagen, daß er sowohl seinen Reichthum, als seine Dankbarkeit verloren hat. Aber still, Fräulein, kein Wort davon, sagte Annette, und legte den Finger auf die Lippen. Emilie war zu sehr in Gedanken vertieft, um zu hören, was sie sagte."

Es ist gewiß eine schöne Dame, fuhr Annette fort, der Signor brauchte sich nicht zu schämen, sie in das große Zimmer zu bringen, wo das verschleyerte Gemählde hängt. Emilie drehte sich um. Allein was das betrifft, so würde man sie dort eben so wenig sehn, als hier, denn die Thüre ist immer verschlossen."

Laß uns aus dem Zimmer gehn, sagte Emilie, und laß dich noch einmahl warnen, in deinen Gesprächen vorsichtig zu seyn, und dir nie merken zu laßen, daß du etwas von dem Gemählde weißt.

Heilige Mutter, rief Annette, es ist ja kein Geheimniß: alle Bedienten haben es schon gesehn.

„Emilie fuhr zusammen. Wie — sie haben es gesehn — wann? wo?"

„Liebstes Fräulein, das ist ja wohl nicht zu verwundern; wir hatten alle ein wenig mehr Neugierde als Sie?"

„Ich verstand, daß die Thüre verschlossen gehalten würde, sagte Emilie."

„Wenn das wäre, Fräulein, sagte Annette, indem sie sich umsah, wie hätten wir dann herein kommen können."

„O du meinst dieß Gemählde, sagte Emilie wieder beruhigt. Gut Annette hier ist nun nichts weiter, was meine Aufmerksamkeit verdiente. Laß uns gehn."

Als Emilie sich nach ihrem Zimmer begab, hörte sie laut im Saale reden.

„Wir glauben nur was wir wissen, sagte Verezzi; und wir wissen nichts von dem, was Morano behauptet." Montoni schien sich wieder zu erhohlen: „Ich bin hitzig in dem was meine Ehre betrifft; keiner soll sie ungestraft in Zweifel ziehn; allein ich weiß nun, daß dieß auch nicht Ihre Absicht war. Diese thörigten Worte sind nicht werth, daß Sie sich ihrer erinnern, oder daß ich sie ahnde. Verezzi auf das Glück Ihres ersten Unternehmens."

„Glück Ihrem ersten Unternehmen! wiederhallte die ganze Gesellschaft."

„Edler Signor, erwiederte Verezzi, der sich freute, Montonis Ahndung entgangen zu seyn, wenn es meinem Willen geht, so sollen Sie Ihre Mauern von Gold bauen."

„Laßt den Becher rings umgehn, rief Montoni."

„Wir wollen eins auf das Wohl des Fräuleins St. Aubert trinken, sagte Cavigni."

„Mit Erlaubniß, zuvor eins auf das Wohl der Dame des Schlosses, sagte Bertolini." —

Montoni schwieg —

„Der Dame des Schlosses" — sagten seine Gäste. Er verneigte sich mit dem Kopfe.

„Es wundert mich sehr, Signor, sagte Bertolini, daß Sie dieß Schloß so lange vernachlässigt haben: es ist ein edles Gebäude."

„Es ist für unsere Absichten sehr bequem, erwiederte Montoni, und ist ein edles Gebäude. Wie es scheint, wissen Sie nicht, durch was für einen besondern Zufall es an mich gekommen ist?"

„Es sind nun beynahe zwanzig Jahre, daß dieß Schloß mir zugefallen ist," sagte Montoni. „Ich erbte es von weiblicher Seite. Meine Vorgängerinn war nur weitläufig mit mir verwandt; ich bin der letzte von ihrer Familie; sie war schön und reich: ich warb um sie, allein sie hing an einem andern und verwarf mich, wahrscheinlich aber hat derjenige, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, wer er auch gewesen seyn mag, sie ebenfalls ausgeschlagen: denn eine tiefe und bleibende Schwermuth bemeisterte sich ihrer, und ich habe Ursache zu glauben, daß sie selbst ihrem Leben ein Ende gemacht hat. Ich befand mich damahls nicht im Schloße; allein die Umstände ihres Todes waren so sonderbar und dunkel, daß ich sie erzählen werde."

„Erzählen sie! sagte eine Stimme."

Montoni schwieg; die Gäste sahen einander an, um zu wissen, wer spräche, allein sie merkten, daß jeder das nähmliche fragte. Montoni faßte sich endlich. „Wir werden behorcht, sagte er, laßt uns ein anderesmahl weiter davon sprechen. Laßt den Becher umgehn."

Die Ritter sahen sich rings im großen Zimmer um.

„Hier ist niemand, als wir, sagte Verezzi, fahren Sie doch fort."

„Haben Sie etwas gehört, sagte Montoni."

„Allerdings, sagte Bertolini."

„Es kann wohl nur Einbildung gewesen seyn, sagte Verezzi, und sah sich rings umher. Wir sehen niemand ausser uns, und der Ton schien mir doch aus dem Zimmer zu kommen. Ich bitte Signor, fahren Sie fort."

Montoni schwieg einen Augenblick und fuhr dann leise fort, während die Ritter näher kamen, um ihn zuzuhören.

„Sie müssen wissen, Signors, daß die Dame Laurentini schon einige Monathe vorher Spuren von Tiefsinn, ja von zerrütteter Einbildungskraft, verrathen hatte. Ihre Stimmung war sehr ungleich; oft versank sie in ruhige Melancholie, und dann wieder verrieth sie alle Zeichen von Wahnsinn. Eines Abends im Monath Oktober, nachdem sie von einem dieser Anfälle sich erhohlt hatte, und wieder in ihre gewöhnliche Melancholie zurückgefallen war, zog sie sich allein in ihr Zimmer zurück, und befahl, daß niemand sie stören sollte. Es war das Zimmer am Ende des Corridors, wo wir vergangne Nacht das Gefecht hatten. — Seit dieser Stunde hat man sie nicht mehr gesehn."

„Wie? nicht mehr gesehn? sagte Bertolini; hat man nicht ihren Leichnahm im Zimmer gefunden?"

„Hat man nie ihre Überreste gefunden, rief die ganze Gesellschaft mit einmüthiger Stimme?"

„Niemahls, erwiederte Montoni."

„Aus was für Ursachen glaubte man denn

daß sie sich selbst umgebracht hätte, sagte Bertolini."

„Ja, das möchte ich auch wissen, sagte Verezzi: wie kam es, daß man ihre Überreste niemahls gefunden hat? Wenn sie sich auch selbst tödtete, so konnte sie sich doch nicht selbst begraben." Montoni warf einen unwilligen Blick auf Verezzi, der eine Entschuldigung anfing. „Verzeihen Sie, Signor, sagte er, ich bedachte nicht daß die Dame mit Ihnen verwandt war, als ich so leicht von ihr sprach."

Montoni ließ sich die Entschuldigung gefallen.

„Allein der Signor wird uns verbinden, wenn er uns sagt, aus welchen Gründen er glaubt, daß die Dame einen Selbstmord begangen hätte."

„Darüber werde ich mich nachher erklären, sagte Montoni, jetzt lassen Sie mich Ihnen einen sehr sonderbaren Umstand erzählen. Aber hören Sie wohl zu, meine Herren!"

„Höret!" sagte eine Stimme.

Sie schwiegen alle aufs neue, und Montonis Gesicht veränderte sich. „Dieß ist keine Einbildung," sagte Cavigni, der endlich das tiefe Stillschweigen unterbrach. „Nein wahrhaftig nicht! Ich hörte es jetzt eben mit meinen eignen Ohren; und doch ist niemand im Zimmer als wir."

„Das ist doch sehr sonderbar, sagte Montoni, indem er plötzlich aufstand. Hier wird ein Betrug, irgend ein böser Streich gespielt. Ich will wissen, was das bedeutet."

Die ganze Gesellschaft stand betroffen von ihren Stühlen auf.

„Es ist sehr sonderbar, sagte Bertolini. Gewiß

wiß ist doch kein Fremder hier im Zimmer. Wenn es ein Schalksstreich ist, Signor so wollen wir den Urheber schwer bestrafen."

„Ein Schalksstreich! was könnte es sonst seyn, sagte Cavigni, indem er sich zum Lachen zwang."

„Die Bedienten wurden hereingerufen und das Zimmer durchsucht, aber niemand gefunden. Die Gesellschaft wurde immer verlegner. Montoni gerieth ausser Fassung. Wir wollen das Zimmer verlassen, und nicht weiter von der Sache reden: sie ist zu ernsthaft."

Seine Gäste waren eben so bereit als er, das Zimmer zu verlassen; allein das Gespräch hatte ihre Neugierde rege gemacht, und sie bathen Montoni in ein anderes Zimmer mit ihnen zu gehn und es zu beendigen, allein keine Bitte konnte ihn dahin bringen. So sehr er sich auch bemühte, ruhig zu scheinen, war er doch sichtlich in großer Bewegung.

„Nun Signor, Sie sind doch nicht abergläubig, rief Verezzi spöttisch; Sie, der so oft über die Leichtgläubigkeit anderer gelacht hat."

„Ich bin nicht abergläubisch, erwiederte Montoni und sah ihn mit finsterm Unwillen an, wiewohl ich die Gemeinplätze verachte, womit man so oft gegen den Aberglauben zu Felde zieht. Ich werde die Sache weiter zu ergründen suchen." Er verließ darauf das Zimmer und seine Gäste begaben sich jeder in das seinige.

Achtes Kapitel.

Wir kehren nun zu Valancourt zurück, der, wie wir uns noch erinnern werden, nach Emiliens Abreise rastlos und unglücklich zu Toulouse zurück blieb. Mit jedem anbrechenden Morgen nahm er sich vor, von da abzureisen, und doch kehrte ein Tag nach dem andern zurück, und immer verweilte er noch in der Gegend seiner verschwundnen Glückseligkeit. Oft hatte er sich von einem Bedienten, dem die Aufsicht über Madame Montonis Schloß aufgetragen war die Erlaubniß erkauft, den Garten zu besuchen, und hier irrte er zu ganzen Stunden, in eine nicht unangenehme Schwermuth vertieft, umher. Die Terrasse, und der Pavillon am Ende desselben, wo er am Abend vor Emiliens Abreise von Toulouse, Abschied von ihr genommen hatte, waren sein liebster Aufenthalt. Wenn er hier ging oder sich zum Fenster heraus lehnte, suchte er sich an alles, was sie an dem Abend gesagt hatte, zu erinnern; die Töne ihrer Stimme sich zurückzurufen die noch in seinem Gedächtniß lebten, und sich ganz den Abdruck ihres Gesichts zu mahlen, das oft wie eine schöne Erscheinung plötzlich vor seine Fantasie trat: dieses reitzende Gesicht, das, wie durch augenblickliche Magie, alle Zärtlichkeit seines Herzens erweckte, und ihm mit unwiderstehlicher Beredsamkeit zu sagen schien, daß er sie — auf immer verloren hätte. In solchen Augenblicken würden seine schnellen Schritte je-

dem Zuschauer die Verzweiflung seines Herzens verrathen haben. Er fürchtete alles von Montonis Charakter und konnte sich nicht zufrieden geben, daß er Emilien nicht dringender von dieser Reise abgehalten hatte. Und gewiß würde er ihr noch jetzt nach Italien gefolgt seyn, wenn er sich auf eine so lange Zeit von seinem Regimente hätte entfernen dürfen. In der That erinnerte dieses ihn auch bald, daß er noch andere Pflichten, als die der Liebe zu erfüllen hätte.

Kurz nach seiner Ankunft in seines Bruders Hause erhielt er eine Auffoderung, zu seinem Regiment zu kommen, und verfügte sich mit demselben nach Paris wo er neue und lebhafte Scenen um sich sah, wovon er bisher nur einen schwachen Begriff gehabt hatte. Allein die Freude ekelte ihn an; die Gesellschaft ermüdete seine kranke Seele, und er wurde ein Gegenstand des Spottes für seine Gefährten, von denen er sich so oft als möglich losmachte, um an Emilien zu denken. Doch erregten wenigstens die Gegenstände um ihn her und die Gesellschaft, unter die er sich mischen mußte, seine Aufmerksamkeit, wenn sie auch seine Fantasie nicht beschäftigen konnten, und schwächten nach und nach die Gewohnheit sich Klagen zu überlassen, bis es ihm weniger eine Pflicht der Liebe schien, ihnen nachzuhängen. Unter seinen Mitoffizieren befanden sich verschiedene, die mit der gewöhnlichen französischen Munterkeit einige von den blendenden Eigenschaften vereinigten, die nur zu oft einen Schleyer über die Thorheit werfen, und oft sogar die Züge des Lasters in Lächeln verkleiden. Für diese Leute war Valancourts zurückhaltendes, nachdenkendes Wesen eine Art von stummen Vorwurf, über den

sie ihn verspotteten, so oft er gegenwärtig war, und hinter seinem Rücken Anschläge gegen ihn machten. Sie frohlockten bey dem Gedanken, ihn zu ihrem eignen Maßstabe herunter zu bringen und machten sich ein wahres Fest daraus, diesen Vorsatz auszuführen.

Valancourt ahndete nichts von diesem Anschlage, gegen den er auf keine Weise auf seiner Huth war. Er war nie gewohnt gewesen, Spott zu ertragen, und lehnte sich dagegen auf — dieses zog ihm nur noch ein lauteres Verlachen zu. Um ähnlichen Auftritten zu entgehn, floh er in die Einsamkeit, wo ihn Emiliens Bild verfolgte und die Qual der Liebe und Verzweiflung neu aufregte. Er suchte nunmehr die geschmackvollen Stunden wieder hervor, welche die Freude seiner frühern Jahre gemacht hatten, allein seine Seele hatte die Ruhe verloren, die zum Genuß derselben erfodert wird. Um sich selbst und die Angst und Schmerzen zu vergessen, welche der Gedanke an sie hervorrief, verließ er seine Einsamkeit und stürzte sich wieder unter die Menge, um nur die Zeit zu tödten und sich die Erheiterung eines Augenblicks zu verschaffen.

So verstrich Woche auf Woche; die Zeit milderte allmählig seinen Kummer, und Gewohnheit verstärkte seinen Hang nach Zerstreuung, bis die Gegenstände um ihn her eine neue Gestalt annahmen, und Valancourt, wie aus den Wolken herab, unter sie gefallen zu seyn schien.

Seine Gestalt und Betragen machten ihn allenthalben willkommen, und er sah sich bald in den besten und lebhaftesten Cirkeln von Paris aufgenommen. Unter diese gehörten die Gesellschaften der Gräfinn Lacleur, einer Frau von aus-

nehmender Schönheit und einnehmenden Wesen. Sie hatte den Frühling der Jugend zurückgelegt, allein ihr Witz verlängerte die Dauer desselben, und erhöhte die Wirkung ihrer Reitze. Diejenigen, die ihre Liebenswürdigkeit gefesselt hatte, sprachen mit Begeisterung von ihren Talenten, und andre, die ihre glänzende Einbildungskraft bewunderten, erklärten, daß ihre persönlichen Reitze ihres Gleichen nicht hätten. Allein ihre Einbildungskraft war bloß spielend, und ihr Witz — wenn man es anders so nennen konnte, mehr schimmernd als richtig: er blendete, und man merkte auf den ersten Anblick nicht, wie falsch er war, denn der Ton, womit sie sprach, das Lächeln, womit sie ihre Einfälle begleitete, wirkten wie ein Talismann auf das Urtheil der Zuhörer. Ihre petits soupers waren die geschmackvollsten in Paris und wurden von vielen Gelehrten der zweyten Klasse besucht. Sie war eine warme Verehrerinn der Musik, spielte selbst sehr gut und gab oft Concerte in ihrem Hause. Valancourt, der die Musik leidenschaftlich liebte, und zu Zeiten diesen Concerten beywohnte, bewunderte ihre Fertigkeit, erinnerte sich aber oft mit einem Seufzer an die beredte Einfalt von Emiliens Gesang, an ihren natürlichen Ausdruck, der nicht erst auf die Billigung des Urtheils zu warten brauchte, sondern auf einmahl seinen Weg zum Herzen fand.

Die Frau Gräfinn gab oft hohes Spiel in ihrem Hause, das sie zu mißbilligen sich stellte, aber insgeheim aufmunterte; es war unter ihren Freunden bekannt genug, daß sie den Glanz ihres Hauses großentheils von dem Ertrag ihrer Spieltische unterhielt. Allein ihre petis soupers

waren auch die angenehmsten, die man sich denken konnte. Alle Delikatessen aus allen vier Welttheilen, aller Witz und alle leichten Werke des Genies, aller Zauber des Gesprächs — das Lächeln der Schönheit, die Reitze der Musik waren hier versammlet und Valancourt brachte seine angenehmsten sowohl als seine gefährlichsten Stunden in dieser Gesellschaft hin.

Auch gab es eine Marquise Champfort, eine junge Witwe, in deren Hause er einen großen Theil seiner Zeit zubrachte. Sie war schön, noch mehr schlau als schön, lebhaft und intrigant. Die Gesellschaft, welche sie um sich versammlete, war weniger elegant und mehr versunken als die der Gräfinn Lacleur; da sie aber Gewandtheit genug besaß, einen Schleyer, so dünn er auch war, über die schlimmsten Seiten ihres Charakters zu werfen, so wurde sie noch immer von manchen sogenannten Standespersonen besucht. Valancourt wurde von zweyen seiner Kammeraden, deren vorige Spötterey er so ganz vergessen hatte, daß er jetzt zuweilen mit ihnen gemeinschaftlich über seine vorigen Sitten lachen konnte, in ihrem Hause eingeführt.

Die Lebhaftigkeit des glänzendsten Hofes in Europa, die Pracht der Palläste, Feste und Equipagen, die ihn umringten — alles vereinte sich, seine Einbildungskraft zu blenden, und seinen Lebensgeistern wieder einen neuen Schwung zu geben, während das Beyspiel und die Grundsätze seiner Kammeraden die seinigen verderbten. Zwar lebte Emiliens Bild noch in seiner Seele, aber es war nicht mehr der Freund, der Rathgeber, der ihn vor sich selbst rettete, und zu dem er sich zurückzog, um schwermüthig süße Thränen der Zärtlichkeit zu

weinen. Wenn er sich zu ihm flüchtete, so nahm es den Ausdruck eines sanften Vorwurfs an, der seine Seele zerriß und ihm Thränen unvermischten Schmerzes ablockte; seine einzige Rettung war, den Gegenstand desselben zu vergessen, und er gab sich Mühe, so selten als möglich an Emilien zu denken.

In so gefährlicher Lage befand sich Valancourt zu eben der Zeit, wo Emilie zu Venedig von des Grafen Morano Verfolgung und Montonis ungerechter Herrschaft litt, eine Periode, in welcher wir ihn verlassen.

Neuntes Kapitel.

Wir verlassen die fröhlichen Scenen von Paris, und kehren zu denen in den finstern Appeninen zurück, wo Emiliens Gedanken noch immer treu an Valancourt hingen. Sie sah ihn als ihre einzige Hoffnung an, und erinnerte sich mit der pünctlichsten Genauigkeit an alle Versicherungen, an alle Beweise, die er ihr von seiner Liebe gegeben hatte; sie las immer wieder und wieder die Briefe, die sie von ihm erhalten hatte; wog mit innerer Angst die Stärke jedes Wortes, das von seiner Liebe zeugte und trocknete ihre Thränen im Vertrauen auf seine Wahrhaftigkeit.

Montoni hatte indessen strenge Erkundigung wegen des sonderbaren Vorfalls eingezogen, und wußte ihn am Ende nicht anders zu erklären,

als daß es ein übler Streich seyn müßte, den einer von seinen Bedienten ihm gespielt habe. Seine Zwistigkeiten mit Madame Montoni wegen ihres Vermögens wurden nun häufiger als je; er sperrte sie ganz und gar in ihr Zimmer ein, und machte sich kein Bedenken ihr mit noch härterer Behandlung zu drohn, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrte.

Gänzlich auf die Einsamkeit ihres Zimmers eingeschränkt, sah sie sich nunmehr genöthigt, um die Gesellschaft zu bitten, die sie bisher verschmäht hatte: denn Emilie war ausser Annetten die einzige Person, mit der sie Umgang haben durfte.

Großmüthig besorgt für ihre Ruhe, suchte Emilie sie zu überreden, wo sie nicht überzeugen konnte, und gab sich Mühe, sie durch alle sanften Mittel von den harten Antworten zrückzuhalten, wodurch sie Montoni so sehr erbittert hatte. Der Stolz ihrer Tante wich zuweilen Emiliens sanfter Stimme, und es gab sogar Augenblicke, wo sie ihre zärtliche Aufmerksamkeit mit gutem Willen annahm.

Die schrecklichen Auftritte des Streits, die Emilie oft mit ansehn mußte, griffen sie heftiger an, als alles, was sich seit ihrer Abreise von Toulouse mit ihr zugetragen hatte. Die Sanftmuth und Güte ihrer Ältern, mit den Scenen ihrer frühern Glückseligkeit zusammengenommen, drang oft an ihre Seele gleich den Erscheinungen einer höhern Welt, während die Charakter und Begebenheiten, die jetzt unter ihren Augen vorgingen, sie sowohl in Schrecken als Verwunderung setzten.

Ihr gegenwärtiges Leben glich dem Traum einer gestörten Einbildungskraft oder einer der

schrecklichen Dichtungen, woran das wilde Genie der Dichter sich oft ergötzt. Erinnerung des Vergangnen brachte ihr nur Schmerzen und der Blick in die Zukunft nur Schrecken. Wie oft wünschte sie sich auf der Lerche Flügel zu schleichen und mit dem schnellsten Lüftchen fortzueilen, um ihr geliebtes Languedoc und Ruhe noch einmahl wieder zu finden.

Sie erkundigte sich oft nach des Grafen Morano Befinden; allein Annette hörte nur unbestimmte Gerüchte von seiner Gefahr, und daß sein Wundarzt gesagt hätte, er würde die Hütte nicht lebendig verlassen. Emilie konnte nicht ohne Entsetzen daran denken, daß sie vielleicht die unschuldige Ursache seines Todes wäre, und Annette, die ihre Bewegung bemerkte, unterließ nicht sie auf ihre eigne Art zu deuten.

Als Emilie gegen Abend einige traurige Stunden mit Madame Montoni zugebracht hatte, und eben im Begriff war, sich niederzulegen, wurde sie durch ein seltsames, lautes Klopfen an ihrer Thüre erschreckt, und bald darauf war es, als ob eine schwere Last dagegen fiele, die sie beynahe aufsprengte. Sie rief laut, wer da wäre, und da sie keine Antwort erhielt, rief sie noch einmahl — aber alles blieb todtenstill. Sie sah nach der Thüre, die zu der Winkeltreppe führte, in der Erwartung sie offen zu sehn, und horchte mit furchtsamen Stillschweigen auf die Wiederkehr des Geräusches, bis sie auf den Gedanken kam, daß es von dieser Thüre herkommen müsse, und durch die gegen überliegende zu entwischen wünschte. Sie ging an die Thüre, die auf den Gang führte, und fürchtete sich doch, sie aufzu-

machen, weil sie besorgte, daß jemand aussen stehen und lauschen könnte.

Während sie noch lauschte, hörte sie deutlich Athem hohlen, und ihr Schrecken wurde nicht verringert, als sie rings in ihrem weiten, einsamen Zimmer umher sah, und aufs neue an ihre weite Entfernung vom übrigen Hause dachte. Unschlüssig, ob sie nach Hülfe rufen sollte, wunderte sie sich nur, daß alles still blieb, und würde wieder neuen Muth geschöpft haben, wenn sie nicht noch immer ein schwaches Athemhohlen gehört hätte, woraus sie sah, daß die Person, wer es auch seyn mochte, die Thüre noch nicht verlassen hatte.

Endlich von Angst erschöpft, beschloß sie aus ihrem Fenster laut um Hülfe zu rufen, sie wollte eben darauf zu gehn, als sie jemand die geheime Treppe herauf kommen zu hören glaubte, und nun in der Erwartung, die Thüre öffnen zu sehn, alles andre vergaß, und nach dem Gange zueilte. Hier suchte sie zu entwischen, als sie aber die Thüre aufmachte, wäre sie um ein Haar über eine Person gestolpert, die aussen quer vor derselben lag. Sie schrie laut und wollte vorüber gehn, allein ihr zitternder Körper weigerte sich, sie zu tragen, und der Augenblick, wo sie sich an die Wand lehnte, ließ ihr Muße, die Gestalt vor ihr zu betrachten und Annettens Züge zu erkennen. Furcht machte nunmehr dem Erstaunen Platz. Umsonst sprach sie mit dem armen Mädchen, das sinnlos auf der Erde lag, und eilte, alles Gefühl ihrer eigenen Schwäche vergessend, ihr zu Hülfe.

Als Annette wieder zu sich selbst kam, half Emilie ihr in das Zimmer, allein sie war noch

immer nicht im Stande zu sprechen und sah rings umher, als wenn ihre Augen jemand im Zimmer verfolgten. Emilie suchte ihre gestörten Lebensgeister zu beruhigen und enthielt sich fürs erste, eine Frage an sie zu thun; Sie betheuerte, und mit einer so festen Überzeugung, daß Emiliens Ungläubigkeit beynahe schwankte, sie hätte eine Erscheinung gesehn, als sie auf dem Wege nach ihrer Schlafkammer, durch den Gang gekommen sey.

„Ich hatte schon vorher seltsame Dinge von diesem Zimmer gehört, sagte Annette, weil es aber so nahe bey dem Ihrigen war, so mochte ich Ihnen nichts erzählen, um Sie nicht zu erschrecken. Die Bedienten hatten mir oft gesagt, daß es darin spükte, und daß es aus dieser Ursache verschlossen würde; ja was das betrifft, so ist freylich die ganze Reihe von diesen Zimmer hier verschlossen. Ich mußte immer schreyen, so oft ich vorbey kam, und ich muß sagen, daß es mir oft vorkam, als hörte ich inwendig seltsame Geräusche. Aber wie ich sage, als ich den Gang hinauf ging, und mit keiner Sylbe an die Sache dachte, so wenig als an die sonderbare Stimme, die die Herren des Nachts zuvor gehört hatten, kam auf einmahl ein großes Licht, und als ich mich umsah, erblickte ich eine lange Figur, — ich sah sie so deutlich Fräulein, als ich Sie jetzt sehe — die — ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie — in das Zimmer schlüpfte, das immer verschlossen ist, und wozu niemand als der Signor den Schlüssel hat, — und die Thüre sogleich hinter sich zuschloß.

„So war es gewiß der Signor" sagte Emilie.

„O nicht doch Fräulein, er kann es unmöglich gewesen seyn, denn ich verließ ihn in einem heftigen Streit mit meiner Frau in ihrem Zimmer!"

„Du hinterbringst mir seltsame Mährchen, Annette, sagte Emilie; erst diesen Morgen erschreckest du mich mit deiner Furcht, ermordet zu werden, und nun willst du mich gar überreden du hättest einen Geist gesehn! Diese wunderbaren Geschichten folgen zu schnell auf einander."

„Nun Fräulein, ich will nichts weiter sagen, nur würde ich gewiß nicht für todt niedergefallen seyn, wenn ich nicht ein solches Schrecken gehabt hätte; ich lief was ich konnte, nach der Thüre, aber was das ärgste war, ich konnte kein Wort hervorbringen — und da dachte ich, es müßte doch etwas ganz sonderbares mit mir vorgegangen seyn, und fiel auf der Stelle nieder.

„War es das Zimmer, wo das Gemählde mit dem schwarzen Schleyer hängt?" sagte Emilie. — „O nein Fräulein, es war näher bey diesem hier. Wie soll ich es anfangen, wieder in mein Zimmer zu kommen? Ich möchte um alles in der Welt willen nicht wieder über den Gang gehn."

Emilie, deren Lebensgeister wirklich einen harten Stoß erlitten hatten, und die nicht gerne die Nacht alleine zubringen wollte, sagte ihr, sie möchte nur bey ihr schlafen. „O nicht doch Fräulein, erwiederte Annette; nicht um tausend Zechinen möchte ich in diesem Zimmer bleiben."

Ermüdet und verdrießlich wollte Emilie anfangs über ihre Furcht spotten, ohngeachtet sie

selbst davon angesteckt war, und dann sie durch Gründe davon abzubringen suchen, allein keines von beyden gelang, und daß Mädchen blieb durchaus darauf, daß das, was sie gesehn hätte, nichts menschliches gewesen sey. Als Emilie ganz wieder zur Besinnung gekommen war, erinnerte sie sich an die Fußtritte, die sie auf der Winkeltreppe gehört hatte und fand nun einen Grund mehr, durchaus darauf zu bestehn, daß Annette die Nacht bey ihr zubringen sollte, es gelang ihr endlich mit vieler Mühe, da des Mädchens Furcht, über den Gang zu gehn, dazu kam.

Früh am andern Morgen, als Emilie durch den Saal auf den Wall ging, hörte sie im Vorhofe Gewühl und Pferdestampfen. So ungewöhnliche Töne erregten ihre Neugierde, und statt auf den Wall zu gehn, trat sie vor ein oberes Fenster, von wo sie unten im Hofe eine große Menge Reuter in sonderbarer, aber einförmiger Kleidung und vollständig, obgleich auf verschiedene Art bewaffnet, erblickte. Sie trugen eine kurze Jacke von schwarz und scharlach, und verschiedene hatten einen Mantel von einfachen schwarzen Tuch, der ihre Person ganz bedeckte, und bis auf die Steigbügel herab hing. Einer von diesen Reutern ließ den Mantel ein wenig zurückfallen und sie sah einen Dolch in seinem Wehrgehänge stecken. Sie bemerkte ferner, daß die meisten, die ohne Mäntel waren, ebenfalls Piken oder Wurfspieße führten. Auf dem Kopfe trugen sie kleine italienische Mützen, die zum Theil mit schwarzen Federn geschmückt waren. Es war ihr, als sey sie von Banditen umgeben, und ein dunkler Gedanke fuhr durch ihre Seele, daß Montoni vielleicht der Anführer dieses Haufens und dieß Schloß

der Ort ihrer Zusammenkunft sey. Diese seltsame schreckliche Vermuthung dauerte nur einen Augenblick, obgleich ihre Vernunft keine wahrscheinlichere an die Stelle setzen konnte, und obgleich sie unter dem Haufen die Fremden erkannte, die sie früher einmahl mit so vieler Unruhe bemerkt hatte, und die sich jetzt durch die schwarze Feder auszeichneten.

Indem sie noch da stand, kamen Cavigni, Verezzi, und Bertolini aus dem Saale hervor, sie waren wie die andern gekleidet, ausser daß sie Hüte mit einer schwarz und rothen Feder trugen und daß ihre Waffen, von den Waffen der übrigen verschieden waren. Emilien fiel der Ausdruck jubelnder Freude auf Verezzis Gesicht auf; Cavigni war fröhlich, doch hing ein Schatten von Nachdenken auf seinem Gesicht, nie aber war seine hohe, einnehmende Gestalt, die das Majestätische eines Helden zeigte, vortheilhafter erschienen, als jetzt, da er mit dem schönsten Anstande sein Pferd regierte. Emilie glaubte zu bemerken, daß seine Figur einige Ähnlichkeit mit Valancourt hätte; vergebens aber suchte sie in seinem Gesicht, den edeln, wohlwollenden Ausdruck, — das Gepräge der Seele, welches aus dem Gesichte ihres Abwesenden leuchtete.

Sie hoffte, ohne selbst zu wissen warum, daß Montoni die Gesellschaft begleiten würde: allein er erschien ungerüstet an der Thüre des Saals. Nachdem er die Ritter aufmerksam betrachtet, ein Weilchen mit ihnen gesprochen und ihnen Lebewohl gesagt hatte, drehte sich der ganze Zug rings im Hofe um und ritt unter Verezzis Anführung unter dem Schutzgatter hin. Montoni folgte ih-

nen bis ans Thor, und staunte ihnen eine Weile nach.

Emilie bemerkte, daß keine Arbeiter auf den Wällen waren, und daß die Ausbesserungen an den Festungswerken fertig zu seyn schienen. Während sie gedankenvoll fortschlenderte, hörte sie ferne Fußtritte, und sah verschiedene Männer, die sicher keine Arbeitsleute waren, sondern aussahn als könnten sie wohl zu der Gesellschaft, die eben davon gezogen war, gehören, unter dem Fenster lauschen. Sie wunderte sich, wo Annette wohl so lange gesteckt haben möchte, die ihr manche von diesen Umständen hätte erklären können; da sie aber glaubte, daß Madame Montoni nunmehr wahrscheinlich aufgestanden seyn würde, verfügte sie sich in ihr Zimmer, wo sie ihr erzählte, was vorgefallen war: allein Madame Montoni konnte oder wollte ihr keine Erklärung darüber geben.

Annette erschien sogleich und war wie gewöhnlich lauter Unruhe. Auf ihrer Herrschaft hastige Frage, was sie bey den Bedienten gehört hätte, antwortete sie:

„Ach gnädige Frau, niemand weiß, was dieß alles bedeutet, ausser der alte Carlo; der weiß es mehr als zu gut, aber ich kann wohl sagen, er ist eben so geheimnißvoll als sein Herr. Einige sagen, der Signor wollte ausziehn, um den Feind zurück zu treiben, wie sie es nennen, aber wo ist der Feind? Andre sagen wieder, er wollte ausziehn, um jemandes Schloß wegzunehmen: allein mich däucht, er hat Raum genug in seinem eigenen, ohne daß er andrer Leute ihre wegzunehmen braucht, und es würde mir noch

mahl so gut darin gefallen, wenn mehr Leute darin wären, um es auszufüllen.

„Ach diesen Wunsch wirst du, wie ich fürchte, nur zu bald erfüllt sehn, erwiederte Madame Montoni."

„Nein gnädige Frau, Leute von so übeln Aussehn sind des Habens nicht werth, wenn es noch so hübsche, artige, muntre Bursche wären, als Ludovico, der immer so drollige Geschichten erzählt, die einen Lachen machen. Erst gestern erzählte er mir —

„O wir brauchen deine Geschichte nicht unterbrach sie Madame Montoni."

„Glauben Sie nur, er sieht weit genug, gewiß weiter als manche andre Leute. Er durchsieht des Signors ganze Absicht ohne daß er ein Wort davon weiß."

„Was ist das? sagte Madame Montoni."

„Je nun, er sagt — aber ich habe ihm versprechen müssen, es nicht wieder zu sagen — und ich möchte ihn um alles in der Welt willen nicht böse machen."

„Was ist das, was du ihm versprechen mußtest, nicht zu erzählen? sagte Madame Montoni finster. Ich will durchaus wissen, und zwar sogleich. Was hast du ihm versprechen müssen?

„O Madame, rief Annette, ich möchte es um die ganze Welt nicht sagen."

„Ich bestehe darauf, daß du es ohne weitere Umstände sagst."

„O beste gnädige Frau, nicht um hundert Zechinen. Sie werden nicht haben wollen, daß ich mich verschwören soll."

„Ich will keinen Augenblick länger warten, sagte Madame Montoni. — Annette schwieg.

„Der

„Der Signor soll dieß sogleich erfahren, fuhr ihre Gebietherinn fort: er wird dich schon zur Sprache bringen."

„O um Gotteswillen, daß nur der Signor nichts erfährt; Ludovico wäre auf ewig unglücklich. Sie sollen alles wissen, gnädige Frau, wenn sie nur dem Signor nichts zu sagen versprechen."

Madame Montoni versprach es ihr.

„Nun denn Madame, Ludovico sagt, daß der Signor mein Herr ein — daß heißt, er denkt nur so, und Gedanken sind ja, wie sie wissen, gnädige Frau, zollfrey — er denkt, daß der Signor mein Herr ein — ein —

„Nun heraus damit, was denkt er," rief Madame Montoni voll Ungeduld. —

„Daß der Signor mein Herr im Begriff steht, ein großer Räuber — daß er im Begriff steht, für seinen eignen Vortheil zu rauben, mit einem Worte, (aber gewiß, er weiß nicht was er sagt) — daß er der Anführer einer Räuberbande werden will."

„Bist du bey Sinnen? rief Madame Montoni, oder ist dieß ein angelegter Streich um mich hinters Licht zu führen. Sag mir den Augenblick, was Ludovico wirklich zu dir gesagt hat. Keine Ausflüchte! Auf der Stelle!"

„So Madame, ist das mein ganzer Lohn, das Geheimniß verrathen zu haben?"

Ihre Frau fuhr noch fort in sie zu dringen, und Annette zu protestiren, bis Montoni selbst erschien; er hieß sie aus den Zimmer gehn und sie zog sich für den Erfolg ihrer Geschichte zitternd zurück. Auch Emilie wollte fortgehn, allein ihre Tante bath sie zu bleiben, und Montoni hatte sie so oft Zeuginn ihrer Streitigkeiten seyn

lassen, daß er sich kein Bedenken mehr daraus machte.

„Ich verlange durchaus zu wissen, Signor, was dieß alles bedeutet, sagte seine Frau; wer alle diese bewaffneten Männer sind, die, wie ich höre, von hier ausgezogen seyn sollen."

Montoni antwortete ihr nur mit einem verächtlichen Blick, und Emilie flüsterte ihr etwas ins Ohr. „Es ist einerley, sagte ihre Tante; ich will es wissen; so wie ich ebenfalls wissen will, warum dieß Schloß befestigt worden ist?"

„Still davon, still, sagte Montoni: ich kam in andern Absichten her; ich will nicht länger mit mir spaßen laßen. Ich brauche jetzt nöthig, was ich schon so lange gefordert habe. Diese Güter müssen ohne weitere Einwendung aufgegeben werden, sonst werde ich Mittel finden" —

„Sie sollen nie aufgegeben werden, unterbrach Madame Montoni — sie sollen Ihnen nie die Mittel verschaffen, Ihre wilden Absichten auszuführen. Aber worin bestehn diese; ich will es wissen. Erwarten Sie einen Angriff auf das Schloß? Erwarten sie Feinde? Soll ich hier eingesperrt werden, um in einer Belagerung den Tod zu finden?"

„Unterzeichnen Sie die Schriften, sagte Montoni, so sollen Sie mehr erfahren."

„Was für ein Feind könnte wohl hieher kommen, fuhr seine Frau fort. Sind Sie in die Dienste des Staates getreten. Soll ich hier eingeschlossen werden und umkommen?"

„Das könnte sich wohl zutragen, sagte Montoni ruhig, wenn Sie mein Verlangen nicht erfüllen: denn es mag auch kommen, was da will, so sollen Sie das Schloß nicht eher verlassen."

Madame Montoni brach in laute Klagen aus, die sie aber eben so plötzlich wieder verstummen ließ, weil ihr einfiel, daß diese Reden nur Kunstgriff seyn könnten, um sie zur Einwilligung zu bringen. Sie gab diesen Argwohn zu verstehn, und setzte gleich darauf hinzu, daß seine Absichten nicht so ehrenvoll wären, als dem Staate zu dienen, und daß sie glaubte, er hätte sich nur zu einem Anführer der Banditen aufgeworfen, um sich mit den Feinden Venedigs im Plündern zu vereinigen und das umliegende Land zu verwüsten.

Montoni sah sie mit einem starren, finstern Blicke an; Emilie zitterte, und seine Frau glaubte einmahl in ihrem Leben zu viel gesagt zu haben. „Sie sollen noch heute Abend, sagte er, nach dem östlichen Thurme gebracht werden: dort werden Sie vielleicht einsehn lernen, wie gefährlich es ist, einen Mann zu beleidigen, der unumschränkte Gewalt über Sie hat."

Emilie fiel ihm zu Füssen, und flehte mit Thränen der Angst für ihre Tante, die vor Furcht und Unwillen bebend, da saß, oft in Verwünschungen ausbrechen wollte, und dann wieder gerne ihre Bitten mit Emiliens Bitten vereinigt hätte. Montoni unterbrach indessen diese Bitten bald durch einen schrecklichen Fluch, und riß sich mit solcher Gewalt von Emilien, die ihn beym Mantel hielt, los, daß sie blutend mit dem Kopfe auf die Erde fiel. Er verließ das Zimmer, ohne daß er sich die Mühe gab, sie aufzuheben; allein ihre Aufmerksamkeit wurde bald von ihr selbst ab auf Madame Montoni gezogen, die ohne in Ohnmacht gefallen zu seyn, unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen blieb. Emilie, die sie tief

stöhnen hörte, eilte ihr zu Hülfe, und fand sie mit rollenden Augen und verzucktem Gesichte.

Sie redete sie an, ohne eine Antwort zu erhalten und lief nach Wasser, das sie ihr vor den Mund hielt: allein die zunehmenden Krämpfe zwangen sie bald, Hülfe zu rufen. Indem sie durch den Vorsaal ging, um Annetten zu suchen; stieß sie auf Montoni, dem sie den Zustand ihrer Tante beschrieb, und ihm beschwor, wieder umzukehren und sie zu trösten: allein er drehte sich stillschweigend mit einem gleichgültigen Blicke um, und ging auf den Wall. Endlich fand sie den alten Carlo und Annetten; mit denen sie ins Zimmer eilte, wo sie Madame Montoni in heftigen Verzuckungen auf der Erde liegen fanden. Nachdem sie sie ins nächste Zimmer gebracht und aufs Bett gelegt hatten, mußten sie alle Kräfte anwenden, sie zu halten; Annette zitterte und seufzte, und der alte Carlo sah sie stillschweigend und mitleidig an, ergriff eine von ihren Händen und sagte, indem er sich zu Emilien wandte: Großer Gott Signora, was soll dieß bedeuten?

Emilie sah ihn ruhig an, wie er seine forschenden Augen auf sie heftete, und Annette schrie laut als sie ihr ins Gesicht blickte: denn Emiliens Wange war voll Blut, das ihr noch immer langsam von der Stirne floß: allein ihre Aufmerksamkeit war so ganz mit dem Auftritte vor ihr beschäftigt, daß sie keinen Schmerz von ihrer Wunde gefühlt hatte. Sie hielt jetzt ein Schnupftuch vors Gesicht und blieb ihrer Schwäche ohngeachtet bey Madame Montoni, deren heftige Krämpfe sich verminderten, bis sie endlich ganz aufhörten und sie in einer Art von dumpfen Betäubung ließen.

„Meine Tante muß ruhig gelassen werden, sagte Emilie. Geht guter Carlo, wenn wir eures Beystandes brauchen, will ich euch rufen lassen. Wenn ihr indessen Gelegenheit habt, so sucht euren Herrn zu besänftigen!"

„Ach, sagte Carlo, ich habe nur zu viel gesehn! Mein Einfluß bey unsern Herrn ist sehr gering. Aber ich bitte Sie, liebes junges Fräulein, tragen Sie doch Sorge für sich selbst: dieß ist eine böse Wunde und Sie sehn schlimm aus."

„Ich danke euch lieber Freund, für eure Aufmersamkeit, sagte Emilie gütig lächelnd. Die Wunde hat nichts zu bedeuten, sie kam von einem Falle."

Carlo schüttelte den Kopf und verließ das Zimmer und Emilie blieb mit Annetten bey ihrer Tante zurück. Sie saßen stillschweigend vor dem Bette, bis Madame Montoni einen tiefen Seufzer ausstieß. Emilie ergriff ihre Hand und redete sie sanft an; allein ihre Tante sah sie starr an und brachte lange Zeit zu, ohne sie zu erkennen. Ihre ersten Worte waren eine Frage an Montoni, worauf Emilie mit der Bitte antwortete, daß sie sich ruhig halten und sich aller traurigen Gedanken entschlagen möchte. Wenn sie etwas an Montoni zu bestellen hätte, setzte sie hinzu, so wollte sie selbst es ihm hinterbringen.

„Nein, antwortete ihre Tante mit schwacher Stimme, ich habe ihm nichts neues zu sagen; besteht er darauf, daß ich aus meinem Zimmer gebracht werden soll?"

Emilie antwortete, er hätte seitdem nichts davon gesprochen, und bemühte sich nun, ihre Aufmersamkeit auf einen andern Gegenstand zu ziehn; allein ihre Tante schien auf alles was sie

sagte, nicht zu achten und in geheimen Gedanken verloren zu seyn. Nachdem Emilie ihr einige Erfrischungen gereicht hatte, überließ sie es Annetten, für sie zu sorgen und ging um Montoni aufzusuchen, den sie auf dem Walle unter einem Haufen von Leuten fand, die Annette ihr beschrieben hatte. Sie standen rings um ihn her mit wilden, doch unterwürfigen Blicken, während er heftig sprach und auf die Mauern zeigte, ohne Emilien wahrzunehmen, die in einiger Entfernung stehn blieb, um einen günstigen Augenblick abzuwarten. Ihre Aufmerksamkeit fiel unwillkührlich auf einen Mann, der, wilder als seine Gefährten, auf seine Pike gelehnt, da stand, und über die Schultern eines seiner Kameraden weg, nach Montoni sah, dem er sehr angelegentlich zuhörte. Dieser Mann war, wie es schien, von niedrigem Stande; doch schienen seine Blicke nicht so wie die seiner Gefährten, Montonis Obergewalt anzuerkennen, oft nahm er sogar ein gewisses Ansehn an, welches Montoni durch keinen seiner stolzen Blicke zu unterdrücken im Stande war. Einige wenige Worte von Montoni verflogen im Winde, als sie aber auseinander gingen, hörte sie ihn sagen, heute Abend also mit Sonnenuntergang begebt euch auf die Wache.

„Mit Sonnenuntergang, Signor, erwiederte einer von Ihnen — sie gingen fort, während Emilie sich Montoni näherte, der sie gern vermeiden zu wollen schien; sie bemerkte es, hatte aber doch den Muth auf ihn zuzugehn. Sie bemühte sich noch einmahl, ein Vorwort für ihre Tante einzulegen; stellte ihm ihr Leiden vor, und wie gefährlich es sey, sie in ihrem gegen-

wärtigen Zustande in ein kaltes Zimmer zu bringen. „Sie leidet durch ihre eigne Thorheit, sagte Montoni, und verdient nicht beklagt zu werden, sie weiß auf welche Art sie diese Leiden in Zukunft vermeiden kann; wenn sie nach dem Thurme gebracht wird, so ist es ihre eigene Schuld. Laß sie gehorsamen und die Schriften unterzeichnen, so will ich nicht mehr daran denken."

Als Emilie noch weiter zu bitten wagte, hieß er sie mürrisch schweigen, und verwies ihr, daß sie sich in seine häuslichen Angelegenheiten mische, endlich aber schickte er sie mit der Erklärung fort: daß er Madame Montoni nicht vor dem folgenden Abend fortschicken, sondern ihr Zeit lassen wollte, zu überlegen, ob sie es vorzöge, ihre Besitzungen aufzugeben, oder sich in dem östlichen Thurme einsperren zu lassen, wo sie, setzte er hinzu, eine Strafe finden soll, die sie nicht erwartet.

Emilie eilte nun, ihre Tante von dieser kurzen Frist, und der ihr übrig gelaßnen Wahl zu benachrichtigen; — sie gab keine Antwort, sondern schien in Gedanken, während Emilie in Betracht ihrer ausnehmenden Schwäche ihre Seele zu beruhigen und das Gespräch auf minder angreifende Gegenstände zu lenken suchte; allein obgleich dieser Versuch fehl schlug, und Madame Montoni unwillig wurde, schien sie doch von ihrem festen Vorsatz etwas nachzulassen und Emilie rieth ihr nun, als das einzige Mittel sich zu schützen, daß sie Montonis Verlangen erfüllen sollte.

„Sie wissen nicht, was Sie mir rathen, sagte ihre Tante, diese Güter werden nach mei-

nem Tode Ihnen zufallen, wenn ich auf meiner Weigerung beharre."

„Daß wußte ich freylich nicht, erwiederte Emilie, aber es kann mich nicht verhindern, Ihnen anzurathen, was nicht nur für Ihre Ruhe, sondern auch wie ich fürchte, für Ihre Sicherheit nothwendig ist, und ich bitte sie dringend, daß Sie sich durch eine vergleichungsweise so unbedeutende Rückficht nicht einen Augenblick abhalten lassen, Verzicht darauf zu thun."

„Ist das Ihr wahrer Ernst! Nichte?" —

„Ist es möglich, Madame, daß Sie daran zweifeln können — Ihre Tante schien gerührt zu seyn. „Sie verdienten wohl, diese Güter zu besitzen, sagte sie; ich wünschte um Ihrentwillen, sie erhalten zu können, Sie zeigen eine Tugend, die ich nicht erwartete."

„Wie habe ich diesen Vorwurf verdient, liebste Tante? sagte Emilie betrübt."

„Vorwurf! versetzte Madame Montoni: ich wollte Ihre Tugend loben."

„Ach! hier kann keine Ausübung von Tugend statt finden, sagte Emilie, denn hier ist keine Versuchung zu überwinden."

„Aber Herr Valancourt — sagte ihre Tante.

„O Madame, unterbrach Emilie, die voraus sah, was sie sagen wollte, lassen Sie mich daran nicht denken; lassen Sie mich mein Herz durch keinen so eigennützigen Wunsch beflecken." Sie lenkte sogleich das Gespräch auf etwas anders und blieb bey Madame Montoni, bis sie sich zur Nachtruhe in ihr Zimmer begab.

Um diese Stunde war alles im Schlosse still und jeder Bewohner, ausser ihr selbst, schien sich zur Ruhe gelegt zu haben. Als sie durch die wei-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0432
DFG

ten und einsamen Gänge düster und schweigend hinging, fühlte sie sich verlassen und beängstigt, ohne selbst zu wissen warum; so wie sie aber den Corridor betrat, erinnerte sie sich an den Umstand von vergangner Nacht, es ergriff sie eine Furcht, daß ihr ein ähnlicher Gegenstand des Schreckens, als Annetten aufstoßen könnte, und sie fühlte, daß es ihre geschwächten Lebensgeister kaum weniger angreiffen würde; sie wußte nicht genau, welches Zimmer Annette gemeint hatte, und ging, indem sie einen furchtsamen Blick durch die Dunkelheit schickte, mit leisen, behutsamen Schritten weiter, bis sie an eine Thüre kam, wo sie einen leisen Laut hörte, und unschlüssig still stand. Während dieses einzigen Augenblicks nahm ihre Furcht so sehr zu, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, sich von der Stelle zu rühren. Da sie eine menschliche Stimme inwendig zu hören glaubte, lebte sie einigermaaßen wieder auf, allein den Augenblick darauf wurde die Thüre geöffnet und es erschien eine männliche Gestalt, die sie für Montoni erkannte; er fuhr sogleich wieder zurück und verschloß die Thüre, jedoch nicht eher, bis sie bey dem Lichte, das inwendig brannte, eine andre Person, die in einer traurigen Stellung beym Feuer saß, gesehn hatte. Ihr Schrecken verschwand, aber sie gerieth in Erstaunen über Montonis geheimnißvolles Betragen und über die Entdeckung einer Person, die er auf solche Art um Mitternacht in einem Zimmer besuchte, das lange verschlossen gewesen war, und von dem solche sonderbare Gerüchte umliefen.

Während sie so unschlüßig da stand, voll Begierde, Montonis Bewegung zu beobachten

und zugleich furchtsam, ihn dadurch aufzubringen, daß sie ihn zu bemerken schien, wurde die Thüre aufs neue vorsichtig geöffnet, und so wie vorhin, auf der Stelle wieder zugeschlossen. Sie schlich nun leise nach ihrem Zimmer, stellte sich aber, nachdem sie die Lampe niedergesetzt hatte, in einen dunkeln Winkel des Gangs, um zu sehn, was diese halb gesehene Person anfinge, und ob es wirklich Montoni sey.

Nachdem sie einige Minuten in stummer Erwartung mit fest auf die Thüre gerichteten Augen da gestanden hatte, wurde wieder aufgemacht, und dieselbe Person erschien, die sie nun für Montoni erkannte. Er sah sich vorsichtig um, ohne sie wahrzunehmen, trat hervor, machte die Thüre zu, und verließ den Gang. Bald darauf hörte Emilie die Thüre inwendig abschließen, und zog sich voll Verwundrung über das, was sie gesehn hatte, in ihr Zimmer zurück.

Es war nun zwölf Uhr. Als sie ihre Fenster zumachte, hörte sie Fußtritte auf der Terasse unten, und sah undeutlich durch die Dunkelheit verschiedene Personen heran kommen, die unter dem Fenster hingingen. Gleich darauf hörte sie Waffen klirren und den Augenblick nachher die Parole sagen; sie erinnerte sich nun an den Befehl, den sie von Montoni gehört hatte, und an die Stunde der Nacht und merkte, daß diese Leute zum erstenmahl die Wache im Schlosse ablösten. Nachdem sie gehorcht hatte, bis alles wieder still war, legte sie sich zur Ruhe.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen ging Emilie in aller Frühe in das Zimmer der Madame Montoni, die gut geschlafen, und sich sehr wieder erhohlt hatte. Auch ihr Muth war mit ihrer Gesundheit wiedergekehrt, und ihr Entschluß, sich Montonis Verlangen zu wiedersetzen, hatte neue Stärke erlangt, ohngeachtet ihre Furcht, welche Emilie, die vor den Folgen ihres fernern Widerstandes zitterte, zu erhöhen sich bemühte, noch dagegen kämpfte.

Wir haben bereits gesehn, daß ihre Tante eine große Sucht zu widersprechen besaß. Lange Gewohnheit hatte diesen natürlichen Hang so sehr bestärkt, daß sie sich seiner kaum bewußt war. Emiliens Gründe und Vorstellungen machten ihren Stolz rege, statt ihre Urtheilskraft zu beschäftigen, oder sie zu überzeugen, und sie dachte nur darüber nach, ein Mittel auszufinden, wie sie vermeiden könnte, sich dem Verlangen ihres Mannes zu wiedersetzen. Sie glaubte, wenn sie nur einmahl aus seinem Schlosse entwischt wäre, seiner Macht Trotz biethen und eine Scheidung bewirken zu können, nach welcher sie ruhig auf ihren Gütern zu leben hoffte. Sie sprach davon mit ihrer Nichte, die in ihren Wunsch einstimmte, aber über die Wahrscheinlichkeit der Ausführung mit ihr verschiedner Meinung war. Sie stellte ihr vor, daß es unmöglich sey, aus den Thoren, die fest verschlossen und verwahrt waren, zu kommen, und wie gefährlich es sey, ihr Vorhaben

dem Gutbefinden eines Bedienten anzuvertrauen, der es entweder absichtlich oder zufällig verrathen könnte. Montonis Rache würde auch keine Grenzen kennen, wenn ihre Absicht entdeckt würde. So sehnlich auch Emilie wünschte, ihre Freyheit wieder zu erhalten und nach Frankreich zurückzukehren, zog sie doch nur Madame Montonis Sicherheit zu Rathe und blieb bey ihrem Vorschlage, daß sie ihr Vermögen aufgeben sollte, ohne ihn zu weitern Beleidigungen zu reitzen.

Der Kampf widerstrebender Gefühle wüthete indessen in ihrer Tante Busen fort, und sie beschäftigte sich noch immer mit der Möglichkeit, ihre Flucht durchzusetzen. Während sie so da saß, trat Montoni herein, und sagte, ohne von der Krankheit seiner Frau etwas zu erwähnen, er käme um sie zu erinnern, wie unartig es sey, ihr Spiel mit ihm zu treiben, und er gäbe ihr nur noch bis diesen Abend Bedenkzeit, ob sie seine Foderung erfüllen, oder ihn durch ihre Weigerung zwingen wollte, sie nach dem östlichen Thurme zu bringen. Er setzte hinzu, daß eine Gesellschaft von Herren Mittags mit ihm essen würde, und daß er sie an der Spitze der Tafel, wo auch Emilie gegenwärtig seyn müßte, erwartete. Madame Montoni war auf dem Puncte, eine durchaus abschlägige Antwort zu geben, da ihr aber plötzlich einfiel, daß ihre Freyheit während dieses Gastmahls, so beschränkt sie auch seyn möchte, ihre andern Pläne vielleicht begünstigen könnte, so willigte sie mit anscheinendem Widerstreben ein und Montoni verließ bald nachher das Zimmer. Sein Befehl versetzte Emilien in Verwundrung und Besorgniß; sie erschrack vor dem Gedanken, dem Anblick von Fremden, so wie sie diese sich

dachte, ausgesetzt zu seyn, und die Worte des Grafen Morano, die ihr jetzt wieder einfielen, dienten eben nicht ihre Furcht zu vermindern.

Sie kleidete sich beynahe noch einfacher als gewöhnlich, um nicht bemerkt zu werden, allein diese kleine List half ihr nichts, denn als sie wieder zu ihrer Tante ins Zimmer zurückgehn wollte, begegnete sie Montoni, der ihren steifen Anzug, wie er es nannte, tadelte, und darauf bestand, daß sie ihren schönsten Putz, ja sogar das Kleid, das zu ihrer Hochzeit mit dem Grafen Morano gemacht worden war, und das ihre Tante, wie sich jetzt zeigte, sorgfältig von Venedig mitgebracht hatte, anziehn sollte. Dieses Kleid war nicht nach der venetianischen, sondern nach der neapolitanischen Mode gemacht, und setzte ihren Wuchs, so wie ihre ganze Figur in das vortheilhafteste Licht. Ihre schönen kastanienbraunen Flechten waren nachlässig mit Perlen aufgebunden und fielen wieder auf ihren schönen Nacken zurück. Das einfache eines bessern Geschmacks, als Madame Montoni besaß, leuchtete aus dieser Kleidung, so prächtig sie auch war, hervor, und Emiliens ungekünstelte Schönheit hatte nie zaubrischer geschienen. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß Montoni aus keiner andern Absicht, als aus einem gewissen Stolz seine Familie in reichem Schmuck vor Fremden sehn zu lassen, ihr geheissen hätte, sich herauszuputzen; doch hätte ausser seinem ausdrücklichen Befehl nichts sie bewegen können, eine Kleidung zu tragen, die zu einem so gehässigen Zweck bestimmt war und am wenigsten bey dieser Gelegenheit. Als sie zu Tisch herunter kam, verbreitete die Bewegung ihrer Seele eine schwache Röthe

über ihr Gesicht und erhöhte den interessanten Ausdruck desselben: sie war aus einer gewissen Furchtsamkeit bis auf den letzten Augenblick in ihrem Zimmer geblieben, und als sie in den Saal trat, wo ein stattliches Mahl angerichtet war, saßen Montoni und seine Gäste bereits an der Tafel. Sie wollte sich zu ihrer Tante setzen, allein Montoni winkte mit der Hand und zwey von den Herren standen auf und nöthigten sie, Platz zwischen ihnen zu nehmen. Der eine, der weit älter zu seyn schien, als der andre, war ein langer Mann mit starken italienischen Zügen, einer Habichtsnase und dunkeln, durchdringenden Augen, die Feuer sprühten, wenn seine Seele in Bewegung war, und selbst, wenn sie sich im Stande der Ruhe befand, etwas von der Wildheit seiner Leidenschaften behielten. Sein Gesicht war lang und schmal und seine Farbe bleichgelb.

Der andre, der gegen vierzig Jahre zu seyn schien, hatte zwar auch ein italienisches, aber doch eine ganz andre Art von Gesicht, und einen schlauen, feinen, durchdringenden Blick. Seine dunkelgrauen Augen waren klein und tief; seine Gesichtsfarbe ein von der Sonne verbranntes Braun, und der Umriß seines Gesichts länglicht, aber unregelmäßig und übelgestaltet.

Acht andre Gäste, die alle einförmig gekleidet waren, saßen rund um den Tisch und ihrer aller Physiognomie verrieth mehr oder weniger einen Ausdruck wilden Stolzes, listiger Verschlagenheit, oder ungezähmter Leidenschaft: Emilie sah sie furchtsam an, und erinnerte sich des Auftritts vom vergangnen Morgen so lebhaft, daß sie beynahe von Banditen umgeben zu seyn

wähnte. Sie blickte zurück auf die Ruhe ihres frühern Lebens und betrachtete mit Erstaunen und Schmerz ihre gegenwärtige Lage.

Sie betrachtete abwechselnd Montoni, seine Gäste und die Scene um sie her, und die Erinnerung an ihre theure Heimath, an die reitzende Gegend, wo sie ihre erste Jugend zubrachte, an die Einfalt und Güte der Freunde, die sie verloren hatte, erfüllte aufs neue ihre Seele mit Schmerz.

Während der Mahlzeit wurde meistens von Krieg und politischen Gegenständen gesprochen, und Emilie bemerkte, daß Montoni einen gewissen entscheidenden Ton gegen seine Gäste annahm, den sie sich mit stillschweigender Anerkennung seiner Superiorität gefallen zu lassen schienen. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, standen sie auf; jeder füllte seinen Becher mit Wein aus der vergüldeten Kanne, die neben ihm stand, und trank, Glück und Heil unsern Thaten! Montoni wollte seinen Becher eben an die Lippen führen, um diese Gesundheit zu trinken, als plötzlich der Wein aufbrauste, bis an den Rand aufstieg und das Glas in tausend Stücke sprengte.

In ihm, der sich gewöhnlich einer Art von venedischem Glas bediente, das die Eigenschaft hat zu springen, sobald vergifteter Liquer hereingegossen wird, stieg natürlich der Verdacht auf, daß jemand von seinen Gästen ihn verrathen wollte; er befahl sogleich, alle Thore zu schließen, zog den Degen und rief, indem er sie, die in stummen Erstaunen da standen, der Reihe nach ansah: Es ist ein Verräther unter uns. Laßt die welche sich unschuldig wissen, behülflich seyn, den Schuldigen heraus zu bringen.

Unwillen flammte aus den Augen der Ritter: sie zogen alle das Schwert, und Madame Montoni, voll Angst was daraus erfolgen würde, wollte aus dem Saale eilen, als ihr Mann sie bleiben hieß: allein man konnte seine Worte nicht mehr unterscheiden, weil alle Stimmen zu gleicher Zeit sprachen. Sein Befehl, daß alle Bedienten herbey kommen sollten, wurde endlich befolgt; sie betheuerten, daß sie von keinem Betruge wüßten — eine Behauptung, der man nicht glauben konnte; denn es war offenbar, daß, da Montonis Wein, und nur der seinige vergiftet gewesen war, man einen Anschlag gegen sein Leben gemacht hatte, der unmöglich ohne die Mitwissenschaft des Bedienten, der die Aufsicht über die Weinbecher hatte, so weit hätte ausgeführt werden können.

Montoni ließ sogleich diesen Menschen, dessen Gesicht entweder das Bewußtseyn der Schuld, oder die Furcht vor Strafe verrieth, in Fesseln legen und in ein stark verwahrtes Zimmer sperren, das ehemahls zum Gefängniß gedient hatte. Er würde alle seine Gäste ebenfalls dahin geschickt haben, hätte er nicht die Folge einer so dreisten und nicht zu rechtfertigenden Behandlung vorausgesehn. Er begnügte sich also, was diese betraf, zu schwören, daß niemand aus seinen Thoren gelassen werden sollte, bis dieser ausserordentliche Vorfall aufs reine gebracht wäre. — Seiner Frau befahl er mit finstrer Miene, in ihr Zimmer zu gehn, wohin er Emilien ihr zu folgen erlaubte.

Ohngefähr eine halbe Stunde darauf kam er ihnen nach und Emilie bemerkte mit Schrecken

sein

sein finstres Gesicht und bebende Lippen, und hörte ihn Rache über ihre Tante ausrufen.

„Es wird Ihnen zu nichts helfen, die That zu läugnen, sagte er zu seiner Frau; ich habe Beweise Ihrer Schuld. Die einzige Möglichkeit, Vergebung zu erhalten ist, wenn Sie alles offen bekennen; sie dürfen weder von Starrsinn noch von Falschheit etwas hoffen: Ihr Mitschuldiger hat alles bekannt."

Emiliens schwache Lebensgeister wurden durch Erstaunen aufgeschreckt, als sie ihre Tante eines so schwarzen Verbrechens anklagen hörte, und sie konnte keinen Augenblick die Möglichkeit ihrer Schuld glauben. Madame Montoni hingegen war zu bewegt um antworten zu können; sie wurde abwechselnd blaß und roth und zitterte, ob aber aus Unwillen oder aus Furcht war schwer zu unterscheiden.

Sparen Sie Ihre Worte, sagte Montoni, da er sie im Begriff sah zu reden. Ihr Gesicht legt ein volles Geständniß Ihres Verbrechens ab. Sie sollen unverzüglich nach dem östlichen Thurme gebracht werden.

„Diese Beschuldigung, sagte Madame Montoni, der es sauer wurde zu sprechen, wird nur vorgebracht, um Ihrer Grausamkeit zur Entschuldigung zu dienen: ich verachte es, darauf zu antworten. Sie selbst glauben nicht daran."

„Signor, sagte Emilie feyerlich, ich wollte mit meinem Leben dafür stehn, daß diese schreckliche Anklage falsch ist. Nein, setzte sie hinzu, als er einen finstern Blick auf sie schoß, jetzt ist es nicht mehr Zeit zu schweigen. Nichts soll mich abhalten, Ihnen zu sagen, daß Sie hintergangen, schändlich hintergangen durch jemand sind, der

es darauf abgesehn hat, meine Tante ins Verderben zu stürzen. Es ist nicht möglich, daß Sie von selbst darauf gefallen seyn könnten, sie eines so entsetzlichen Verbrechens zu beschuldigen."

„Montonis Lippen bebten noch stärker; er antwortete Emilien nur: wenn Ihnen Ihr eignes Wohl lieb ist, so schweigen Sie. Ich werde schon wissen, wie ich Ihre Vermittelung zu deuten habe, wenn Sie noch länger darauf beharren."

Emilie hub ruhig die Augen gen Himmel auf. So ist also hier nichts zu hoffen, sagte sie.

„Still, rief Montoni, sonst sollen Sie erfahren, daß wenigstens etwas zu fürchten ist."

Er wandte sich zu seiner Frau, die nun wieder zu sich selbst gekommen war, und sich mit Heftigkeit gegen diesen dunkeln Verdacht vertheidigte; allein Montonis Wuth stieg mit ihrem Unwillen, und Emilie, die den Ausgang fürchtete, warf sich zwischen sie, klammerte sich schweigend um seine Knie, und sah ihn mit einem Ausdruck an, der das Herz eines Barbaren hätte erweichen können. Ob das seinige durch die Überzeugung von Madame Montonis Schuld verhärtet war, oder ob ein bloßer Verdacht ihn so rachdürstig machte — genug er blieb durchaus unempfindlich sowohl gegen den Kummer seiner Frau, als gegen Emiliens flehende Blicke. Er machte keinen Versuch sie aufzuheben, sondern stieß heftige Drohungen gegen Beyde aus, als er von jemand aus dem Zimmer gerufen wurde. Emilie hörte ihn das Schloß umdrehn und den Schlüssel einstecken. Sie sah nun, daß sie und Madame Montoni Gefangne waren und seine Absichten wurden ihr immer fürchterlicher. Sie konnte sich seine Ursachen zu diesem Betragen eben so

wenig erklären, als wenig es ihr gelang, den Schmerz ihrer Tante zu stillen, an deren Unschuld sie nicht zweifeln konnte.

Madame Montoni sah sich aufs neue im Zimmer um, ob sie nicht eine Möglichkeit entdecken könnte, aus dem Schlosse zu entwischen, und sprach mit Emilien darüber, die jetzt bereit war, sich aller Gefahr zu unterziehn, wiewohl sie sich enthielt, eine Hoffnung, mit der sie selbst sich nicht schmeichelte, bey ihrer Tante aufzumuntern. Sie wußte zu gut, wie sehr das Gebäude befestigt, und wie sorgsam es bewacht war, und zitterte, ihre Sicherheit der Laune der Bedienten anzuvertrauen, deren Hülfe sie suchen mußten. Der alte Carlo war mitleidig, allein er war zu sehr in seines Herren Interesse verflochten, als daß man ihm trauen konnte. Annette selbst konnte wenig thun, und Ludovico kannte Emilie nur vom Hörensagen. Diese Betrachtungen waren indeß für den gegenwärtigen Augenblick unnütz, da Madame Montoni und ihre Nichte von allem Umgang, selbst mit den Personen, gegen welche diese Gründe angeführt werden konnten, ausgeschlossen waren.

Im Saale war noch alles in Verwirrung und Aufruhr. Emilie glaubte zuweilen Schwerter klirren zu hören, und sie hielt es nur für mehr als zu wahrscheinlich, daß dieser Streit durch nichts geringers als durch die Waffen entschieden werden konnte. Nachdem Madame Montoni allen Unwillen und Emilie alle Trostgründe erschöpft hatte, herrschte unter ihnen die athemlose Stille, die oft in der Natur auf den Aufruhr der empörten Elemente folgt; eine Stille gleich

dem Morgen, der auf den Trümmern eines Erdbebens dämmert.

Eine unbestimmte Furcht herrschte in Emiliens Seele; sie erinnerte sich dunkel und undeutlich an das, was in der vergangnen Stunde vor ihren Augen geschehn war, und ihre Gedanken drehten sich schnell und abwechselnd wie in einem Wirbel.

Sie wurde aus diesem wachenden Traume durch ein Klopfen an der Thüre ihres Zimmers erweckt, und als sie fragte, wer da sey, hörte sie Annettens flüsternde Stimme.

„Beste gnädige Frau, lassen Sie mich herein kommen. Ich habe Ihnen viel zu sagen, rief das arme Mädchen."

„Die Thüre ist verschlossen," antwortete ihre Frau.

„Das sehe ich wohl, aber ich bitte, machen Sie doch auf."

„Der Signor hat den Schlüssel," versetzte Madame Montoni.

„Großer Gott! was wird dann aus uns werden!"

„Hilf uns von hier entfliehn, Annette. Wo ist Ludovico?"

„Unten im Saale, Madame; er ist mitten unter ihnen, und ficht trotz dem Besten."

„Ficht? Wer ficht, rief Madame Montoni?"

„Ey der Signor, Madame, und alle die Signors und viele andre mehr."

„Es ist doch niemand verwundet worden? sagte Emilie mit bebender Stimme?"

„Verwundet! — Ach Fräulein, sie schwimmen im Blute und die Schwerter klirren, und

— o heilige Jungfrau, lassen Sie mich herein, Madame, sie kommen hieher; man wird mich ermorden!"

„Fliehe, rief Emilie, flieh, wir können die Thüre nicht aufmachen."

Annette wiederhohlte, daß sie kämen und floh in demselben Augenblick.

Seyn Sie ruhig, Madame, sagte Emilie und wandte sich zu ihrer Tante. „Barmherziger Gott, was haben sie mit uns vor!" „Sie kommen vielleicht uns zu befreyen, sagte Emilie. Vielleicht ist Signor Montoni — überwunden."

Der Gedanke an seinen Tod gab ihren Lebensgeistern einen plötzlichen Stoß, und sie wurde ohnmächtig, als sie ihn in der Einbildung zu ihren Füßen umkommen sah.

Sie kommen, rief Madame Montoni; ich höre ihre Schritte; sie sind an der Thüre.

Emilie richtete ihre matten Augen nach der Thüre, alle in Schrecken beraubte sie der Sprache. Der Schlüssel knarrte im Schlosse, die Thüre ging auf, und Montoni erschien, von drey Menschen, die wie Henkersknechte aussahen, begleitet. „Vollzieht eure Befehle, sagte er zu ihnen und zeigte auf seine Frau, die laut aufschrie, aber sogleich aus dem Zimmer getragen wurde, während Emilie sinnlos auf ein Sopha sank, an dem sie sich aufrecht zu halten gesucht hatte. Als sie wieder zu sich selbst kam, erinnerte sie sich nur, daß Madame Montoni da gewesen war, und daß Dinge vorgegangen waren, an welche sie mit dunkeln Schrecken zurückdachte. Sie sah wild im Zimmer umher, als suchte sie etwas von ihrer Tante zu erfahren, während sie weder an ihre eigne

Gefahr, noch daran dachte, aus dem Zimmer zu entfliehn.

Als sie aber wieder mehr zur Besinnung gekommen war, stand sie auf, um, freylich nur mit schwacher Hoffnung, zu untersuchen, ob die Thüre nicht befestigt sey. Sie war offen und sie schlich furchtsam heraus auf den Gang; hier aber stand sie still, unschlüssig welchen Weg sie nehmen sollte. Ihr erster Wunsch war, einige Nachricht von ihrer Tante zu erfahren, und sie richtete endlich ihre Schritte nach dem untern Saal, wo Annette und das andre Gesinde sich gewöhnlich aufhielten.

Allenthalben, wohin sie nur ging, hörte sie in der Ferne Aufruhr und Streit, und die Gestalten und Gesichter, die sie durch die Gänge hineilen sah, verkündigten nur Unheil. Emilie glich jetzt einem Engel des Lichts, von bösen Feinden umgeben. Endlich kam sie in den untern Saal, der still und öde war, sie schnappte nach Luft und mußte sich niedersetzen, um wieder zu sich selbst zu kommen. Die Todtenstille dieses Ortes war eben so fürchterlich, als das Lärmen dem sie entwischt war; allein sie hatte doch nun Zeit, ihre zerstreuten Gedanken zu sammeln, und auf Mittel zu ihrer Sicherheit zu denken. Sie fand, daß es unnütz seyn würde, ihre Tante in den weiten Irrgängen des Schlosses zu suchen, vorzüglich jetzt, da jeder Zugang von Banditen besetzt schien; sie konnte sich nicht entschließen, in diesem Saale zu bleiben: da sie nicht wußte, ob sie ihn nicht bald zu dem Ort ihrer Zusammenkunft wählen würden: allein so sehr sie auch in ihr Zimmer zu gehn wünschte, fürchtete sie sich doch, ihnen unterwegs zu begegnen.

Unschlüssig und zitternd saß sie da, als ein fernes Murmeln durch die Stille drang, und immer lauter und lauter wurde, bis sie Stimmen unterschied und Schritte heran nahen hörte. Sie stand auf um fort zu gehn, allein die Töne kamen aus dem Gange, durch den sie gehn mußte, und sie sah sich genöthigt, im Saal die Ankunft der Personen zu erwarten; deren Schritte sie hörte. So wie sie näher kamen, hörte sie ein Stöhnen, und sah einen Mann langsam von vier andern herbey tragen. Ihre Lebensgeister erstarben bey dem Anblick, und sie lehnte sich an die Mauer, um nicht umzusinken. Die Träger kamen indeß in den Saal und da sie zu beschäftigt waren, um Emilien aufzuhalten oder nur zu bemerken, versuchte sie herauszugehn, allein ihre Kräfte verließen sie, und sie mußte sich wieder auf die Bank setzen. Eine feuchte Kälte übernahm sie; es wurde ihr düster vor den Augen; sie wußte nicht, was mit ihr vorgegangen war, oder wo sie sich befand, doch zitterte das Stöhnen des Verwundeten noch immer in ihrem Herzen. Nach wenig Augenblicken schien der Strom des Lebens wieder zu fließen; sie schöpfte freyer Athem und ihre Sinne erwachten wieder. Sie hatte nicht eigentlich eine Ohnmacht gehabt, oder ihr Bewußtseyn gänzlich verloren; sie suchte sich auf der Bank zu erhalten, ohne daß sie den Muth hatte, ihre Augen auf den unglücklichen Gegenstand zu richten, mit dem alles noch zu beschäftigt war, um auf sie zu achten.

Sobald ihre Kräfte wiederkehrten, stand sie auf und kam ungehindert aus dem Saal; sie hörte noch in der Ferne verworrne Töne und suchte sorgfältig ihren Weg durch einige dunkle Zimmer zu nehmen, um einen ähnlichen schreckli-

chen Anblick, wie sie zuvor gehabt hatte, zu vermeiden.

Endlich erreichte sie ihr Zimmer und fühlte sich, nachdem sie die Thüre nach dem Gange verriegelt hatte, für den ersten Augenblick sicher.

Emilie suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen, allein ihre Angst machte, daß sie stets nach einem Laute horchte und oft auf die Wälle heraus sah, wo indessen alles einsam und still war. So wie das Gefühl ihrer eignen unmittelbaren Gefahr abgenommen hatte, stieg ihre Besorgniß für Madame Montoni, der man, wie sie sich erinnerte, mit einem Gefängniß im östlichen Thurm gedroht hatte, und sie fand es nicht unwahrscheinlich, daß ihr Mann seine gegenwärtige Rache durch diese Strafe befriedigt haben möchte. Sie faßte deßwegen den Vorsatz, wenn die Einwohner des Schlosses sich zur Ruhe gelegt haben würden, den Weg nach dem Thurme aufzusuchen, der nicht schwer zu finden seyn konnte. Zwar wußte sie wohl, daß sie ihrer Tante, wenn sie auch da wäre, keinen wesentlichen Beystand leisten konnte, allein es konnte ihr doch vielleicht zu einigem Trost gereichen, nur zu wissen, daß man sie entdeckt hatte, und ihrer Nichte Stimme zu hören: auch ihr selbst schien jede Gewißheit über Madame Montonis Schicksal weit leidlicher als diese quälenden Zweifel.

Annette ließ sich indessen nicht sehn, und Emilie war wirklich besorgt, daß ihr bey den letzten Unruhen ein Unfall zugestoßen seyn möchte, denn es ließ sich sonst nicht vermuthen, daß sie versäumt haben würde, wieder in ihr Zimmer zu kommen.

So verstrichen die Stunden in Einsamkeit Schweigen und ängstlichen Vermuthungen. Da

sie weder durch einen Laut, noch durch eine Bothschaft von Montoni gestört wurde, so schien es, daß er sie ganz vergessen hätte und es gereichte ihr zu einigem Troste, daß man sie so unbemerkt ließ. Sie suchte ihre Gedanken von der innern Angst, die an ihr nagte, abzuziehn, allein sie wollten sich nicht gebiethen lassen; sie konnte weder lesen noch zeichnen und die Töne ihrer Laute standen so sehr in Mißklang mit ihren gegenwärtigen Gefühlen, daß sie nicht einen Augenblick dabey aushalten konnte.

Die Sonne ging endlich hinter den westlichen Gebürgen unter; ihre feurigen Strahlen verblichen von den Wolken! ein dünner melancholischer Purpur überzog sie und hüllte nach und nach das Land unten ein. Bald darauf ging die Schildwache auf dem Walle vorbey, um die Wache anzufangen.

Die Dämmerung hatte nunmehr ihren Schimmer über alle Gegenstände ausgebreitet; die traurige Dunkelheit ihres Zimmers rief fürchterliche Gedanken zurück, allein sie besann sich, daß sie um ein Licht zu hohlen, weit durch das Schloß und vorzüglich durch die Säle gehn müßte, wo sie bereits so viel Schrecken ausgestanden hatte. Zwar waren ihr bey der gegenwärtigen Stimmung ihrer Seele, Einsamkeit und Dunkelheit schrecklich; auch war es ihr unmöglich, im Dunkeln den Weg zu ihrer Tante im Thurm zu finden, doch wagte sie sich nicht heraus, um eine Lampe zu hohlen.

Während sie so am Fenster stand, um den letzten zögernden Schimmer des Abends zu haschen, schwebten tausend undeutliche Schreckensgestalten um ihre Fantasie. „Wie wenn einer die-

ser Banditen die geheime Winkeltreppe entdeckte, sagte sie, und sich in der Dunkelheit der Nacht in mein Zimmer schliche?" Dann fiel ihr wieder der geheimnißvolle Einwohner des Zimmers neben ihr ein und ihre Furcht nahm eine andre Richtung. „Er ist kein Gefangner, sagte sie, ob er gleich in seinem Zimmer bleiben muß: denn Montoni machte die Thüre nicht zu als er herausging: der Unbekannte selbst verschloß sie: es ist also offenbar, daß er herausgehn kann, wenn es ihm gefällt."

Sie hielt inne: denn ohngeachtet der Furcht, die ihr die Dunkelheit verursachte, hielt sie es doch für sehr unwahrscheinlich, daß der Fremde, wer er auch seyn möchte, irgend eine Ursache haben könnte, sich in ihre Einsamkeit zu schleichen; der Gegenstand ihrer Angst veränderte sich aufs neue, wenn sie sich an die Nähe des Zimmers, wo das verschleyerte Gemählde hing, erinnerte, und sie war ungewiß, ob nicht ein Gang von demselben zu der unverriegelten Thüre der Winkeltreppe führte.

Es war nunmehr völlig dunkel und sie verließ das Fenster: als sie, die Augen auf das Camin geheftet, so da saß, glaubte sie einen Funken Feuer zu sehn. Sie fachte mit vieler Mühe ein paar Kohlen, die noch in der Asche glimmten, an; und nachdem sie eine Lampe dabey angezündet hatte, die immer in ihrem Zimmer stand, fühlte sie eine Zufriedenheit, die sie für den Augenblick gar nicht an ihre gegenwärtige traurige Lage denken ließ. Sie ließ es ihre erste Sorge seyn, die Thüre nach der Winkeltreppe zu verwahren; sie schleppte alle Möbeln, die sie nur von der Stelle bringen konnte, dahin,

und fand bey dieser Beschäftigung neue Gelegenheit zu bemerken, wie weit drückender der Müssige sein Unglück fühlt, als der, welcher sich zu beschäftigen sucht; denn sobald sie sich die Zeit nahm, über alle Umstände ihres gegenwärtigen Leidens nachzudenken, bildete sie sich tausend Übel von der Zukunft ein, und diese wirklichen und eingebildeten Ursachen des Kummers verwundeten ihr Herz auf gleiche Art.

So strichen die Stunden bis Mitternacht schwer vorüber, und sie zählte nun die dumpfen Töne der großen Glocke, die unvermischt mit einem andern Laut, ausser dem fernen Rufen einer Schildwache, die zum Ablösen kam, längs dem Walle hinrollten. Sie glaubte nun, sich nach dem Thurme hinwagen zu können, und nachdem sie leise die Thüre geöffnet hatte, um den Gang zu untersuchen und zu horchen, ob jemand im Schlosse sich rührte, fand sie alles in tiefer Stille. Allein nicht sobald hatte sie das Zimmer verlassen, als sie ein Licht an der Wand schimmern sah; ohne sich aufzuhalten um zu sehn, von wem es käme, fuhr sie zurück und machte die Thüre zu. Da sich niemand sehn ließ, glaubte sie, daß es Montoni wäre, der ihrem unbekannten Nachbar seinen mitternächtlichen Besuch abstattete, und beschloß zu warten, bis er sich wieder in sein Zimmer begeben haben würde.

Sobald die Glocke aufs neue eine halbe Stunde verkündigt hatte, machte sie die Thüre wieder auf, und da sie niemand aussen sah, eilte sie schnell in einen Gang, der längs der Südseite des Schlosses nach der Winkeltreppe führte, von wo sie ihren Weg nach dem Thurme leicht finden zu können glaubte. Sie stand oftmahls unterweges still, horchte ängstlich auf das

Brausen des Windes und sah furchtsam durch die Dunkelheit der langen Gänge hin, bis sie endlich die Winkeltreppe erreichte; allein hier ging ihre Verlegenheit aufs neue an. Sie sah zwey Gänge, ohne zu wissen, welchen sie wählen sollte, und mußte endlich mehr den Zufall als die Umstände entscheiden lassen. Der, welchen sie nahm, führte zuerst in einen weiten Gang, durch den sie leise und schnell hinging; denn das einsame Ansehn des Ortes schreckte sie, und sie fuhr vor dem Wiederhall ihrer eignen Schritte zurück.

Plötzlich glaubte sie eine Stimme zu hören, und da sie nicht unterscheiden konnte, woher sie kam, fürchtete sie sich eben so sehr weiter zu gehn, als umzukehren. Einige Augenblicke stand sie in horchender Erwartung da, fuhr beynahe vor sich selbst zurück und wagte kaum, sich umzusehn. Die Stimme kam wieder, allein ob sie gleich nahe war, ließ ihre Angst sie doch nicht deutlich unterscheiden, woher sie käme. Sie glaubte bloß zu hören, daß es klagende Töne waren, und wurde in diesem Glauben durch ein tiefes Stöhnen bestärkt, das aus einem der Zimmer kam, die in den Gang stießen. Es fiel ihr sogleich ein, daß Madame Montoni hier eingesperrt seyn könnte, und sie ging an die Thüre, um mit ihr zu sprechen, wurde aber durch die Betrachtung abgeschreckt, daß sie sich vielleicht einem Fremden bloß geben und dieser sie an Montoni verrathen könnte: denn wenn gleich diese Person, wer es auch seyn mochte, sehr betrübt zu seyn schien, so folgte doch daraus nicht, daß er ein Gefangner seyn müsse.

Während diese Gedanken sich in ihrer See-

le durchkreuzten und sie unschlüssig erhielten, ließ sich die Stimme wieder hören und rief Ludovico; sie merkte nun, daß es Annette war und ging freudig auf sie zu.

„Ludovico, rief Annette schluchzend, Ludovico!"

„Bist du es sagte Emilie und versuchte die Thüre aufzumachen. Wie kamst du hieher? Wer sperrte dich ein?"

„Ludovico, wiederhohlte Annette, o Ludovico!"

„Es ist nicht Ludovico, ich bin es."

Annette hörte auf zu schluchzen und schwieg.

Wenn du die Thüre aufmachen kannst, so laß mich herein, sagte Emilie, hier ist niemand der dir etwas zu Leide thun wird.

„Ludovico! o Ludovico!" rief Annette aufs neue.

Emilie verlor nun alle Geduld, und da sie immer mehr fürchtete, gehört zu werden, war sie beynahe im Begriff, wieder fortzugehn, als ihr einfiel, daß Annette vielleicht etwas von Madame Montoni wüßte oder sie nach dem Thurm zurecht weisen könnte. Endlich erhielt sie eine, zwar sehr unbefriedigende Antwort: denn Annette wußte nichts von Madame Montoni und beschwur Emilien nur ihr zu sagen, was aus Ludovico geworden wäre. Sie wußte nichts von ihm und fragte Annetten aufs neue, wer sie hier eingeschlossen hätte.

„Ludovico, sagte das arme Mädchen, Ludovico, schloß mich ein; als ich heute aus der Garderobe weglief, wußte ich gar nicht wo ich hin sollte, um Sicherheit zu finden, und traf hier im Gange Ludovico, der mich in dieses

Zimmer trieb, und mich einsperrte, damit ich ausser Gefahr käme. Allein er war selbst in solcher Eile, das er kaum zehn Worte sprach: er sagte mir bloß, daß er, wenn alles ruhig wäre, kommen und mich herauslassen wollte, worauf er den Schlüssel zu sich steckte. Nun sind schon so viele Stunden verstrichen, ohne daß ich ein Wort von ihm gehört habe. Sie haben ihn ermordet; gewiß haben Sie ihn ermordet!"

Emilie erinnerte sich plötzlich an den Verwundeten, den sie in das Bedientenzimmer hatte tragen sehn und zweifelte kaum, daß es Ludovico wäre; doch verschwieg sie Annetten diesen Umstand und bemühte sich sie zu trösten. Voll Verlangen aber, von ihrer Tante zu hören, fragte sie aufs neue um den Weg nach dem Thurm.

„O Sie werden doch nicht dahin gehn wollen, Fräulein, sagte Annette. Um Gotteswillen, lassen Sie mich doch hier nicht allein."

„Du bildest dir doch wohl nicht ein, daß ich die ganze Nacht hier im Gange warten werde, antwortete Emilie; sag mir nur, wie ich nach dem Thurm komme, wenn es Tag wird, will ich dich auch zu befreyen suchen."

„O heilige Mutter, rief Annette, so soll ich die ganze Nacht hier allein bleiben! ich werde von Sinnen kommen, und Hungers sterben dazu; denn ich habe seit Mittag nichts zu essen gehabt."

Emilie konnte sich kaum enthalten, über Annettens so verschiedenartige Bedrängnisse zu lächeln ohngeachtet sie sie aufrichtig beklagte, und alles was sie konnte, zu ihrem Troste hervorsuchte. Endlich erhielt sie etwas, das einer Anweisung nach dem östlichen Thurme ähnlich sah, und

verließ die Thüre, von welcher sie nach vielen Verirrungen und Verlegenheiten die steile Winkeltreppe des Thurms erreichte, an deren Fuße sie aufs neue stillstand, um auszuruhn und durch den Gedanken an ihre Pflicht ihren Muth wieder anzufeuern. Als sie diesen traurigen Ort übersah, entdeckte sie der Winkeltreppe gegenüber eine Thüre und, begierig zu wissen, ob sie zu Madame Montoni führen würde, schob sie die Riegel auf, die sie befestigten. Ein frischeres Lüftchen bließ ihr ins Gesicht, als sie die Thüre aufmachte, die auf den Wall stieß und der plötzliche Zugwind hätte ihr beynahe das Licht ausgeblasen, das sie nun weit von sich abhielt. Sie sah aufs neue auf die dunkle Terrasse hin und entdeckte nur den schwachen Umriß der Mauern und einiger Thürme, während oben schwere Wolken, auf dem Winde getragen, sich unter die Sterne zu mischen und die Nacht in dickere Finsterniß zu hüllen schienen. Indem sie so da stand und den Augenblick der Gewißheit noch weiter hinaus zu schieben wünschte, von der sie nur Bestätigung des Schlimmen erwarten konnte, erinnerte sie ein ferner Fußtritt, daß sie villeicht von den Leuten auf der Wache bemerkt werden könnte. Ohne sich nun noch weiter aufzuhalten, machte sie eilends die Thüre zu, nahm ihre Lampe und ging die Winkeltreppe hinauf. Es ergriff sie ein Zittern, als sie durch die Dunkelheit hinaufstieg. Dieser Ort schien ihrer traurigen Fantasie ein Ort des Todes zu seyn, und die tiefe Stille, die daselbst herrschte, bestärkte diese Vorstellung. Ihr Herz erbebte: vielleicht bin ich nur hieher gekommen, sagte sie zu sich selbst, um eine schreckliche Wahrheit zu erfahren, oder ein schreckliches Schauspiel

anzusehn — ich fürchte, daß meine Kräfte einen solchen Zusatz von Schrecken nicht überleben würden.

Das Bild ihrer ermordeten, vielleicht von Montoni ermordeten Tante stieg wieder in ihrer Seele auf — sie zitterte, keuchte nach Athem, bereute, daß sie sich hieher gewagt hatte, und hemmte ihre Schritte. Nachdem sie aber einige Minuten still gestanden hatte, kehrte das Bewußtseyn ihrer Pflicht zurück und sie ging weiter. Alles war noch still — endlich fiel ihr eine Spur von Blut auf der Treppe in die Augen und sie sah sogleich, daß die Wand und noch einige andre Stuffen befleckt waren. Sie stand still, suchte sich aufs neue aufrecht zu halten, und ließ beynahe die Lampe aus ihrer zitternden Hand fallen. Noch immer hörte man keinen Laut — kein lebendiges Wesen schien diesen Thurm zu bewohnen. Tausendmahl wünschte sie sich wieder in ihr Zimmer zurück, fürchtete weiter zu forschen, fürchtete einem schrecklichen Anblick entgegen zu gehn und konnte sich doch nicht entschließen, jetzt, da sie dem Ende ihrer Bemühung so nahe war, davon abzustehn. Nachdem sie aufs neue Muth gefaßt hatte, weiter zu gehn, und den Thurm halb hinauf gestiegen war, kam sie an eine andre Thüre, stand aber wieder unschlüssig still. Sie horchte, ob sich kein Ton inwendig spüren ließe, raffte dann allen ihren Muth zusammen, machte sie auf und kam in ein Zimmer, das bey den schwachen Strahlen die ihre Lampe durch die Dunkelheit warf, nur von Feuchtigkeit triefende, kahle Wände sehn ließ. Indem sie so da stand, und es mit furchtsamer Erwartung, die Überreste ihrer unglücklichen Tante zu entdecken untersuchte, sah sie etwas

was in einem dunkeln Winkel des Zimmers liegen, und von einer schrecklichen Ahndung ergriffen, verlor sie auf einen Augenblick Bewegung und Gefühl. Dann aber eilte sie mit der Entschlossenheit der Verzweiflung auf den Gegenstand ihres Schreckens zu, fand aber nur einen Haufen Kleidungsstücke, die sie für die alte Uniform eines Soldaten erkannte, und worunter sie einen Haufen von Piken und andern Waffen entdeckte. Sie wagte kaum ihren Augen zu trauen und verließ das Zimmer, so sehr getröstet und mit der Überzeugung, daß ihre Tante nicht da war, so sehr beschäftigt, daß sie im Begriff war, den Thurm herab zu steigen, ohne noch weiter zu forschen: indem sie sich aber umdrehte, bemerkte sie auf einigen Stuffen aufs neue Spuren von Blut, und da sie sich erinnerte, daß noch ein Zimmer zu untersuchen wäre, stieg sie noch einmahl die krumme Treppe hinauf. So wie sie höher kam, fand sie immer mehr Blut auf der Treppe.

Sie kam wieder an eine Thüre, aber da sie nun der gesuchten Gewißheit so nahe war, fürchtete sie sie noch beynahe mehr als zuvor, und hatte weder Kraft zu reden, noch einen neuen Versuch zu machen, die Thüre zu öffnen.

Nachdem sie vergebens nach einem Laute gehorcht hatte, um ihre Furcht zu bestätigen oder zu vernichten, legte sie endlich die Hand an das Schloß, und da sie es verschlossen fand, rief sie Madame Montoni, allein alles blieb todtenstill.

Sie ist todt rief sie, ermordet! — ihr Blut klebt auf der Treppe!

Emilie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum länger aufrecht halten konnte, und kaum hatte

sie soviel Gegenwart des Geistes, die Lampe niederzustellen und sich auf einen Tritt zu setzen.

Als sie wieder zur Besinnung kam, rief sie aufs neue gegen die Thüre und versuchte aufs neue sie aufzumachen; nachdem sie aber eine Zeitlang gewartet hatte, ohne Antwort zu erhalten, oder einen Laut zu hören, stieg sie in den Thurm herunter und suchte mit aller Schnelligkeit, die ihre Schwäche zuließ, ihr Zimmer wieder.

Als sie in den Gang trat, wurde die Thüre eines Zimmers geöffnet, aus den Montoni hervor kam. Emilie, mehr erschrocken als je, zog sich bald genug wieder zurück, um nicht von ihm bemerkt zu werden, und hörte ihn die Thüre zumachen, die sie für dieselbe erkannte, aus der sie ihn schon einmahl kommen sah. Sie blieb stehn bis sich der schwache Nachhall seiner Schritte in der Ferne verlor, ehe sie sich wieder in ihr Zimmer wagte, wo sie sogleich die Thüre verschloß, sich ins Bette legte, die brennende Lampe aber auf dem Kamin stehen ließ. Allein der Schlaf war von ihrer gequälten Seele geflohn, die sich nur mit Bildern des Schreckens beschäftigte. Sie suchte sich mit aller Gewalt zu überreden, daß Madame Montoni vielleicht nicht nach dem Thurme gebracht worden wäre; wenn sie sich aber an die vorigen Drohungen ihres Mannes und an den schrecklichen Geist der Rache erinnerte, den er kürzlich bey einer gewissen Gelegenheit verrathen hatte; wenn sie an seinen Charakter überhaupt, an die Blicke der Leute, die Madame Montoni aus ihrem Zimmer gerissen hatten, an die Spuren auf der Treppe des Thurmes dachte, so konnte sie kaum zweifeln, daß, ihre Tante in der

schrecklichen Absicht, sie zu morden, dahin gebracht worden sey.

Die Morgendämmerung hatte schon lange durch ihr Fenster geschimmert, ehe ihre Augen sich schlossen, und endlich die erschöpfte Natur ihr eine kurze Frist von Leiden vergönnte.

Eilftes Kapitel.

Emilie blieb den andern Morgen in ihrem Zimmer, ohne etwas von Montoni zu erfahren, oder ein menschliches Wesen zu sehn, die bewafneten Männer ausgenommen, die zuweilen auf der Terasse unten hingingen. Da sie seit dem vergangnen Mittag keinen Bissen zu sich genommen hatte, machte ihre ausserordentliche Schwäche es nothwendig, die Zuflucht ihres Zimmers zu verlassen, um sich eine Erfrischung zu verschaffen; und nicht minder lag es ihr am Herzen, Annetten wieder in Freyheit zu setzen. Sie überlegte nur, ob sie sich an Montoni selbst, oder an das Mitleid einer andern Person wenden sollte, bis endlich ihre peinliche Angst um ihre Tante ihren Abscheu vor seiner Gegenwart überwog, und sie zu ihm zu gehn und ihn zu bitten beschloß, daß er sie Madame Montoni möchte sehn lassen.

Annettens Abwesenheit machte es ihr indessen nur zu gewiß, daß Ludovico ein Unglück zugestoßen und sie noch immer eingesperrt seyn müßte; sie nahm sich also vor, in das Zimmer zu gehn, wo sie den Abend zuvor mit ihr gesprochen hatte,

und wenn sie noch darin wäre, Montoni von ihrer Lage Nachricht zu geben.

Es war beynahe Mittag, ehe sie sich hervor wagte; sie ging zuerst in die südliche Gallerie, wohin sie kam, ohne jemand anzutreffen, oder nur einen Laut zu hören, ausgenommen von Zeit zu Zeit den Wiederhall eines fernen Fußtritts.

Sie hatte nicht nöthig Annetten zu rufen; denn ihr Klagegeschrey drang ihr schon entgegen, wie sie sich dem Gange näherte; sie bejammerte ihr eignes und Ludovicos Schicksal und sagte Emilien, daß sie gewiß Hungers sterben würde, wenn sie nicht auf der Stelle heraus käme. Emilie antwortete, sie wäre im Begriff zu Montoni zu gehn, und um ihre Erlösung zu bitten, allein die Schrecken des Hungers machten sogleich der Furcht vor dem Signor Platz, und als Emilie fortging, bath das arme Mädchen sie flehentlich, Montoni den Ort ihres Aufenhalts nicht zu entdecken.

Als Emilie dem großen Saal nahe kam, erneuten die Töne, die sie hörte, und die Leute, die sie im Gange antraf, ihre Unruhe. Diese verhielten sich zwar ruhig und störten sie nicht, ohngeachtet sie sie aufmerksam ansahe, als sie vor ihnen vorbey ging und zuweilen leise sprachen. Auf ihrem Wege durch den Saal sah sie zerbrochene Stücken von Degen, einige zerrißne mit Blut befleckte Kleider auf der Erde liegen und erwartete beynahe, einen todten Körper unter ihnen zu finden, allein mit diesem Anblick blieb sie wenigstens für jetzt verschont. So wie sie sich dem Zimmer näherte, drang der Ton verschiedner Stimmen von innen hervor, und die

Furcht, vor vielen Fremden zu erscheinen sowohl, als Montoni durch ihr Hereintreten aufzubringen, machte daß sie still stand und in ihrem Vorsatz schwankte. Sie sah den langen Saal hinab, um einen Bedienten zu entdecken, der eine Bothschaft überbringen könnte; allein niemand erschien. Die Stimmen von innen verriethen keinen Zank, ohngeachtet sie verschiedne von den Gästen des vorigen Tags erkannte, allein noch immer fehlte ihr der Muth, so oft sie an die Thüre klopfen wollte, und sie nahm sich vor, im Saale zu warten, bis jemand käme, der Montoni aus dem Zimmer rufen könnte, als er plötzlich, da sie sich eben von der Thüre umdrehte, sie selbst aufmachte. Emilie zitterte und wurde bestürzt, während er voll Erstaunen zurückfuhr und alle Schrecken seines Gesichtes sich entfalteten. Sie vergaß alles was sie sagen wollte, und fragte weder nach ihrer Tante, noch bath sie für Annetten, sondern stand schweigend und verlegen da.

Er machte die Thüre zu, verwies ihr in harten Ausdrücken eine Niederträchtigkeit, die sie nicht begangen hatte, und fragte sie finster, was sie erhorcht hätte. Diese Beschuldigung brachte sie so weit wieder zur Besinnung, daß sie ihm versicherte, sie sey nicht in der Absicht hieher gekommen zu horchen, sondern ihn um Mitleid für ihre Tante und Annetten zu flehn. Montoni schien an dieser Behauptung zu zweifeln, denn er betrachtete sie mit forschenden Blick, und es war sichtlich, daß ihm nicht wenig daran lag. Emilie erklärte sich nun näher, und schloß mit der Bitte, daß er ihr den Aufenthalt ihrer Tante entdecken und ihr erlauben möchte, sie zu besuchen: allein er sah

sie nur mit einen boshaften Lächeln an, das ihre ärgsten Besorgnisse für ihre Tante bestärkte, und sie hatte in diesem Augenblick nicht mehr das Herz, ihre Bitte zu erneuern.

„Was Annetten betrift, sagte er, so können Sie sich an Carlo wenden. Der Narr, der sie einsperrte, ist gestern gestorben. — Emilie schauderte — aber meine Tante Signor, sagte sie, o verheelen Sie mir nicht, was aus meiner Tante geworden ist.“

„Es ist für sie gesorgt, antwortete Montoni hastig; ich habe nicht Zeit, unnütze Fragen zu beantworten.“

Er wollte fortgehn, aber Emilie beschwur ihn mit einer Stimme so voll Angst, daß es nicht möglich war, ihr ganz zu wiederstehn, ihr zu sagen, wo Madame Montoni wäre: während er schwieg und sie ängstlich sein Gesicht beobachtete, erscholl eine Trompete und gleich darauf hörte sie die schweren Thore aufmachen und Pferde im Hofe stampfen nebst dem Gewühl vieler Stimmen. Sie blieb einen Augenblick unschlüssig stehn, ob sie Montoni folgen sollte, der bey dem Trompetenstoß durch den Saal gegangen war, und als sie ihm nachsah, erblickte sie durch die Thüre, die hinter einer langen Reihe von Schwebbogen in den Hof stieß, einen Haufen Reuter, die sie, soviel die Entfernung und ihre Angst ihr zuließ, für dieselben erkannte, die sie wenig Tage zuvor hatte abreisen sehn. Allein sie blieb nicht lange stehn um darüber zu grübeln, denn so wie die Trompete zum zweytenmahl erscholl, drangen die Ritter aus dem Zimmer hervor, und aus allen Winkeln des Schlosses kamen Leute in den Saal herbey gelaufen. Emilie suchte

noch einmahl in ihrem Zimmer eine Zuflucht; aber auch dahin folgten ihr Bilder des Schreckens. Sie überlegte aufs neue Montonis Wesen und Worte, als er von seiner Frau sprach, und sie dienten nur, ihren schrecklichsten Verdacht zu bestätigen. Ihre Thränen wollten noch immer zur Lindrung nicht fließen, und sie hatte schon lange in Gedanken versenkt, da gesessen, als ein Klopfen an der Thüre sie aufschreckte. Es war der alte Carlo.

Liebes junges Fräulein, sagte er, ich bin so herumgejagt worden, daß ich erst diesen Augenblick an Sie habe denken können. Ich habe Ihnen Früchte und Wein gebracht und weiß gewiß, daß Sie es sehr bedürftig sind."

„Ich danke euch, lieber Carlo, sagte Emilie; ihr seyd sehr gütig. Hat euch der Signor an mich erinnert?"

Nein Signora, erwiederte Carlo, Seine Gnaden haben alle Hände voll genug zu thun. Emilie erneuerte nun ihre Nachfragen nach Madame Montoni, allein Carlo war während der Zeit, daß man sie weggebracht hatte, im andern Ende des Schlosses beschäftigt gewesen und hatte seitdem nichts von ihr gehört.

Emilie sah ihm scharf ins Gesicht während er sprach, denn sie war ungewiß, ob er wirklich nichts wußte, oder ob er die Wahrheit nur aus Furcht, seinen Herrn zu beleidigen, verschwieg. Verschiedene Fragen wegen des gestrigen Streites beantwortete er ganz kurz und sagte nur, daß dieser Streit jetzt friedlich beygelegt wäre, und daß der Signor selbst glaube, in seinem Verdacht gegen seine Gäste sich geirrt zu haben.

Sie bath ihn darauf, Annette zu befreyen;

er versprach es, und war eben im Begriff zu gehen, als es ihr einfiel, ihn zu fragen, wer die eben angekommnen Personen wären. Ihre Vermuthung war ganz richtig gewesen: es war Berezzi mit seiner Gesellschaft.

Diese kurze Unterhaltung mit Carlo hatte sie einigermaßen beruhigt: denn in ihrer gegenwärtigen Lage war es ihr ein Trost, die Töne des Mitleids zu hören, und dem Blicke der Sympathie zu begegnen.

Es verstrich eine Stunde ehe Annette erschien, endlich kam sie schluchzend und weinend herbey. O Ludovico! Ludovico! rief sie.

„Meine arme Annette, sagte Emilie, und ließ sie niedersetzen."

„Ach Fräulein, wer hätte das gedacht? O trauriger unglücklicher Tag! daß ich ihn je erleben mußte!"

In diesem Tone seufzte und klagte sie fort, bis Emilie es für nothwendig hielt, dem Übermaße ihres Schmerzes Einhalt zu thun.

„Der Tod raubt uns unaufhörlich geliebte Freunde, sagte sie mit einem Seufzer, der vom Herzen kam. Wir müssen uns dem Willen des Himmels unterwerfen. Ach unsre Thränen können die Todten nicht wieder ins Leben rufen!"

Annette nahm das Schnupftuch vom Gesichte.

„In einer bessern Welt wirst du Ludovico wieder finden! setzte Emilie hinzu."

„Ja, ja Fräulein, schluchzte Annette; allein ich hoffe ihn noch in dieser Welt wieder zu sehn, so schwer er auch verwundet ist."

„Verwundet! rief Emilie. Lebt er denn noch?"

„Ja Fräulein, aber er ist erschrecklich ver-

wundet und konnte nicht kommen, um mich herauszulassen. Anfangs hielten sie ihn für todt, und er ist erst jetzt wieder ordentlich zu sich selbst gekommen."

„Ich freue mich zu hören, daß er noch lebt."

„Noch lebt! um aller Heiligen willen, ich hoffe auch nicht, daß er sterben wird."

„Emilie sagte, sie hoffe es nicht;" allein dieser Ausdruck schien Annetten eine gewisse Furcht zu verrathen, und die ihrige nahm in eben dem Maaße zu, wie Emilie ihr Muth einzusprechen suchte. Auf ihre Erkundigung nach Madame Montoni konnte sie keine befriedigende Antwort geben.

„Ich vergaß ganz bey den Bedienten nachzufragen, Fräulein, denn ich konnte an niemand denken als an den armen Ludovico."

Annettens Schmerz hatte sich nun etwas gelegt, und Emilie schickte sie fort, um sich nach ihrer Herrschaft zu erkundigen, allein sie konnte nichts von ihr erfahren. Verschiedne, die sie befragte, wußten wirklich nichts von ihrem Schicksal und andre hatten wahrscheinlich Befehl erhalten, es zu verschweigen.

Dieser Tag verstrich Emilien in fortdauernder Angst und Bekümmerniß um ihre Tante: doch ließ wenigstens Montoni sie unbelästigt und jetzt da Annette befreyt war, bekam sie wenigstens zu essen, ohne sich einer Gefahr oder Unverschämtheit auszusetzen.

Zwey folgende Tage verstrichen auf eben die Art, ohne daß sich etwas besonders zutrug, ohne daß sie die geringste Nachricht von Madame Montoni erhielt. Am Abend des Zweyten, nachdem sie Annetten fortgeschickt und sich zu Bette gelegt hatte,

wurde ihre Seele von den fürchterlichsten Bildern gequält, die nur die lange gefühlte Angst um ihre Tante ihr eingeben konnte: unvermögend, sich nur einen Augenblick zu vergessen, oder die Schattenbilder, die sie quälten, zu verbannen, stand sie vom Bett auf und trat in ein Fenster, um frische Luft zu schöpfen.

Aussen war alles still und dunkel, wenn man nicht den schwachen Schimmer der Sterne Licht nennen wollte, der nur undeutlich den Umriß der Berge, die westlichen Thürme des Schlosses und die Wälle unten sehn ließ, wo eine einsame Schildwache auf und ab ging. Welch ein Bild der Ruhe stellte nicht diese Scene dar! Auch die wilden furchtbaren Leidenschaften, die so oft in dem Einwohner dieses Schlosses wütheten, schienen jetzt in Schlaf gewiegt: diese geheimnißvollen Kräfte, welche die Elemente der menschlichen Natur zu Stürmen aufschrecken, waren ruhig. Emiliens Herz war es nicht; allein ihr Leiden, so tief es auch war, nahm doch den sanften Charakter ihrer Seele an. Ihr Schmerz war still, aber anhaltend, nicht der wilde Ausbruch der Leidenschaft, der die Einbildungskraft entflammt, die Schranken der Vernunft niederreißt und in einer selbst geschaffnen Welt des Schreckens lebt.

Die Luft erfrischte sie, und sie blieb im Fenster, auf die schattigte Gegend hinblickend.

Sie führten einen Rückblick auf alle die wunderbaren und traurigen Begebenheiten mit sich, die sie seit der Trennung von ihren Ältern erlebt hatte; und dieser Emilie, die mit so viel Zärtlichkeit erzogen, so zärtlich geliebt worden war, die einst nur Güte und Glückseligkeit kannte, mußten diese letzten Vorfälle und ihre gegenwärtige Lage

in einem fremden Lande, in einem fernen Schlosse, von Laster und Gewaltthätigkeit umgeben, mehr das Spiel einer gestörten Fantasie als Wirklichkeit zu seyn scheinen. Sie weinte bey dem Gedanken, was ihre Altern würden gelitten haben, wenn sie die Begebenheiten, die damahls auf sie warteten, hätten vorher sehn können.

Während sie ihre strömenden Augen zum Himmel aufhob, sah sie denselben Planeten, den sie in der Nacht vor ihres Vaters Tode in Languedoc gesehn hatte, über den östlichen Thürmen des Schloßes aufgehn. Sie erinnerte sich des Gesprächs, das sie über den Zustand der abgeschiednen Seelen geführt hatten; erinnerte sich der feyerlichen Musik, die sie gehört, und der damahls ihre zarte Besorglichkeit, trotz ihrer Vernunft, eine übernatürliche Deutung gegeben hatte. Bey diesen Erinnerungen weinte sie aufs neue und stand tiefsinnig da, als plötzlich die Töne süßer Musik durch die Luft hinstrichen. Eine heimliche Furcht bemächtigte sich ihrer; sie stand einige Augenblicke in zitternder Erwartung da, und suchte dann ihre Gedanken zu sammlen, und sich Fassung einzusprechen.

Ihre Verwundrung, so sanfte und süße Töne zu hören, war wenigstens nicht unnatürlich, denn seit langer Zeit hatte sie nichts einer Melodie ähnliches gehört. Die wilde Trompete und grelle Pfeife waren die einzigen Instrumente, die sie seit ihrer Ankunft zu Udolpho gehört hatte.

Sobald sie sich einigermaßen wieder beruhigt hatte, suchte sie zu entdecken, aus welcher Gegend die Töne kämen und es schien ihr, daß sie von unten hervorgingen; ob aber aus einem Zimmer des Schlosses, oder unten von der Terrasse

konnte sie nicht mit Gewißheit bestimmen. Furcht und Verwundrung wichen jetzt dem Zauber einer Musik, die mit der sanftesten, schwermüthigsten Süßigkeit durch die schweigende Nacht flötete. Auf ein mahl schien sie sich zu entfernen, zitterte schwach und verlor sich dann ganz.

Sie horchte noch fort, in die angenehme Ruhe versunken, die eine sanfte Musik in der Seele zurück läßt, allein sie kam nicht wieder. Sie dachte lange über diesen sonderbaren Umstand nach, denn sonderbar war es allerdings, um Mitternacht, wenn jeder Bewohner des Schlosses sich längst zur Ruhe begeben hatte, und an einem Orte, wo wahrscheinlich seit vielen Jahren kein musikalischer Laut getönt hatte, Musik zu hören. Langes Leiden hatte sie für alle Eindrücke der Furcht doppelt empfänglich und an übernatürliche Erscheinungen zu glauben geneigt gemacht. Es schien ihr, als wenn ihr verstorbner Vater in dieser Musik mit ihr spräche, um ihr Trost und Zuversicht einzuhauchen. Ihre Vernunft sagte ihr, daß dieß nur eine wilde Vermuthung sey, allein mit der Inkonsequenz, die bey einer in Unordnung gebrachten Einbildungskraft so natürlich ist, fiel sie auf eine andre, nicht weniger ungereimte, Vorstellung. Sie erinnerte sich an den sonderbaren Umstand, der dem gegenwärtigen Besitzer dieses Schloß verschafft hatte; an das Verschwinden der Signora Laurentini — und ein kalter Schauer überlief sie. Sie sah furchtsam im dunkeln Zimmer umher, und die Todtenstille, die daselbst herrschte, machte ihr diese Dunkelheit noch fürchterlicher.

Endlich verließ sie das Fenster, allein ihre Schritte wankten, als sie sich dem Bette näherte,

und sie stand still, und sah umher. Das einzige Licht das in diesem großen Zimmer brannte, wollte ausgehn; sie fuhr erschrocken vor der Dunkelheit hinter ihr zurück, dann aber, sich einer Schwäche schämend, die sie nicht ganz überwinden konnte, legte sie sich ins Bett, wo die Erquickung des Schlafs lange von ihr entfernt blieb. Sie beschäftigte sich noch immer mit dem, was sie gehört hatte, und nahm sich endlich vor, die folgende Nacht um dieselbe Stunde wieder aufzumerken. Wenn es menschliche Töne waren, sagte sie, so werde ich sie gewiß wieder hören.

Zwölftes Kapitel.

Annette kam des andern Morgens beynahe athemlos in Emiliens Zimmer. „O Fräulein, rief sie mit gebrochnen Worten aus, was für Neuigkeiten habe ich Ihnen zu sagen. Ich habe ausfindig gemacht, wer der Gefangne ist; allein er war kein Gefangner; rathen Sie nur einmahl, es ist jemand den Sie sehr gut kennen."

„Wie kann ich das errathen? sagte Emilie verdrießlich."

„Es ist jemand, den Sie oft zu Venedig gesehn haben; ein langer Herr mit einem schmalen Gesicht, der immer so stattlich geht und eine Feder auf dem Hute zu tragen pflegte; der immer zur Erde sieht, wenn die Leute mit ihm sprechen, und so finster unter seinen buschigten Augenbraunen hervor sieht, ich wundre mich nur, was er in diesem einsamen, alten Schlosse fürch-

tet, daß er sich hier einschließt. Eben jetzt ist er hervorgekommen; denn ich traf ihn diesen Augenblick auf dem Walle an. Ich zitterte als ich ihn sah, denn ich habe mich immer ein wenig vor ihm gefürchtet, allein ich nahm mir vor, es ihn nicht merken zu lassen und ging mit einer tiefen Verbeugung auf ihn zu. „Willkommen im Schlosse Signor Orsino, sagte ich!"

„Es war also Signor Orsino?"

„Ja Fräulein, Signor Orsino selbst, der den venetianischen Edelmann umbringen ließ und seitdem von Ort zu Ort umher geirrt ist."

„Mein Gott, und der ist nach Udolpho gekommen? Er thut sehr wohl, daß er sich verbirgt. — Aber sag mir, hast du nichts von meiner Tante gehört?"

„Vergangne Nacht träumte mir, ich sähe ihren Geist; allein da niemand etwas von ihr weiß, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie eben den Weg gegangen ist, als die vorige Dame des Schlosses." —

Emilie stützte den Kopf auf die Hand und schwieg. Bald aber schickte sie Annetten fort, um ungestört ihren Betrachtungen nachzuhängen.

Annettens Bemerkung hatte einen schrecklichen Verdacht über das Schicksal ihrer Tante in ihr rege gemacht und sie beschloß, noch einmahl Herz zu fassen, und sich an Montoni selbst zu wenden, um Gewißheit hierüber zu erlangen.

Nach einigen Stunden kam Annette zurück und sagte Emilien, daß der Thürsteher mit ihr zu sprechen wünschte, weil er ihr etwas wichtiges zu sagen hätte.

„Laß ihn sogleich in den Gang kommen, antwortete Emilie."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0470
DFG

Annette kam bald zurück.

„Bernardino getraut sich nicht in den Gang zu kommen, weil er entdeckt zu werden fürchtet: denn er hat scharfen Befehl erhalten, keinen Augenblick von seinem Posten zu gehn; wenn sie aber durch einen Weg, den er mir beschrieben hat, vors Thor zu ihm kommen wollen, so wird er Ihnen etwas entdecken, worüber Sie erstaunen werden. Allein Sie müssen ja nicht über den Hof gehn, damit der Signor Sie nicht sieht."

Emilie, der weder diese Umwege, noch die Bitte überhaupt gefielen, schlug es durchaus ab. „Sag ihm nur, antwortete sie Annetten, wenn er mir wirklich etwas wichtiges mitzutheilen hätte, so würde er wohl Gelegenheit finden, in den Gang zu kommen."

Annette blieb lange aus. Endlich kam sie mit der Antwort zurück, daß es nicht anginge, weil Bernardino sich der äusersten Gefahr aussetzte, wenn er jetzt seinen Posten verlassen wollte. „Wenn Sie aber in der Abenddämmerung auf den östlichen Wall kommen wollten, setzte sie hinzu, so wird es ihm vielleicht möglich, sich dahin zu schleichen."

Emilie besann sich eine Weile, weil diese Heimlichkeit sie befremdete, da sie aber glaubte, daß er sie vielleicht vor einer wichtigen Gefahr zu warnen hätte, beschloß sie zu gehn und ließ ihm sagen, daß sie eine Stunde nach Sonnenuntergang auf der Terrasse seyn wollte. „Sag ihm aber, daß er sich ja pünctlich einstellt: denn ich könnte auch von dem Signor Montoni bemerkt werden. Wo ist der Signor? ich möchte ihn gerne sprechen?"

„Er ist in dem schwarzen Zimmer und hält einen großen Rath mit den andern Herren. Es gibt heute ein Gastgeboth, um, wie ich glaube, wieder gut zu machen, was bey dem letzten vorgefallen ist: die Leute sind alle in der Küche sehr geschäftig.“

Emilie trug ihr nun auf, ihr zu sagen, wenn Montoni allein wäre, worauf sie fortging, um Bernardino Bescheid zu bringen.

Montoni war den ganzen Tag über so sehr beschäftigt, daß Emilie keine Gelegenheit hatte, sich eine Linderung ihrer schrecklichen Angst wegen ihrer Tante zu verschaffen. So wie die Stunde der Dämmerung näher rückte, nahm ihre Ungeduld zu: endlich ging die Sonne unter; sie hörte die Schildwache auf ihren Posten gehn und sobald Annette erschien, ging sie mit ihr auf die Terrasse herunter. Sie fürchtete, Montoni oder einen von seinen Gästen zu treffen, allein Annette sagte ihr, daß sie nichts von ihnen zu besorgen hätte, weil sie alle bey der Flasche säßen, worauf auch Bernardino sich verließe.

Als sie die erste Terrasse erreichten, rief die Schildwache wer da? Nachdem Emilie geantwortet hatte gingen sie weiter nach dem östlichen Wall, wo sie aufs neue angerufen wurden. Zwar ließ man sie ungehindert gehn, aber doch war es Emilien unangenehm, sich der Willkühr solcher Menschen zu einer solchen Stunde auszusetzen, und sie eilte voll Ungeduld, Bernardino zu finden, weiter. Er war noch nicht gekommen und sie lehnte sich tiefsinnig an die Mauer des Walls um auf ihn zu warten.

„Was sind das für Stimmen, sagte Emilie, furchtsam horchend.“

„Es

„Es ist der Signor. Er zecht mit seinen Gästen, erwiederte Annette.“

Großer Gott, dachte Emilie, kann dieser Mann so fröhlichen Herzens seyn, indeß er ein andres Wesen so elend macht — wenn es anders meiner Tante noch vergönnt ist, ihr Elend zu fühlen. O was auch für Leiden auf mich warten mögen, soll doch nie mein Herz sich gegen das Leiden andrer verhärten.

Sie sah mit einer Empfindung des Schreckens zu dem östlichen Thurme hinauf, neben welchem sie stand; ein Licht schimmerte durch die Gitter des untern Zimmers, die obern Fenster aber waren dunkel. Indem sah sie jemand mit einer Lampe durch das untere Zimmer gehn, allein dieser Umstand ließ sie nichts hoffen, da sie Madame Montoni vergebens in diesem Zimmer gesucht hatte, welches nur Soldatenkleidungen zu enthalten schien. Doch nahm sie sich vor, sobald Bernardino fortgegangen seyn würde, zu versuchen, ob sie die äussere Thüre des Thurms aufmachen könnte, und wenn es ihr gelänge, noch einen Versuch zu machen, ihre Tante zu entdecken.

Die Augenblicke verstrichen, aber Bernardino erschien noch immer nicht, und Emilie, die unruhig zu werden anfing, war unschlüssig, ob sie noch länger warten sollte. Sie würde Annetten ans Thor geschickt haben, um ihn anzutreiben; sie fürchtete sich aber, allein zu bleiben, denn es war nun beynahe ganz finster, und ein düstrer rother Streifen, der noch im Westen zögerte, war die einzige Spur des abgeschiednen Tags. Indessen überwog die lebhafte Neugier, die Bernardinos Bothschaft in ihr rege gemacht

hatte, alle andere Besorgnisse, und hielt sie noch zurück.

Während sie sich mit Annetten darüber besprach, was wohl an seinem langen Ausbleiben schuld seyn könnte; hörten sie ein Thor nahe bey ihnen aufschließen und sahen gleich darauf einen Mann auf sich zukommen. Es war Bernardino. Emilie fragte ihn eilends, was er ihr zu sagen hätte, und bath ihn sie nicht lange aufzuhalten, weil die Abendluft ihr nicht wohl bekäme.

„Sie müssen Ihr Mädchen fortschicken, sagte der Mann mit einer Stimme, deren tiefer Ton sie erschreckte. Was ich Ihnen zu sagen habe, geht nur Sie allein an.

Emilie besann sich und hieß darauf Annetten ein wenig bey Seite gehn.

„Nun Freund, fing sie an, was hat er mir zu sagen?"

Er schwieg einen Augenblick still, als wenn er bey sich selbst überlegte, und antwortete dann.

„Was mir zum wenigsten meinen Platz kosten würde, wenn es zu des Signors Ohren käme. Sie müssen mir versprechen, Fräulein, nie eine Sylbe von dem, was ich Ihnen eröffnen werde, zu sagen. Man hat einmahl in dieser Sache ein Vertrauen auf mich gesetzt, und wenn es herauskäme, daß ich es verrathen hätte, so würde ich vielleicht mit dem Leben dafür stehn müssen. Allein ich war um Sie bekümmert, gnädiges Fräulein und beschloß Ihnen zu sagen — Er hielt inne.

Emilie dankte ihm, versicherte ihn, daß er sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen könnte, und bath ihn zu eilen.

„Annette sagte uns wie sehr Sie um Ma-

dame Montoni bekümmert wären, und wie sehr Sie zu wissen wünschten, was aus ihr geworden wäre."

„Ja gewiß, sagte Emilie lebhaft, und könnt Ihr mir Nachricht davon geben? Ich beschwöre Euch mir alles, auch das ärgste, ohne Rückhalt zu sagen."

„Gut Signora, wenn das der Fall ist, so hören Sie. — Sie wissen vermuthlich, daß der Signor und seine Gemahlinn oft in Streit zusammen lebten. Es ist nicht meine Sache, mich um die Ursache zu bekümmern, allein es wird Ihnen bekannt seyn, daß —

„Gut, gut, sagte Emilie, rede er nur weiter" —

„Der Signor ist, wie es scheint, kürzlich sehr aufgebracht gegen sie gewesen. Ich sah alles und hörte alles, weit mehr als die Leute glaubten, allein, weil es mich nichts anging, so sagte ich auch nichts. Vor einigen Tagen ließ der Signor mich rufen. Bernardino sagte er, ich halte Euch für einen — ehrlichen Mann, und denke, daß ich Euch trauen kann. — Ich versicherte Sr. Gnaden, daß Sie sich auf mich verlassen könnten. „Gut, sagte er darauf, so viel ich mich besinnen kann, ich habe eine Sache unter Händen, wobey Ihr mir behülflich seyn könnt. — Darauf sagte er mir, was ich zu thun hätte, allein davon werde ich nichts sagen, weil es bloß die Signora betraf."

„O Himmel! rief Emilie, was habt Ihr gethan?"

Bernardino stockte und schwieg —

Welcher böse Feind konnte ihn oder euch zu einer solchen That verführen, rief Emilie

vor Schrecken erstarrt und kaum ihrer Sinne mächtig.

„Es war ein böser Feind! sagte Bernardino mit dumpfer Stimme. Beyde schwiegen; Emilie hatte nicht den Muth, weiter zu forschen, und Bernardino schien sich zu fürchten, mehr zu sagen. Endlich sagte er, es ist jetzt nicht mehr Zeit an das Vergangne zu denken; der Signor war grausam genug, allein man mußte ihm gehorchen. Was hätte auch wohl mein Weigern geholfen? Er würde schon andre gefunden haben, die sich kein Bedenken gemacht hätten."

„Ihr habt sie also ermordet! — rief Emilie mit hohler bebender Stimme: ich spreche mit einem Mörder!" — Brenardino stand verstummt da, während Emilie sich von ihm abwandte, und den Ort zu verlassen suchte.

„Bleiben Sie Fräulein! Sie verdienten wohl, daß ich Sie bey dem Glauben ließe, da Sie mich einer solchen That fähig halten können."

„Wenn Ihr unschuldig seyd, so redet geschwind, sagte Emilie mit schwacher Stimme. Ich fühle, daß ich nicht lange mehr im Stande seyn werde, Euch zu hören."

„Ich will nichts weiter sagen — erwiederte er und ging fort. Emilie hatte nur eben so viel Stärke, ihn bleiben zu heissen und Annetten zu rufen, auf deren Arm sie sich stützte, und langsam mit ihr den Wall hinauf ging, bis sie Schritte hinter sich hörten. Es war wiederum Bernardino."

„Schicken Sie das Mädchen fort, sagte er, so sollen Sie mehr erfahren."

„Sie darf nicht fort, sagte Emilie; was Ihr zu sagen habt, darf sie wohl hören."

„Darf sie das? So? antwortete er, gut

so sollen Sie auch nicht mehr erfahren. — Er ging langsam fort; Emiliens ängstliche Neugier überwältigte jetzt ihre Furcht und Unwillen, sie rief ihn zurück und hieß Annetten fortgehn.

„Die Signora lebt, sagte er. Sie ist meine Gefangne. Der Signor hat sie in dem Zimmer über dem großen Thore eingesperrt, und ich habe die Aufsicht über sie. Ich wollte Ihnen sagen, das Sie sie sehn könnten, aber nun —

Emilie, die sich durch diese Rede von einer unaussprechlichen Angst befreyt fühlte, bath nun Bernardino um Vergebung und beschwur ihn, daß er sie zu ihrer Tante führen möchte.

Er versprach es mit weniger Bedenklichkeit als sie erwartete, und sagte ihr, wenn sie die zukünftige Nacht, sobald der Signor sich zur Ruhe gelegt haben würde, an das hinterste Schloßthor kommen wollte, so sollte sie vielleicht Madame Montoni sehn.

Mitten unter aller Dankbarkeit, welche Emilie für diese Willfährigkeit empfand, glaubte sie eine Art von boshafter Schadenfreude auf seinem Gesichte zu entdecken, als er die letzten Worte sagte, allein sie verbannte sogleich diesen Gedanken, und nachdem sie ihm nochmahls gedankt hatte, bath sie ihn, gut mit ihrer Tante umzugehn, versprach ihm eine Belohnung und daß sie sich pünctlich einstellen würde. Hierauf sagte sie ihm gute Nacht und kam unbemerkt wieder in ihr Zimmer. Es dauerte lange, ehe der Taumel der Freude, worin Bernardinos unerwartete Nachricht sie versetzt hatte, sie deutlich an die Gefahr denken ließ, worin sie und Madame Montoni sich wirklich befanden. Sie bedachte nun, daß ihre Tante die Gefangne eines Mannes war,

der sie leicht seiner Rache oder seinem Geitze aufopfern konnte, und wenn sie sich das wilde Ansehn des Mannes dachte, der ihr zum Aufseher gegeben war, so schien ihr Urtheil bereits unterschrieben: denn Bernardinos Gesicht schien den Stempel des Mordes zu tragen, und als sie ihn zuerst ansah, schien es ihr, daß es keine so schwarze That gäbe, zu deren Ausführung er nicht bereit seyn würde. Diese Betrachtungen erinnerten sie an den Ton, womit er ihr versprochen hatte, sie die Gefangne sehn zu lassen, und sie sann lange unruhig und zweifelhaft darüber nach. Zuweilen schien es ihr sogar bedenklich, sich um die einsame Stunde, die er bestimmt hatte, ihm anzuvertrauen; und einmahl, aber einmahl nur fiel ihr der Gedanke ein, daß Madame Montoni vielleicht schon ermordet, und daß dieser Mörder bestellt wäre, sie selbst an einen entlegnen Ort zu führen, um auch ihr Leben Montonis Geitze aufzuopfern, der dann ungehindert die streitigen Güter in Languedoc in Besitz nehmen könnte. Allein dieses Verbrechen schien ihr gar zu abscheulich, als daß sie lange daran glauben konnte, nur schwankte sie noch immer zwischen Furcht und Zweifel, wenn sie sich an Bernardinos Wesen erinnerte. Endlich gingen ihre Gedanken von diesem Gegenstande zu andern über; und da der Abend herannahte; erinnerte sie sich mit einer gewissen Bewegung der Musik, die sie am Abend zuvor gehört hatte, und erwartete mit etwas mehr als Neugier sie wiederkommen zu hören.

Sie unterschied bis spät in die Nacht das ferne Zechgeschrey Montonis und seiner Gefährten — die lauten Gespräche, das ausschweifende Gelächter und die Rundgesänge, von denen der

Saal wiederhallte. Endlich hörte sie das schwere Thor des Schlosses für die Nacht verschließen, und dann eine tiefe Stille eintreten, die nur durch die leisen Schritte der Personen, die durch die Gallerien nach ihren fernen Zimmern gingen, unterbrochen wurde. Emilie, die nunmehr glaubte, daß es ohngefähr um die Zeit wäre, wo sie am Abend zuvor die Musik gehört hatte, schickte Annetten fort, und öffnete leise das Fenster um auf ihre Rückkehr zu warten. Der Planet, den sie bey der Annäherung der Musik so besonders bemerkt hatte, war noch nicht aufgegangen: allein mit abergläubiger Schwäche hielt sie ihre Augen starr auf die Gegend des Himmels gerichtet, wo sie ihn hatte hervorgehn sehn, und erwartete beynahe, daß, wenn er erschiene, die Töne wiederkehren würden. Endlich ging er, hellglänzend über den östlichen Thürmen des Schlosses hervor. Ihr Herz zitterte, als sie ihn sah, und sie hatte kaum so viel Stärke, am Fenster zu bleiben, damit nicht die wiederkehrende Musik sie in ihrer Angst bestärken und die wenige Stärke, die ihr noch übrig blieb, zu Boden werfen sollte. Bald darauf schlug die Glocke eins, und da sie wußte, daß dieß ohngefähr die Zeit war, wo die Töne sich hören ließen, setzte sie sich in einen Stuhl am Fenster nieder und suchte ihre Lebensgeister zu beruhigen, allein die Angst der Erwartung ließ es ihr nicht zu. Alles blieb indessen still.

Emilie horchte und horchte, aber keine Musik ließ sich vernehmen. „Gewiß waren es keine sterblichen Töne, sagte sie, indem sie sich die süße Melodie zurückrief. Kein Bewohner dieses Schlosses hätte eine solche hervorbringen können, und

wo ist das Gefühl, das einen so überirdischen Ausdruck einhauchen konnte? Wir wissen, daß man zuweilen überirrdische Töne auf Erden gehört hat. Ja, mein theurer Vater selbst sagte einmahl, daß er kurz nach meiner Mutter Tode, als ihn der Schmerz nicht schlafen ließ, durch ungewöhnlich süße Töne aus seinem Bette gelockt wurde, und als er das Fenster öffnete, hörte er erhabne Musik durch die mitternächtliche Luft dringen. Es war ihm ein sanfter Trost, sagte er; er blickte mit Vertrauen zum Himmel auf und gab sie seinem Gotte hin.

Emilie hielt inne und weinte bey dieser Erinnerung; vielleicht, fuhr sie fort, vielleicht wurden diese Töne vom Himmel herabgeschickt, um mich zu trösten, um mir Muth einzusprechen. Nie werde ich die Musik vergessen, die ich einmahl um diese Stunde in Languedoc hörte. Vielleicht umschwebt mich mein Vater in diesem Augenblick! Sie weinte aufs neue in zärtlicher Erinnerung verloren, und so brachte sie wachend und feyerlich die Stunde hin; aber kein Ton kehrte wieder, und nachdem sie am Fenster verweilt hatte, bis die lichte Farbe der Dämmerung die Spitzen der Berge färbte, und sich durch die Schatten der Nacht schlich, gab sie die Hoffnung auf, sie wieder zu hören, und legte widerstrebend sich zur Ruhe.

Ende des zweyten Theils.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0480
DFG

16. 9. 2003

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0483
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn72745692X/phys_0484
DFG

wundet und konnte nicht kommen, um mich herauszulassen. Anfangs hielten sie ihn für todt, und er ist erst jetzt wieder ordentlich zu sich selbst gekommen."

„Ich freue mich zu hören, daß er noch lebt."

„Noch lebt! um aller Heiligen willen, ich hoffe auch nicht, daß er sterben wird."

„Emilie sagte, sie hoffe es nicht;" allein dieser Ausdruck schien Annetten eine gewisse Furcht zu verrathen, und die ihrige nahm in eben dem Maaße zu, wie Emilie ihr Muth einzusprechen suchte. Auf ihre Erkundigung nach Madame Montoni konnte sie keine befriedigende Antwort geben.

„Ich vergaß ganz bey den Bedienten nachzufragen, Fräulein, denn ich konnte an niemand denken als an den armen Ludovico."

Annettens Schmerz hatte sich nun etwas gelegt, und Emilie schickte sie fort, um sich nach ihrer Herrschaft zu erkundigen, allein sie konnte nichts von ihr erfahren. Verschiedne, die sie befragte, wußten wirklich nichts von ihrem Schicksal und andre hatten wahrscheinlich Befehl erhalten, es zu verschweigen.

Dieser Tag verstrich Emilien in fortdauernder Angst und Bekümmerniß um ihre Tante: doch ließ wenigstens Montoni sie unbelästigt und jetzt da Annette befreyt war, bekam sie wenigstens zu essen, ohne sich einer Gefahr oder Unverschämtheit auszusetzen.

Zwey folgende Tage verstrichen auf eben die Art, ohne daß sich etwas besonders zutrug, ohne daß sie die geringste Nachricht von Madame Montoni erhielt. Am Abend des Zweyten, nachdem sie Annetten fortgeschickt und sich zu Bette gelegt hatte,